A 731,954

Digitized by Google

Digitized by Google

Athenaeum.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Dritter Band.

Berlin, 1800.

bei Heinrich Frölich.

Digitized by Google

Digitized by Google

Athenaeum.

73697

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Aug. Böckh.

Dritten Bandes Erstes Stück.

Berlin, 1800.

bei Heinrich Frölich.

Digitized by Google

838
S338at
v.3

Digitized by Google

Inhalt.

I. An Heliodora. Von Friedrich Schlegel. Seite 1 — 4

II. Ideen. Von Fr. Schlegel. . 4 — 34

III. Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz. Von Hülsen. 34 — 58

VI. Gespräch über die Poesie. Von Fr. Schlegel. . . . . 58 — 121

V. Notizen. . . . . 121 — 164

Digitized by Google

Druckfehler.

Seite	11	Z. 1 l. verkennend st. verdammend.
—	16	Z. 10 l. Bewußtseyn st. Bewußtsern.
—	131	Z. 14 l. wirklich st. wirlich.
—	147	letzte Zeile l. müßte st. mußte.
—	155	Z. 8 von oben l. nur st. mir.
—	159	Z. 17 — — l. und st. unb.
—	159	Z. 10 von unten l. so losen st. solchen.

Digitized by Google

I.

An Heliodora.

Aus tiefem Herzen wollte Liebe dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Muth
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geist in eigner Gluth,
Verachtend wandt' er sich von allen Dingen
Zum Raub gegeben seiner Sehnsucht Wuth.
Da klang der dunkeln Tugend Felsenwort:
Befrey dich Freyer selbst durch heilgen Mord!

2.

Kraft dieses Strahls ward ich mir neu gegeben,
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blitzt das höchste Leben.
Die große Bildung wuchs auf sicherm Grunde;
Was herrlich war und seyn wird, faßt' im Streben
Kunstlieb' und Heldenstolz im festen Bunde.
Der Wissenschaften Geist in Einem Bilde
Erschien dem Zauberrufe schön und milde.

Digitized by Google

3.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken.
Die Brüder, die mich ſchonend oft ertragen,
Wenn in der Freundſchaft Urbild ich verſunken
So gränzenlos begehrt' ohn es zu ſagen,
Sie ſind mit mir von gleicher Liebe trunken,
Wir alle hoffen, es ſoll göttlich tagen.
Zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte,
Auch mich erfreut des Witzes zarte Blüthe.

4.

Du warſt mir Morgenſonne, Heliodora!
Aus Deinem Lichte ſog ich neue Gluth.
Du biſt mir Lebensquelle, Heliodora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht.
Blüh' auf Du Wunderblume, Heliodora!
Zur ewgen Poeſie hauch ewgen Muth!
Ich will nicht länger mit dem Schickſal rechten,
Zu ſchönem Kranz nur ſchöne Zweige flechten.

5.

Doch wollen mit Vernunft wir vorwärts ſchreiten,
Verſtand erkenne, was die Luſt begonnen.
Durch Klugheit ſeh ich ſelbſt die beſten gleiten,
Verworrne Liſt iſt gar zu bald zerronnen;
Sie irren von ſich ſelbſt in ferne Weiten
Und haben nichts als ihre Müh gewonnen.
Zeigt Weisheit ſich in thörichtem Gewande,
So kommt der Dumme leichtlich von Verſtande.

Digitized by Google

6.

Die ſchwangre Zukunft rauſcht mit mächtgem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken;
Schau' in des klaren Geiſtes tiefſten Spiegel! —
Da kämpf ich Werke bildend ſonder Wanken,
Entreiße jeder Wiſſenſchaft das Siegel,
Verkündge Freunden heilige Gedanken
Und ſtifte allen Künſten einen Tempel,
Ich ſelbſt von ihrem Bund ein neu Exempel.

7.

Will das Geſchick mich aber früh zerſchlagen,
So ſinken wir in Einer Todesfluth.
Der bunten Erde kann ich leicht entſagen,
Denn für die Kunſt nur lodert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen!
Der Stahl vermähle hier noch unſer Blut,
Dem Geiſt genügt zu hinterlaßnem Ruhme
Der Liebe Kranz im irdſchen Heiligthume.

II.

Ideen.

Die Foderungen und Spuren einer Moral, die mehr wäre als der praktiſche Theil der Philoſophie, werden immer lauter und deutlicher. Sogar von Religion iſt ſchon die Rede. Es iſt Zeit den Schleyer der Iſis zu zerreißen, und das Geheime zu offenbaren. Wer den Anblick der Göttin nicht ertragen kann fliehe oder verderbe.

Ein Geiſtlicher iſt, wer nur im Unſichtbaren lebt, für wen alles Sichtbare nur die Wahrheit einer Allegorie hat.

Nur durch Beziehung aufs Unendliche entſteht Gehalt und Nutzen; was ſich nicht darauf bezieht, iſt ſchlechthin leer und unnütz.

Die Religion iſt die allbelebende Weltſeele der Bildung, das vierte unſichtbare Element zur Philoſo-

phie, Moral und Poesie, welches gleich dem Feuer, wo es gebunden ist, in der Stille allgegenwärtig wohlthut, und nur durch Gewalt und Reiz von außen in furchtbare Zerstörung ausbricht.

Der Sinn versteht etwas nur dadurch, daß er es als Keim in sich aufnimmt, es nährt und wachsen läßt bis zur Blüthe und Frucht. Also heiligen Samen streuet in den Boden des Geistes, ohne Künsteley und müßige Ausfüllungen.

Das ewige Leben und die unsichtbare Welt ist nur in Gott zu suchen. In ihm leben alle Geister, er ist ein Abyssus von Individualität, das einzige unendlich Volle.

Laßt die Religion frey, und es wird eine neue Menschheit beginnen.

Der Verstand, sagt der Verfasser der Reden über die Religion, weiß nur vom Universum; die Fantasie herrsche, so habt ihr einen Gott. Ganz recht, die Fantasie ist das Organ des Menschen für die Gottheit.

Der wahre Geistliche fühlt immer etwas höheres als Mitgefühl.

Ideen sind unendliche, selbständige, immer in sich bewegliche, göttliche Gedanken.

Nur durch Religion wird aus Logik Philoſophie, nur daher kommt alles was dieſe mehr iſt als Wiſſenſchaft. Und ſtatt einer ewig vollen unendlichen Poeſie werden wir ohne ſie nur Romane haben, oder die Spielerei, die man jetzt ſchöne Kunſt nennt.

Giebt es eine Aufklärung? So dürfte nur das heißen, wenn man ein Princip im Geiſt des Menſchen, wie das Licht in unſerm Weltſyſtem iſt, zwar nicht durch Kunſt hervorbrächte, aber doch mit Willkühr in freye Thätigkeit ſetzen könnte.

Nur derjenige kann ein Künſtler ſeyn, welcher eine eigne Religion, eine originelle Anſicht des Unendlichen hat.

Die Religion iſt nicht bloß ein Theil der Bildung, ein Glied der Menſchheit, ſondern das Centrum aller übrigen, überall das Erſte und Höchſte, das ſchlechthin Urſprüngliche.

Jeder Begriff von Gott iſt leeres Geſchwätz. Aber die Idee der Gottheit iſt die Idee aller Ideen.

Der Geiſtliche bloß als ſolcher iſt es nur in der unſichtbaren Welt. Wie kann er erſcheinen unter den Menſchen? Er wird nichts wollen auf der Erde, als das Endliche zum Ewigen bilden, und ſo muß er, mag auch ſein Geſchäft Namen haben wie es will, ein Künſtler ſeyn und bleiben.

Wenn die Ideen Götter werden, so wird das Bewußtseyn der Harmonie Andacht, Demuth und Hoffnung.

Den Geist des sittlichen Menschen muß Religion überall umfließen, wie sein Element, und dieses lichte Chaos von göttlichen Gedanken und Gefühlen nennen wir Enthusiasmus.

Genie zu haben, ist der natürliche Zustand des Menschen; gesund mußte auch er aus der Hand der Natur kommen, und da Liebe für die Frauen ist, was Genie für den Mann, so müssen wir uns das goldene Zeitalter als dasjenige denken, wo Liebe und Genie allgemein waren.

Künstler ist ein jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseyns ist, seinen Sinn zu bilden.

Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß.

Was thun die wenigen Mystiker die es noch giebt? — Sie bilden mehr oder weniger das rohe Chaos der schon vorhandnen Religion. Aber nur einzeln, im Kleinen, durch schwache Versuche. Thut es im Großen von allen Seiten mit der ganzen Masse, und laßt uns alle Religionen aus ihren Gräbern wecken, und die unsterblichen neu beleben und bilden durch die Allmacht der Kunst und Wissenschaft.

Tugend ist zur Energie gewordne Vernunft.

Die Symmetrie und Organisazion der Geschichte lehrt uns, daß die Menschheit, so lange sie war und wurde, wirklich schon ein Individuum, eine Person war und wurde. In dieser großen Person der Menschheit ist Gott Mensch geworden.

Das Leben und die Kraft der Poesie besteht darin, daß sie aus sich herausgeht, ein Stück von der Religion losreißt, und dann in sich zurückgeht, indem sie es sich aneignet. Eben so ist es auch mit der Philosophie.

Witz ist die Erscheinung, der äußre Blitz der Fantasie. Daher seine Göttlichkeit, und das Witzähnliche der Mystik.

Plato's Philosophie ist eine würdige Vorrede zur künftigen Religion.

Der Mensch ist ein schaffender Rückblick der Natur auf sich selbst.

Frey ist der Mensch, wenn er Gott hervorbringt oder sichtbar macht, und dadurch wird er unsterblich.

Die Religion ist schlechthin unergründlich. Man kann in ihr überall ins Unendliche immer tiefer graben.

Die Religion ist die centripetale und centrifugale Kraft im menschlichen Geiste, und was beyde verbindet.

Ob denn das Heil der Welt von den Gelehrten zu erwarten sey? Ich weiß es nicht. Aber Zeit ist es, daß alle Künstler zusammentreten als Eidgenossen zu ewigem Bündniß.

Das Moralische einer Schrift liegt nicht im Gegenstande, oder im Verhältniß des Redenden zu den Angeredeten, sondern im Geist der Behandlung. Athmet dieser die ganze Fülle der Menschheit, so ist sie moralisch. Ist sie nur das Werk einer abgesonderten Kraft und Kunst, so ist sie es nicht.

Wer Religion hat, wird Poesie reden. Aber um sie zu suchen und zu entdecken, ist Philosophie das Werkzeug.

Wie die Feldherrn der Alten zu den Kriegern vor der Schlacht redeten, so sollte der Moralist zu den Menschen in dem Kampf des Zeitalters reden.

Jeder vollständige Mensch hat einen Genius. Die wahre Tugend ist Genialität.

Das höchste Gut und das allein Nützliche ist die Bildung.

In der Welt der Sprache, oder welches eben so viel heißt, in der Welt der Kunst und der Bildung, erscheint die Religion nothwendig als Mythologie oder als Bibel.

Die Pflicht der Kantianer verhält sich zu dem Gebot der Ehre, der Stimme des Berufs und der Gottheit in uns, wie die getrocknete Pflanze zur frischen Blume am lebenden Stamme.

Ein bestimmtes Verhältniß zur Gottheit muß dem Mystiker so unerträglich seyn, wie eine bestimmte Ansicht, ein Begriff derselben.

Nichts ist mehr Bedürfniß der Zeit, als ein geistiges Gegengewicht gegen die Revoluzion, und den Despotismus, welchen sie durch die Zusammendrängung des höchsten weltlichen Interesse über die Geister ausübt. Wo sollen wir dieses Gegengewicht suchen und finden? Die Antwort ist nicht schwer; unstreitig in uns, und wer da das Centrum der Menschheit ergriffen hat, der wird eben da zugleich auch den Mittelpunkt der modernen Bildung und die Harmonie aller bis jetzt abgesonderten und streitenden Wissenschaften und Künste gefunden haben.

Glaubt man den Philosophen, so ist das was wir Religion nennen, nur eine absichtlich populäre oder aus Instinkt kunstlose Philosophie. Die Dichter scheinen sie eher für eine Abart von Poesie zu halten,

die ihr eignes schönes Spiel verdammend sich selbst zu ernsthaft und einseitig nimmt. Doch gesteht und erkennet die Philosophie schon, daß sie nur mit Religion anfangen und sich selbst vollenden könne, und die Poesie will nur nach dem Unendlichen streben und verachtet weltliche Nützlichkeit und Cultur, welches die eigentlichen Gegensätze der Religion sind. Der ewige Friede unter den Künstlern ist also nicht mehr fern.

Was die Menschen unter den andern Bildungen der Erde, das sind die Künstler unter den Menschen.

Gott erblicken wir nicht, aber überall erblicken wir Göttliches; zunächst und am eigentlichsten jedoch in der Mitte eines sinnvollen Menschen, in der Tiefe eines lebendigen Menschenwerks. Die Natur, das Universum kannst du unmittelbar fühlen, unmittelbar denken; nicht also die Gottheit. Nur der Mensch unter Menschen kann göttlich dichten und denken und mit Religion leben. Sich selbst kann niemand auch nur seinem Geiste direkter Mittler seyn, weil dieser schlechthin Objekt seyn muß, dessen Centrum der Anschauende außer sich setzt. Man wählt und setzt sich den Mittler, aber man kann sich nur den wählen und setzen, der sich schon als solchen gesetzt hat. Ein Mittler ist derjenige, der Göttliches in sich wahrnimmt, und sich selbst vernichtend Preis giebt, um dieses Göttliche zu verkündigen, mitzutheilen, und darzustellen allen Menschen in Sitten und Thaten, in Worten und Werken. Erfolgt dieser Trieb nicht, so war das

Wahrgenommene nicht göttlich oder nicht eigen. Vermitteln und Vermitteltwerden ist das ganze höhere Leben des Menschen, und jeder Künstler ist Mittler für alle übrigen.

Ein Künstler ist, wer sein Centrum in sich selbst hat. Wem es da fehlt, der muß einen bestimmten Führer und Mittler außer sich wählen, natürlich nicht auf immer sondern nur fürs erste. Denn ohne lebendiges Centrum kann der Mensch nicht seyn, und hat er es noch nicht in sich, so darf er es nur in einem Menschen suchen, und nur ein Mensch und dessen Centrum kann das seinige reizen und wecken.

Poesie und Philosophie sind, je nachdem man es nimmt, verschiedne Sphären, verschiedne Formen, oder auch die Factoren der Religion. Denn versucht es nur beyde wirklich zu verbinden, und ihr werdet nichts anders erhalten als Religion.

Gott ist jedes schlechthin Ursprüngliche und Höchste, also das Individuum selbst in der höchsten Potenz. Aber sind nicht auch die Natur und die Welt Individuen?

Wo die Philosophie aufhört, muß die Poesie anfangen. Einen gemeinen Standpunkt, eine nur im Gegensatz der Kunst und Bildung natürliche Denkart, ein bloßes Leben soll es gar nicht geben; d. h. es soll kein Reich der Rohheit jenseits der Gränzen der Bil-

dung gedacht werden. Jedes denkende Glied der Organisazion fühle seine Gränzen nicht ohne seine Einheit in der Beziehung aufs Ganze. Man soll der Philosophie zum Beispiel nicht bloß die Unphilosophie, sondern die Poesie entgegensetzen.

Dem Bunde der Künstler einen bestimmten Zweck geben, das heißt ein dürftiges Institut an die Stelle des ewigen Vereins setzen; das heißt die Gemeinde der Heiligen zum Staat erniedrigen.

Ihr staunt über das Zeitalter, über die gährende Riesenkraft, über die Erschütterungen, und wißt nicht welche neue Geburten ihr erwarten sollt. Versteht euch doch und beantwortet euch die Frage, ob wohl etwas in der Menschheit geschehen könne, was nicht seinen Grund in ihr selbst habe. Muß nicht alle Bewegung aus der Mitte kommen, und wo liegt die Mitte? — Die Antwort ist klar, nnd also deutet auch die Erscheinungen auf eine große Auferstehung der Religion, eine allgemeine Metamorphose. Die Religion an sich zwar ist ewig, sich selbst gleich und unveränderlich wie die Gottheit; aber eben darum erscheint sie immer neu gestaltet und verwandelt.

Wir wissen nicht was ein Mensch sey, bis wir aus dem Wesen der Menschheit begreifen, warum es Menschen giebt, die Sinn und Geist haben, andre denen sie fehlen.

Als Repräsentant der Religion aufzutreten, das ist noch frevelhafter wie eine Religion stiften zu wollen.

Keine Thätigkeit ist so menschlich wie die bloß ergänzende, verbindende, befördernde.

Der Künstler darf eben so wenig herrschen als dienen wollen. Er kann nur bilden, nichts als bilden, für den Staat also nur das thun, daß er Herrscher und Diener bilde, daß er Politiker und Oekonomen zu Künstlern erhebe.

Zur Vielseitigkeit gehört nicht allein ein weitumfassendes System, sondern auch Sinn für das Chaos außerhalb desselben, wie zur Menschheit der Sinn für ein Jenseits der Menschheit.

Wie die Römer die einzige Nation, die ganz Nation war, so ist unser Zeitalter das erste wahre Zeitalter.

Die Fülle der Bildung wirst du in unsrer höchsten Poesie finden, aber die Tiefe der Menschheit suche du bey dem Philosophen.

Auch die sogenanten Volkslehrer, die der Staat angestellt hat, sollen wieder Priester werden und geistlich gesinnt: aber sie können es nur dadurch, daß sie sich an die höhere Bildung anschließen.

Nichts ist witziger und grotesker als die alte Mythologie und das Christenthum; das macht, weil sie so mystisch sind.

Grade die Individualität ist das Ursprüngliche und Ewige im Menschen; an der Personalität ist so viel nicht gelegen. Die Bildung und Entwicklung dieser Individualität als höchsten Beruf zu treiben, wäre ein göttlicher Egoismus.

Man redet schon lange von einer Allmacht des Buchstabens, ohne recht zu wissen was man sagt. Es ist Zeit daß es Ernst damit werde, daß der Geist erwache und den verlohrnen Zauberstab wieder ergreife.

Man hat nur so viel Moral, als man Philosophie und Poesie hat.

Die eigentliche Centralanschauung des Christenthums ist die Sünde.

Durch die Künstler wird die Menschheit ein Individuum, indem sie Vorwelt und Nachwelt in der Gegenwart verknüpfen. Sie sind das höhere Seelenorgan, wo die Lebensgeister der ganzen äußern Menschheit zusammentreffen und in welchem die innere zunächst wirkt.

Nur durch die Bildung wird der Mensch, der es ganz ist, überall menschlich und von Menschheit durchdrungen.

Die urſprünglichen Proteſtanten wollten treuherzig nach der Schrift leben und Ernſt machen, und alles andre vernichten.

Religion und Moral ſind ſich ſymmetriſch entgegengeſetzt, wie Poeſie und Philoſophie.

Euer Leben bildet nur menſchlich, ſo habt ihr genug gethan: aber die Höhe der Kunſt und die Tiefe der Wiſſenſchaft werdet ihr nie erreichen ohne ein Göttliches.

Ironie iſt klares Bewußtſeyn der ewigen Agilität, des unendlich vollen Chaos.

Muſik iſt der Moral verwandter, Hiſtorie der Religion: denn Rhythmus iſt die Idee der Muſik, die Hiſtorie aber geht aufs Primitive.

Nur diejenige Verworrenheit iſt ein Chaos, aus der eine Welt entſpringen kann.

Vergeblich ſucht ihr in dem was ihr Aeſthetik nennt die harmoniſche Fülle der Menſchheit, Anfang und Ende der Bildung. Verſucht es die Elemente der Bildung und der Menſchheit zu erkennen und betet ſie an, vor allen das Feuer.

Es giebt keinen Dualismus ohne Primat; ſo iſt auch die Moral der Religion nicht gleich ſondern untergeordnet.

Verbindet die Extreme, ſo habt ihr die wahre Mitte.

Als ſchönſte Blüthe der beſondern Organiſazion iſt Poeſie ſehr lokal; die Philoſophie verſchiedner Planeten mag nicht ſo ſehr verſchieden ſeyn.

Moralität ohne Sinn für Paradoxie iſt gemein.

Ehre iſt die Myſtik der Rechtlichkeit.

Alles Denken des religiöſen Menſchen iſt etymologiſch, ein Zurückführen aller Begriffe auf die urſprüngliche Anſchauung, auf das Eigenthümliche.

Es giebt nur Einen Sinn, und in dem Einen liegen alle; der geiſtigſte iſt der urſprüngliche, die andern ſind abgeleitet.

Hier ſind wir einig, weil wir eines Sinns ſind; hier aber nicht, weil es mir oder dir an Sinn fehlt. Wer hat Recht, und wie können wir eins werden? Nur durch die Bildung, die jeden beſondern Sinn zu dem allgemeinen unendlichen erweitert; und durch den Glauben an dieſen Sinn, oder an die Religion ſind wir es ſchon jetzt, noch ehe wir es werden.

Jede Beziehung des Menſchen aufs Unendliche iſt Religion, nämlich des Menſchen in der ganzen Fülle ſeiner Menſchheit. Wenn der Mathematiker

das unendlich Große berechnet; das ist freylich nicht Religion. Das Unendliche in jener Fülle gedacht, ist die Gottheit.

Man lebt nur insofern man nach seinen eignen Ideen lebt. Die Grundsätze sind nur Mittel, der Beruf ist Zweck an sich.

Nur durch die Liebe und durch das Bewußtseyn der Liebe wird der Mensch zum Menschen.

Nach der Sittlichkeit zu streben ist wohl der schlechteste Zeitvertreib, die Uebungen in der Gottseeligkeit ausgenommen. Könnt ihr euch eine Seele, einen Geist angewöhnen? — So ists mit Religion und auch mit Moral, die nicht ohne Vermittlung auf die Oekonomie und Politik des Lebens einfließen sollen.

Der Kern, das Centrum der Poesie ist in der Mythologie zu finden, und in den Mysterien der Alten. Sättigt das Gefühl des Lebens mit der Idee des Unendlichen, und ihr werdet die Alten verstehen und die Poesie.

Schön ist was uns an die Natur erinnert, und also das Gefühl der unendlichen Lebensfülle anregt. Die Natur ist organisch, und die höchste Schönheit daher ewig und immer vegetabilisch, und das gleiche gilt auch von der Moral und der Liebe.

Ein wahrer Mensch ist, wer bis in den Mittelpunkt der Menschheit gekommen ist.

Es giebt eine schöne Offenheit, die sich öffnet wie die Blume, nur um zu duften.

Wie sollte die Moral bloß der Philosophie angehören, da der größte Theil der Poesie sich auf die Lebenskunst bezieht und auf die Kenntniß der Menschen! Ist sie also unabhängig von beyden und für sich bestehend? Oder ist es etwa mit ihr wie mit der Religion, daß sie gar nicht isolirt erscheinen soll?

Du wolltest die Philosophie zerstören, und die Poesie, um Raum zu gewinnen für die Religion und Moral, die du verkanntest: aber du hast nichts zerstören können als dich selber.

Alles Leben ist seinem ersten Ursprunge nach nicht natürlich, sondern göttlich und menschlich; denn es muß aus der Liebe entspringen, wie es keinen Verstand geben kann ohne Geist.

Die einzige bedeutende Opposizion gegen die überall aufkeimende Religion der Menschen und der Künstler, ist von den wenigen eigentlichen Christen zu erwarten, die es noch giebt. Aber auch sie, wenn die Morgensonne wirklich emporsteigt, werden schon niederfallen und anbeten.

Die Polemik kann nur den Verstand schärfen, und soll die Unvernunft vertilgen. Sie ist durchaus philosophisch; der religiöse Zorn und Ingrimm über die Beschränkung verliehrt seine Würde, wenn er als Polemik erscheint, in bestimmter Richtung auf einen einzelnen Gegenstand und Zweck.

Die wenigen Revoluzionärs, die es in der Revoluzion gab, waren Mystiker, wie es nur Franzosen des Zeitalters seyn können. Sie constituirten ihr Wesen und Thun als Religion; aber in der künftigen Historie wird es als die höchste Bestimmung und Würde der Revoluzion erscheinen, daß sie das heftigste Incitament der schlummernden Religion war.

Als Bibel wird das neue ewige Evangelium erscheinen, von dem Lessing geweissagt hat: aber nicht als einzelnes Buch im gewöhnlichen Sinne. Selbst was wir Bibel nennen ist ja ein System von Büchern. Uebrigens ist das kein willkührlicher Sprachgebrauch! Oder giebt es ein andres Wort, um die Idee eines unendlichen Buchs von der gemeinen zu unterscheiden als Bibel, Buch schlechthin, absolutes Buch? Und es ist doch wohl ein ewig wesentlicher und sogar praktischer Unterschied, ob ein Buch bloß Mittel zu einem Zweck, oder selbständiges Werk, Individuum, personificirte Idee ist. Das kann es nicht ohne Göttliches, und darin stimmt der esoterische Begriff selbst mit dem exoterischen überein; auch ist

keine Idee isolirt, sondern sie ist was sie ist, nur unter allen Ideen. Ein Beyspiel wird den Sinn erklären. Alle classischen Gedichte der Alten hängen zusammen, unzertrennlich, bilden ein organisches Ganzes, sind richtig angesehen nur Ein Gedicht, das einzige in welchem die Dichtkunst selbst vollkommen erscheint. Auf eine ähnliche Weise sollen in der vollkommnen Litteratur alle Bücher nur Ein Buch seyn, und in einem solchen ewig werdenden Buche wird das Evangelium der Menschheit und der Bildung offenbart werden.

Alle Philosophie ist Idealismus und es giebt keinen wahren Realismus als den der Poesie. Aber Poesie und Philosophie sind nur Extreme. Sagt man nun, einige sind schlechthin Idealisten, andre entschieden Realisten; so ist das eine sehr wahre Bemerkung. Anders ausgedrückt heißt es, es giebt noch keine durchaus gebildete Menschen, es giebt noch keine Religion.

Günstiges Zeichen, daß ein Physiker sogar — der tiefsinnige Baader — aus der Mitte der Physik sich erhoben hat, die Poesie zu ahnden, die Elemente als organische Individuen zu verehren, und auf das Göttliche im Centrum der Materie zu deuten!

Denke dir ein Endliches ins Unendliche gebildet, so denkst du einen Menschen.

Willst du ins Innere der Physik dringen, so laß dich einweihen in die Mysterien der Poesie.

Wir werden den Menschen kennen, wenn wir das Centrum der Erde kennen.

Wo Politik ist oder Oekonomie, da ist keine Moral.

Der erste unter uns, der die intellektuelle Anschauung der Moral gehabt, und das Urbild vollendeter Menschheit in den Gestalten der Kunst und des Alterthums erkannte und gottbegeistert verkündigte, war der heilige Winkelmann.

Wer die Natur nicht durch die Liebe kennen lernt, der wird sie nie kennen lernen.

Die ursprüngliche Liebe erscheint nie rein, sondern in mannichfachen Hüllen und Gestalten, als Zutrauen, als Demuth, als Andacht, als Heiterkeit, als Treue und als Schaam, als Dankbarkeit; am meisten aber als Sehnsucht und als stille Wehmuth.

Fichte also soll die Religion anggeriffen haben? — Wenn das Interesse am Uebersinnlichen das Wesen der Religion ist, so ist seine ganze Lehre Religion in Form der Philosophie.

Nicht in die politische Welt verschleudere du Glau-

ben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wiſſenſchaft und der Kunſt opfre dein Innerſtes in den heiligen Feuerſtrom ewiger Bildung.

In ungeſtörter Harmonie dichtet Hülſens Muſe ſchöne erhabene Gedanken der Bildung, der Menſchheit und der Liebe. Es iſt Moral im hohen Sinne; aber Moral von Religion durchdrungen im Uebergange aus dem künſtlichen Wechſel des Syllogismus in den freyen Strom des Epos.

Was ſich thun läßt, ſo lange Philoſophie und Poeſie getrennt ſind, iſt gethan und vollendet. Alſo iſt die Zeit nun da, beyde zu vereinigen.

Fantaſie und Witz ſind Dir Eins und Alles! — deute den lieblichen Schein und mache Ernſt aus dem Spiel; ſo wirſt du das Centrum faſſen und die verehrte Kunſt in höherm Lichte wieder finden.

Der Unterſchied der Religion und Moral liegt ganz einfach in der alten Eintheilung aller Dinge in göttliche und menſchliche, wenn man ſie nur recht verſteht.

Dein Ziel iſt die Kunſt und die Wiſſenſchaft, dein Leben Liebe und Bildung. Du biſt ohne es zu wiſſen auf dem Wege zur Religion. Erkenne es, und du biſt ſicher das Ziel zu erreichen.

In und aus unserm Zeitalter läßt sich nichts größeres zum Ruhme des Christenthums sagen, als daß der Verfasser der Reden über die Religion ein Christ sey.

Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst Preis giebt, ist ein unnützer Knecht.

Kein Künstler soll allein und einzig Künstler der Künstler, Central-Künstler, Director aller übrigen seyn; sondern alle sollen es gleich sehr seyn, jeder aus seinem Standpunkt. Keiner soll bloß Repräsentant seiner Gattung seyn, sondern er soll sich und seine Gattung auf das Ganze beziehen, dieses dadurch bestimmen und also beherrschen. Wie die Senatoren der Römer sind die wahren Künstler ein Volk von Königen.

Willst du ins Große wirken, so entzünde und bilde die Jünglinge und die Frauen. Hier ist noch am ersten frische Kraft und Gesundheit zu finden, und auf diesem Wege wurden die wichtigsten Reformationen vollbracht.

Wie beym Manne der äußre Adel zum Genie, so verhält sich die Schönheit der Frauen zur Liebesfähigkeit, zum Gemüth.

Die Philosophie ist eine Ellipse. Das eine Centrum, dem wir jetzt näher sind, ist das Selbstgesetz der Vernunft. Das andre ist die Idee des Univer-

sums, und in diesem berührt sich die Philosophie mit der Religion.

Die Blinden, die von Atheismus reden! Giebt es denn schon einen Theisten? Ist schon irgend ein Menschengeist der Idee der Gottheit Meister!

Heil den wahren Philologen! Sie wirken Göttliches, denn sie verbreiten Kunstsinn über das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit. Kein Gelehrter sollte bloß Handwerker seyn.

Der Geist unsrer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unsrige bleiben so lange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Keppler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabey unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bey den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.

Vernehmt mich nur jetzt und merket warum ihr euch nicht verstehen könnt unter einander, so habe ich meinen Zweck erreicht. Ist der Sinn für Harmonie geweckt, dann ist es Zeit das Eine, was ewig wiedergesagt werden muß, harmonischer zu sagen.

Wo die Künſtler eine Familie bilden, da ſind Urverſammlungen der Menſchheit.

Die falſche Univerſalität iſt die welche alle einzelne Bildungsarten abſchleift und auf dem mittlern Durchſchnitt beruht. Durch eine wahre Univerſalität würde im Gegentheil die Kunſt zum Beyſpiel noch künſtlicher werden, als ſie es vereinzelt ſeyn kann, die Poeſie poetiſcher, die Kritik kritiſcher, die Hiſtorie hiſtoriſcher und ſo überhaupt. Dieſe Univerſalität kann entſtehn, wenn der einfache Strahl der Religion und Moral ein Chaos des combinatoriſchen Witzes berührt und befruchtet. Da blüht von ſelbſt die höchſte Poeſie und Philoſophie.

Warum äußert ſich das Höchſte jetzt ſo oft als falſche Tendenz? — Weil niemand ſich ſelbſt verſtehen kann, der ſeine Genoſſen nicht verſteht. Ihr müßt alſo erſt glauben, daß ihr nicht allein ſeyd, ihr müßt überall unendlich viel ahnden und nicht müde werden den Sinn zu bilden, bis ihr zuletzt das Urſprüngliche und Weſentliche gefunden habt. Dann wird euch der Genius der Zeit erſcheinen und wird euch leiſe andeuten was ſchicklich ſey und was nicht.

Wer ein Höchſtes tief in ſich ahndet und nicht weiß wie er ſichs deuten ſoll, der leſe die Reden über die Religion, und was er fühlte wird ihm klar werden bis zum Wort und zur Rede.

Nur um eine liebende Frau her kann ſich eine Familie bilden.

Die Poeſie der Dichter bedürfen die Frauen weniger, weil ihr eigenſtes Weſen Poeſie iſt.

Myſterien ſind weiblich; ſie verhüllen ſich gern, aber ſie wollen doch geſehen und errathen ſeyn.

In der Religion iſt immer Morgen und Licht der Morgenröthe.

Nur wer einig iſt mit der Welt kann einig ſeyn mit ſich ſelbſt.

Der geheime Sinn des Opfers iſt die Vernichtung des Endlichen, weil es endlich iſt. Um zu zeigen daß es nur darum geſchieht muß das Edelſte und Schönſte gewählt werden; vor allen der Menſch, die Blüthe der Erde. Menſchenopfer ſind die natürlichſten Opfer. Aber der Menſch iſt mehr als die Blüthe der Erde; er iſt vernünftig, und die Vernunft iſt frey und ſelbſt nichts anders als ein ewiges Selbſtbeſtimmen ins Unendliche. Alſo kann der Menſch nur ſich ſelbſt opfern, und ſo thut er auch in dem allgegenwärtigen Heiligthum von dem der Pöbel nichts ſieht. Alle Künſtler ſind Decier, und ein Künſtler werden heißt nichts anders als ſich den unterirdiſchen Gottheiten weihen. In der Begeiſterung des Vernichtens offenbart ſich zuerſt der Sinn göttlicher Schöp-

fung. Nur in der Mitte des Todes entzündet sich der Blitz des ewigen Lebens.

Trennt die Religion ganz von der Moral, so habt ihr die eigentliche Energie des Bösen im Menschen, das furchtbare, grausame, wüthende und unmenschliche Prinzip, was ursprünglich in seinem Geiste liegt. Hier straft sich die Trennung des Untheilbaren am schrecklichsten.

Zunächst rede ich nur mit denen die schon nach dem Orient sehen.

Du vermuthest Höheres auch in mir, und fragst, warum ich eben an der Gränze schweige? — Es geschieht, weil es noch so früh am Tage ist.

Nicht Herrmann und Wodan sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft. Gedenke noch einmal an Keppler, Dürer, Luther, Böhme; und dann an Lessing, Winkelmann, Goethe, Fichte. Nicht auf die Sitten allein ist die Tugend anwendbar; sie gilt auch für Kunst und Wissenschaft, die ihre Rechte und Pflichten haben. Und dieser Geist, diese Kraft der Tugend unterscheidet eben den Deutschen in der Behandlung der Kunst und der Wissenschaft.

Worauf bin ich stolz und darf ich stolz seyn als Künstler? — Auf den Entschluß, der mich auf ewig von

allem Gemeinen absonderte und isolirte; auf das Werk, was alle Absicht göttlich überschreitet, und dessen Absicht keiner zu Ende lernen wird; auf die Fähigkeit, das Vollendete was mir entgegen ist, anzubeten; auf das Bewußtseyn, daß ich die Genossen in ihrer eigensten Wirksamkeit zu beleben vermag, daß alles was sie bilden Gewinn ist für mich.

Die Andacht der Philosophen ist Theorie, reine Anschauung des Göttlichen, besonnen, ruhig und heiter in stiller Einsamkeit. Spinosa ist das Ideal dafür. Der religiöse Zustand des Poeten ist leidenschaftlicher und mittheilender. Das Ursprüngliche ist Enthusiasmus, am Ende bleibt Mythologie. Was in der Mitte liegt, hat den Charakter des Lebens bis zur Geschlechtsverschiedenheit. Mysterien sind, wie schon gesagt, weiblich; Orgien wollen in fröhlicher Ausgelassenheit der männlichen Kraft alles um sich her überwinden oder befruchten.

Eben weil das Christenthum eine Religion des Todes ist, ließe es sich mit dem äußersten Realismus behandeln, und könnte seine Orgien haben so gut wie die alte Religion der Natur und des Lebens.

Es giebt keine Selbstkenntniß als die historische. Niemand weiß was er ist, wer nicht weiß was seine Genossen sind, vor allen der höchste Genosse des Bundes, der Meister der Meister, der Genius des Zeitalters.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten des Bundes ist, alle Ungehörigen, die sich unter die Genossen eingeschlichen haben, wieder zu entfernen. Die Stümperey soll nichts mehr gelten.

O wie armseelig sind eure — ich meyne die besten unter euch — eure Begriffe vom Genie. Wo ihr Genie findet, finde ich nicht selten die Fülle der falschen Tendenzen, das Centrum der Stümperey. Etwas Talent und ziemlich viel Windbeuteley, das preisen alle und rühmen sich gar wohl zu wissen, das Genie sey incorrect, müsse so seyn. So ist also auch diese Idee verloren gegangen? — Ist nicht der sinnige Mensch am geschicktesten Geisterwort zu vernehmen? Nur der Geistliche hat einen Geist, einen Genius, und jeder Genius ist universell. Wer nur Repräsentant ist, hat nur Talent.

Wie die Kaufleute im Mittelalter so sollten die Künstler jetzt zusammentreten zu einer Hanse, um sich einigermaßen gegenseitig zu schützen.

Es giebt keine große Welt als die Welt der Künstler. Sie leben hohes Leben. Der gute Ton steht noch zu erwarten. Er würde da seyn, wo jeder sich frey und fröhlich äußerte, und den Werth der andern ganz fühlte und begriffe.

Ursprünglichen Sinn fordert ihr vom Denker

einmal für allemal, und ein gewisses Maaß von Begeisterung verstattet ihr sogar dem Dichter. Aber wißt ihr auch, was das heiße? Ihr habt, ohne es gewahr zu werden, heiligen Boden betreten; ihr seyd unser.

Alle Menschen sind etwas lächerlich und grotesk, bloß weil sie Menschen sind; und die Künstler sind wohl auch in dieser Rücksicht doppelte Menschen. So ist es, so war es, und so wird es seyn.

Selbst in den äußerlichen Gebräuchen sollte sich die Lebensart der Künstler von der Lebensart der übrigen Menschen durchaus unterscheiden. Sie sind Braminen, eine höhere Kaste, aber nicht durch Geburt sondern durch freye Selbsteinweihung geadelt.

Was der freye Mensch schlechthin constituirt, worauf der nicht freye Mensch alles bezieht, das ist seine Religion. Es ist ein tiefer Sinn in dem Ausdruck, dies oder jenes ist sein Gott, oder Abgott und in andern ähnlichen.

Wer entsiegelt das Zauberbuch der Kunst und befreyt den verschloßnen heiligen Geist? — Nur der verwandte Geist.

Ohne Poesie wird die Religion dunkel, falsch und bösartig; ohne Philosophie ausschweifend in aller Unzucht und wollüstig bis zur Selbstentmannung.

Das Universum kann man weder erklären noch begreifen, nur anschauen und offenbaren. Höret nur auf das System der Empirie Universum zu nennen, und lernt die wahre religiöse Idee desselben, wenn ihr den Spinosa nicht schon verstanden habt, vor der Hand in den Reden über die Religion lesen.

In alle Gestalten von Gefühl kann die Religion ausbrechen. Der wilde Zorn und der süßeste Schmerz gränzen hier unmittelbar aneinander, der fressende Haß und das kindliche Lächeln froher Demuth.

Willst du die Menschheit vollständig erblicken, so suche eine Familie. In der Familie werden die Gemüther organisch Eins, und eben darum ist sie ganz Poesie.

Alle Selbständigkeit ist ursprünglich, ist Originalität, und alle Originalität ist moralisch, ist Originalität des ganzen Menschen. Ohne sie keine Energie der Vernunft und keine Schönheit des Gemüths.

Zuerst vom Höchsten redet man durchaus freymüthig, völlig sorglos, aber gerade zum Ziel.

Ich habe einige Ideen ausgesprochen, die aufs Centrum deuten, ich habe die Morgenröthe begrüßt nach meiner Ansicht, aus meinem Standpunkt. Wer den Weg kennt, thue desgleichen nach seiner Ansicht, aus seinem Standpunkt.

An

An Novalis.

Nicht auf der Gränze ſchwebſt du, ſondern in deinem Geiſte haben ſich Poeſie und Philoſophie innig durchdrungen. Dein Geiſt ſtand mir am nächſten bey dieſen Bildern der unbegriffenen Wahrheit. Was du gedacht haſt, denke ich, was ich gedacht, wirſt du denken, oder haſt es ſchon gedacht. Es giebt Misverſtändniſſe, die das höchſte Einverſtändniß nur beſtätigen. Allen Künſtlern gehört jede Lehre vom ewigen Orient. Dich nenne ich ſtatt aller andern.

III.

Natur = Betrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz.

1.

Ansicht der Schweiz.

Trägst du in deiner Brust eine Welt schöner Ahndungen, und das stille Verlangen nach hohem Genusse der Natur; so suche das Land im segnenden Schutze der Alpen, wo die Göttin sich vor allen ihren Tempel erbaute, und wo sie in jeder Erscheinung dein Innerstes rührt zur Freude und Bewunderung.

Von den Katarakten des Rheins bis an den lemanischen See, und von dem blumenreichen Jura bis in die fernsten Gebirge des Osten wandelt dein Auge überall in ewiger Umkränzung des Schönen, und sieht hier Größe und Hoheit und süßes himmlisches Lächeln.

Jetzt liebliche Quellen und kristallhelle Bäche, bald in sanften bald in stürmenden Fällen; herrliche Thäler und fruchtbare Hügel mit den stillen freundlichen Wohnungen in der Veste der Gebirge, und Wiesen und Triften und hochgelegene Sennenhütten über den waldigen Abhängen.

Dann spiegelnde Seen und rauschende Ströme, in Felsen gebildet und in sanftgehobenen Hügeln. Friedliche Haine und schauerliche Waldungen, mit dem ewigen Wohlgeruche duftender Blumen und Kräuter, und endlich jene erhabenen Felsengebirge mit den lichtgekrönten Häuptern, die im Glanze des Abends wie himmlische Erscheinungen aus den Wolken dir winken.

Wie ist dir so wohl in dieser Feier der Natur. Du stehst auf den sonnigen Gipfeln der Alpen und athmest Milde des Frühlings, und wohin du blickest im weiten Kreise des Auges, naht die Göttin dir sichtbar in herrlich strahlender Bildung. Von den Höhen herab über die Thäler und Gewässer siehst du ihr Schweben. Licht ist ihre Bahn, und ewiger Wechsel des Schönen ihr himmlischer Wandel. So breitest du deine Hände über die Rosengewölke des Tages, und segnest dein Geschlecht, und in stillen Umarmungen der dir befreundeten Wesen sprichst du, ich bin ewig.

Aber es wandle in diesem Himmel froh und innigtheilnehmend die Freundschaft mit dir, daß du dein schönes Gefühl begreifest im entgegnenden Drucke der Hand, und dein leisester Ruf zurücktöne in der beweg-

ten Bruſt des Freundes. Dann erſcheinet dir in Klarheit die hohe Bedeutung der Natur, und du fühlſt es mit Entzücken, daß ſie nur Liebe der Weſen iſt, die ihre Herrlichkeiten anſchaun.

So wird dir Zuverſicht in des Tages ſchöner Beleuchtung und im Sternenlichte der Nacht, wo des einſamen Nachdenkens banger Zweifel oft die Wahrheit umwölkte, die dein verklärtes Auge nun ſieht. Fühle ſie tief in dieſer heiligen Rührung; und es ſinken dir nicht die Himmel im Umkreiſe der Sonnen, und verhallt nicht ihrer Sphären harmoniſcher Wohllaut; denn im Tauſche unſrer Geiſter wird Leben die Schöpfung, und umglänzt die Harmonie uns mit Licht und ewiger Liebe.

Auf den letzten Gebürgen von Schwaben öffnet ſich deinem Blicke das erhabene Schauſpiel. Du ſiehſt das Land deiner ſtillen Wünſche vor dir im magiſchen Dunkel der Gebirge; und die Ahndungen deiner Seele werden lichter und bedeutender, und du ſchauſt hin in die Ferne mit hohem ſehnendem Verlangen.

Aber lächelnd ſchwebt ſchon die Erfüllung dir zur Seite; denn näher dem Auge winkt dir der Spiegel des Boden-Sees mit ſeinen dämmernden Ufern. Du enträthſelſt die Geſtalten in der zauberiſchen Beleuchtung, und wandelſt entzückt über die lichte Ebne, bis dein Blick ſich verliert. Es iſt die Allmacht des Schönen die dein Auge feſſelt, daß du ewig weilen möchteſt in dieſem Zauber, und du huldigſt der Natur in

deiner erſten Rührung, und freueſt dich darum ihrer Umarmung mit einem kindlich genügenden Sinne.

Ueber das magiſche Dunkel hinaus birgt dir vielleicht ein Schleier von Nebeln noch ſchönere Geſtalten. Du ahndeſt ſie wohl, denn mancher Wanderer hat ſie geprieſen von der Höhe, da du hinblickeſt, und du vernahmſt die Kunde und ſahſt ſein Auge erglänzen.

Aber die regen Bilder deiner Phantaſie kämpfen umſonſt mit den Nebeln, wenn nicht ein freundlicher Morgen die Ferne erhellt, und dein Auge nun hinwandelt im freien Umkreiſe ſeines Lichts. Genüge dir dann das Vorgefühl, das der Natur du entgegen trägſt, und der ſtille Genuß des Lichtes, das über die Nebel gebietet. In ihm nahen deinem Blicke alle Bildungen der Unendlichkeit: denn wo im ewigen Raume glänzt das Schöne und Erhabene, das dem Auge nicht daherleuchtete in der Harmonie des Ganzen? Du ſiehſt in jeder Erſcheinung ihre unendliche Verknüpfung, und ahndeſt darum in jeder Berührung die unendliche Welt. Sie iſt ewig in deiner Anſchauung, und das Dunkel der Geſtalten und jeder Schimmer aus tiefer Ferne winkt die gleiche Gewißheit deines vollendeten Blickes. Das Licht iſt nur eines und bleibet mit dir. Aber die Räume der Erſcheinungen ſind nicht bleibend dieſelben. Du bewegſt ſie im freien Wandel, und beſtimmſt deinem Auge ihre Nähen und ihre Fernen. In dieſer Freiheit deines Blickes fühle den eignen Himmel im Buſen, wo alles Große und Schöne in ewiger Nähe dir wohnet, und deute in ihm jede Erſcheinung,

die der Augenblick dir zuführt. So bist du geweiht durch dein eignes Gefühl für die Wahrheiten der Natur, und innig vertraut mit ihrem heiligen Sinne, wandelst du, nirgends ein Fremdling des schönen Landes.

2.

Der Rhein bei Schaffhausen.

An den Quellen und Strömen deiner vaterländischen Fluren hast du zuerst das süßere Lächeln der Göttin vernommen, die den Sinn des Knaben wecket mit Anmuth und Schönheit, und des Jünglings Wandel leitet mit stiller schützender Liebe.

Hier ruhtest du oft in schöner Vergessenheit des Lebens am Busen der hohen Göttin, und regtest in stiller Bildung der Gedanken das erste himmlische Ahnden einer freien Schöpfung. Leiser wurde dein Sinn und bedeutender dein Blick. Du folgtest den freundlichen Winken des Schönen an jede heilige Orte, und die Muse umarmte dich, und du fühltest eine höhere Bedeutung deines Lebens, und priesest die Natur mit des Gesanges lieblichen Tönen.

Aber du suchest deines Lebens höhere Wahrheit in lichteren Bildern, und sehnest dich nach der Anschauung kristallheller Bäche, und nach der Ströme froherem Laufe in reiner ungetrübter Klarheit. Wo freute sich dein Blick dieser himmlischen Gewässer, und

ihres herrlichen Schmuckes im Kranze der Ufer? Die Ströme Deutschlands sahst du so nicht wandeln. Nur in den Klüften und Thälern des waldigen Harzes und in den Felsengebürgen von Thüringen kommt im schönern Spiele des Lichts und im süßern Laute der Wogen ein einsamer Bach. Du priesest seinen Wandel und die himmlische Klarheit, und lauschtest mit Wohlgefallen dem süßen melodischen Geflüster.

Aber es war nur Vorbedeutung des schönern Himmels, in welchen du eintrittst mit dem erhabenen Rheinstrom. Ihm vertraute die Natur den Eingang in ihr Heiligthum, und setzte ihn zum Richter über die nahenden Menschen. Groß und untrüglich ist sein richtendes Wort. Er erforschet dein Innerstes, und sagt dir, ob du es würdig bist die Stätte zu berühren, wo die Göttin wandelt in strahlender Hoheit und im freundlich belebenden Lichte des Ewig-Schönen.

Am östlichen Thore der Stadt, deren Name mit dem Ruhme des Rheines wandelt, erblickst du den Strom. Hell wird dein Auge und freundlich dein Blick. Du fühlest dich zauberisch hingezogen in des Stromes herrlichen Wandel, als wollest du ihn umfangen in kindlicher Unwissenheit und Freude. Noch sahst du kein Gewässer in dieser jugendlichen Schöne, in diesem magischen Farbenspiele seiner himmlischen Klarheit. Er strömet dahin bald leiser bald rascher, wie der Felsengrund eben und abwärts ihm winket, und des Ufers leichte Gebüsche und sein dunkles Gestein schweben mit zitterndem Lichte in des Stromes wirbelnder Woge. Du weilest nicht mit stillbetrach-

tendem Blicke. Es ruht das Auge; aber es wandelt der Strom. In dieſem Zauber der Bewegung fließt dein trunkner Blick, und du eileſt mit des Stromes ſpielendem Wirbel ſchnell am Ufer vorüber. Aber wandelt der Strom die geebnete Bahn, dann umglänzet dich ſein Spiegel, und du ſchauſt feſten Blickes auf die ſchwebende Fluth und auf das himmliſche Farbenſpiel der leiſe bewegten Woge. Wo quillt dieſes Lichtes lieblicher Zauber, und wo der Friede, der mit ihm ſtrömet? Du ahndeſt Täuſchung des trunknen Blickes und ſchöpfeſt den Strahl. Aber es wandelt der Zauber in der Natur des Stromes, und ſeine himmliſche Schönheit in der Befreundung des Auges iſt der ſtille Friede, der mit ihm ſtrömet.

Weile in dieſem Lichte, und finde die hohe Wahrheit wonach dein Auge dürſtet. Du wirſt ewig nur ſeyn, wo die Natur dir ſtrahlet, und welche ſchöne Gefühle dein Innerſtes beleben: ſie rührte deinen Sinn, und nur in ihr ſollſt du jedes Gefühl begreifen, und jede freie That in ihren Winken vollbringen. Aus der Unendlichkeit herab ſtrömet ihr Licht, und jede Erſcheinung in dieſem Lichte iſt Blick des Ewigen. Darum freuſt du dich ihrer mit Innigkeit, denn deine Freude iſt Wandel durch die unendlichen Himmel, im Gefühle des Schönen, das ewig mit dir bleibet.

Noch ruht dein Auge auf dem Spiegel des Stroms mit ſtillem heiligem Wohlgefallen. Sahſt du das himmliſche Lächeln der Göttin? Wohl wandelt ſie daher in ewiger Nähe dem Menſchen, und leuchtet Leben und Freude; aber nirgends doch ſo ſichtbar und

freundlich dem Auge als im Lichte der Gewässer und in der leicht dahin schwebenden melodischen Welle. Du schaust mit dem einen und gleichen Blicke die Blumen des Ufers und den ewigen Himmel im Strome. Deute die Wahrheit, und freue dich der hohen Weisheit des Schönen, die im Strome dir lächelt. Ein Augenblick nur verbindet die ewigen Räume, und er ist ewig mit ihnen. Dein ist der Blick, und dein die ewige Verknüpfung. Darum schmücke dich mit den Blumen in der Berührung der Himmel, und fühle in deinem Busen den ewigen Moment. Des Stromes herrlicher Wandel winkt seine Bedeutung. Er ist Bild deines Lebens, Bild deiner selbst, wie du dir ewig und bleibend in stiller Anschauung erscheinest, und dann wieder dahinströmest im schönen Wandel deiner Gefühle.

Aber Bild des Menschen in seiner jugendlichen Kraft und seiner ungeschminkten Wahrheit ist dieser Strom. Man siehet ihn und liebet ihn. Bleibe ihm gleich, du froher kühner Jüngling, und trink aus des Stromes spielender Woge den leichten Muth und den reinen hellen Sinn, der zum Manne von Kraft und Thaten dich bildet. Nimmer kehret der Strom zu dem Tropfen zurück, der er sich loswand vom Eise und zitternd herabglitt von der Felsenwand. Im Drucke der Felsen übt er seine Kräfte, und vereinigt sie zum Strome, und wird die Hindernisse bekämpfen, die seiner Bestimmung entgegen sind. Wie des Stromes Gewalt seine eigne Quelle ist, die er in sich fortführt über Felsen und durch Klüfte: so auch ist im Menschen

durch sein ganzes schönes Leben seines Daseyns Urquell bleibende ewige Freiheit, die er in sich fortführt durch den Strom der Zeiten, und zum Ziele fördert wie der Strom seine Quelle.

3.

Der Rheinfall bei Laufen.

Mit einer fröhlichen Eile zu seinem mächtigen Falle beugt der Strom in ein Buchengebüsch auf felsiger Höhe, und winkt nur dem Wandrer zu einer großen Erwartung. Still schaust du ihm nach, wo die muthige Welle noch sichtbar bleibt am hervorragenden Gestein. Dann wandelst du abwärts durch kühlende Schatten, und er verschwindet deinem Blicke. Aber er wird nicht fortströmen in verborgnen Klüften. Stolz auf seine Kraft ist er des freien Ganges gewiß, und verspricht auch durch Felsen hindurch den Weg sich zu bahnen.

Schon hörst du von fern her das Rauschen seines Falles wie dumpfes Getöse aus tiefer schauerlicher Waldung. Eine hohe Ahndung ergreift dich im Innersten, und hebt mit schnellerem Wechsel die tiefgerührte Brust. Lauter wird der Ruf, gleich dem Rufe des Donners, wenn er näher und näher am Gebirge heraufkommt, und durch die Stille der Thäler seine Erschütterung wandelt. Still und horchend, aber mit kühnerem Schritte eilest du dahin, und unverwandten Blickes fragst du den Sinn, der den Ruf vernimmt.

woher sie wandle die unsichtbare Gottheit. Dann tritt sie hervor am letzten Abhange des Weges majestätisch und groß, und ein freudiges Erstaunen, und eine tiefe erhabene Rührung durchdringt dein ganzes Wesen.

Allwandelnde, ewige, erhabene Natur, wer hat zuerst in deinem Lichte sein Auge verkläret, und an deinem himmlischen Hauche seinen Busen erwärmt, daß des Daseyns dunkle Ahndung in hoher Gewißheit ihm strahlte, und das Leben ewiger Himmel, ewiger Gottheit ihn durchströmte. Erblickte er den Tag in der stillen Stunde des Denkens, und ging die Sonne ihm auf, als er sein Innerstes durchforschte? Nein, Erhabne, Ewige, dein sichtbarer Wandel hat den Sinn des Menschen gerühret, und du im hohen Glanze deiner Tage und Nächte bist seiner Wahrheit ewiger heiliger Ursprung. Du bewegtest die Zunge zum Sylbenlaut, und riefest das Wort, das deinen heiligen Sinn bewahret. Es hat dich erhaben genannt, weil in großen Gefühlen du den Menschen erhebest, und Kräfte weckest, die seine Gottheit ihm offenbaren. So wurde sein Gefühl, in welchem er dich anschaut, Leben in ihm selbst, und das erleuchtete Auge folgt deinem Wandel, und sieht in den ewigen Sphären der Sterne die gleiche erhabene Wahrheit des Lebens in dir. Es ist Vollendung und Gottheit die du ihm strahlest, wenn in der tiefen Rührung des Schönen und Erhabenen, du Ewige, Unendliche sein Innerstes durchströmst, daß mitten durch das Dunkel eines verworrnen Lebens himmlischer Friede ihm lächelt.

Geleitet wurde der Mensch von freundlichen Gott-

heiten, dem diese Zuversicht wurde im hohen Anschauen der Natur. Unter den Blumen des Frühlings bargen sie den Knaben, und in der schönen Umschattung an ihren heiligen Gewässern. Wohl dir, Jüngling, wenn sie so mit Liebe über dein Leben wachten, daß du herrlich hervorgingst in deiner Kraft, und du in hohen edlen Regungen dich frei erhieltest von einer gefühllosen Weisheit. Du suchest Leben des Ewigen und Bleibenden — siehe es in dir. Was aus der eignen Fülle deines Geistes strömet, ist ewige Bildung im Sonnenlichte. Darum werde dir jede Erscheinung des freien offenen Sinnes Wahrheit dieses Sinnes, und wecke Gefühle der Himmel und bleibendes Leben in dir.

Du stehst hier an einem heiligen Orte, und verherrlichst die Natur durch eine hohe innige Rührung. Aber kehre den Blick freier zurück auf dein Gefühl, denn du fassest nicht seine Fülle, so lange der mächtige Eindruck deinen Sinn ergreift, und dich festhält in der Anschauung des Gegenstandes. Begreife deinen Zustand. Nur im Staunen des Auges ist Gleichgewicht der Kräfte. In der Betäubung erliegst du, und fühlst dich dann nur wieder frei, wenn die bildende Phantasie den Eindruck gewinnt, und so allmählig das große Schauspiel dir eine ruhige und lichte Anschauung wird.

Unter den großen Natur-Erscheinungen der Schweiz ist der mächtige Rheinfall dir schon längst als eine der erhabensten gepriesen worden. Er verdient diese Erhebung wenn auch mehrere Gewässer des schönen Landes durch das Verhältniß ihres Falles mit dem

herabstürzenden Strahle dir einen beiweitem interessantern Anblick gewähren. So vor allen die Dosa im Val-Pomat am Griesgletscher, und die Vera auf dem schauerlich erhabenen Simplon. Selbst der Reichenbach im Haßli und die Aar in Guttannen sind von vielen in dieser Rücksicht vorgezogen worden. Gewiß laden sie dein Auge freundlicher ein, und du nahst ihnen vertrauender. Aber an Kraft des Falles und an Größe des Eindrucks gleicht dennoch keiner dem erhabenen Rheinstrom.

Siehe ihn zur Zeit, wenn am erwärmenden Sonnenlichte seine Quellen sich reichlicher von den Gebirgen ergiessen. Dann strömet er eine Gewalt, der nichts widerstehen mag, und in dieser stürzt sich sein muthiger Wandel mit der Eile des Blitzes und dem Laute des Donners vom jähen Felsen herab. Tief in den Abgrund stürmet der Strahl mit der schäumenden Kraft des Stromes, und tausendfach gebrochen, und getrieben im Drange der ewigströmenden Gewalt, kreiset und wirbelt das zerstäubte Gewässer hoch empor über den Felsen. Die Lüfte erschüttern im jähen Wandel des Stromes, und vom Sturme ergriffen schweben kühn und herrlich die lichten Silberwogen des zerstäubten Gewässers daher im Blaue des Himmels, und der Farbenschmuck der Iris strahlet mit stillem Glanze in diesem wallenden Lichte.

Staunend und stumm, und fest wie im Winke eines allmächtigen Zaubers, stehst du am Ufer. Es glüht deine Stirn, es glänzet dein Auge, und jeder

erschütternde Strahl rührt mit neuer Gewalt deinen klopfenden Busen.

Aber schaue vom linken Ufer des Stroms in der Nähe seines Sturmes, und wage den Schritt auf die bebende Brücke. Du zitterst nicht. Du hältst des Stromes Gewalt in deinem höheren Muthe und könntest hinabstürzen in die Fluth, und noch sterbend rufen, ich lebe!

Furcht und Schrecken sind nicht das Schöne und Große. Vertraue dem Auge die Wahrheit, und siehe, wie die Kraft, die vom Felsen sich stürzet, schön und leicht wieder daherwogt im Hauche der Lüfte. In deinem Gefühle begreife sie, und du siehst mit hohem Wohlgefallen das schöne erhabene Schauspiel, und freust dich der Rührung im freien Anschauen der Natur.

Dein ist das Gefühl, und die Größe des Eindrucks jeder Erscheinung ist daher Kraft der Bewegung deiner eignen anschauenden Thätigkeit. Darum findest du für ihre Größe kein andres Maaß, als eben dein eigenes Gefühl, und die Wahrheit alles Schönen und Erhabenen in der Natur ist daher Wahrheit deines Wesens, und eine sichtbare Beziehung deines ganzen schönen Daseyns unter dir gleichen freien Geistern.

Führe den Blick fort durch die ewige Verknüpfung. Die Natur endet nirgends, und was du siehst in jeder Erscheinung ist nur Strahl ihrer Unendlichkeit. So sollst du sie begreifen. Dann spricht nichts Leeres und Todtes an deinen Sinn, sondern Er belebt es, sein freies Eigenthum, und du trennest nicht

in deinen Gefühlen, was des einen Lebens ſtille bleibende Harmonie iſt. Nur im todten Buchſtaben verödet dein Daſeyn. Leben ſtrömet zum Leben, und je mehr die Natur in deinen Blicken lebt, und ihre Anſicht lebendige Kraft in dir ſelbſt iſt: je höher und wahrer wird dadurch auch deine Anſchauung, und du ruhſt mit der hohen Gewißheit eines Gottes in ihrer ewigen Umarmung.

In dieſem deinem Verhältniſſe mit der Natur wird die höchſte Energie und Thätigkeit des Geiſtes auch zugleich die höchſte Reinheit und Empfänglichkeit des Sinnes. Keines trennſt du vom andern, wie das Auge nicht vom Sonnenlicht, und dieſes nicht von jenem. Aber vom bildenden Genius geht die Befreundung aus, und nur er iſt der Gott, der alles zum Leben vereinigt, und im Lichte des Schönen die Umarmungen fortführet durch alle Räume des Himmels.

4.

Die Rheinfahrt nach Egliſau.

Blicke noch einmal auf das erhabene Schauſpiel mit dem vollen gerührten Auge, und ſiehe nun fernhin den Strom im frei dahin wandelnden Fluge. Du fühleſt dich ſüß ermattet von der Betrachtung des Großen, und möchteſt des Tages liebliche Stille athmen im ruhigen Anſchaun des Schönen. Geleite den Strom von ſeinem mächtigen Falle durch die Reihen

der schattigen Hügel. Anmuth und Kühle wandeln mit ihm, und du findest die schöne Ruhe, wonach dein Busen sich sehnet.

Aber suchest du entgegnende Blicke der Menschen; so freue dich zuvor der stillen Bedeutung der Natur, damit dein schönes Gefühl dir bleibe innigvertrauende Liebe, und keine Erscheinung der Freien den stillen Genuß in dir stöhre.

An der geräumigen Bucht des westlichen Ufers winkt dir ein Nachen, und des Stromes kundige Männer laden prüfend dich ein, die schnelle Fahrt zu beginnen. Schrecke dich nicht der unwirthliche Raum und die rohe Bildung des Nachen. Du darfst ihm vertrauen im Wirbel der Wogen, und die Form die des Gottes würdig ist, wird der Genius wecken, noch ehe der Strom entrinnet. Darum sey freundlich den Männern und spende stärkenden Wein, und dinge nicht um den Lohn der über freie Kräfte gebieten soll. Was du ihnen auch zahlest, es bedeutet nur Vergeltung, und ist nicht selbst die schöne That der Gastfreundschaft, durch deren Schutz du dahin wandelst ein Fremdling des Landes. Willst du freie That vergelten, so sey es durch freies Entgegenen. Nur so gewinnst du die Menschen zur Zufriedenheit und Liebe, und regest im Innersten ihrer Herzen jede schlummernden Accorde.

Siehe der Männer freien sichern Tritt, und die nervigen Arme, wie sie mit schöner Gewandtheit das Ruder schwingen, und den belasteten Nachen vom steinigen Ufer heben. Es ist die feine und gleiche Kraft,

die

die den Menſchen verherrlicht, und die in jeglicher Bildung des thätigen Lebens frei und göttlich dir ſtrahlet. Darum möge ſie in tauſend Formen erſcheinen, die That iſt dieſelbe und wandelt nicht. Sie aber die unendliche wandelt ihre Formen zur würdigſten und ſchönſten, und zeigt dir ſo in jeder Erſcheinung des Menſchen ſtille Vollendung.

Hebe dein Auge über die wallende Fluth und über die gebüſchigten Hügel. Noch ruht das ſchöne Schauſpiel in deinen ſtillen Blicken, und lächelt dir bleibende Gegenwart. Aber der Ruderſchlag ertönet, und im leiſen Schweben vom Ufer gewinnt der Nachen den Strom. Da wandelt himmliſche Regung durch die Stille des Tages, und es freuen ſich die Hügel in des Stromes ſchöner Umkränzung, und wechſelndes Licht umglänzt die ſchwebenden Geſtalten.

Herrlich iſt dein Wandel durch die Kühlung des Himmels: leiſer jetzt im ſchönern Spiegel des Stromes und ſanften Regens im ſtillen Hauche der Lüfte. Aber der Strahl ergreift dich abwärts den Felſengrund, und du flieheſt dahin auf der kühnen Eile der Wogen, daß die Gebüſche vom Ufer und ihre zitternden Bilder wie in himmliſchen Tänzen vorüber dir ſchweben. Nirgends dem Blicke endet die ſchöne Verwirrung, und nirgends die Freude. Fühle ſie, Jüngling, in freier Bruſt, und du fühleſt den Gott in der Bewegung des Ewig-Schönen.

Wohl iſt es ſein Nahen und wohl vernimmt es die Schöpfung. Darum ſtrahlen dir die Himmel in jeder Ferne des Auges, und wird rund um dich

her dein Wandel 'gepriesen in herrlich schwebenden Kreisen.

So winkest du ein Gott vom seligen Sitze der Ruhe Freude und Leben des Schönen. Es wandelt wohl dein Auge im schnellen Fluge des Stromes; aber es bleibet dein Blick ruhend ewig dir selbst. Nur in ihm, dem bleibenden, wandelt der Strom, und schweben die fröhlichen Kreise, und darum schauest du die himmlische Bewegung des Schönen nur ewig im Bilde des Freien.'

Siehe so den lieblichen Wechsel der Horen, einen Wandel des Bleibenden. Es lächeln sich die Göttinnen in ewig schwebenden Umarmungen Liebe und Freude, und winken sie den Menschen in himmlischen Gefühlen durch stille Bildung des Schönen. Es sind ihre Tänze, die jetzt dich umschweben im leichten Wandel des Stromes, und es schaut dein Auge auf den schön verschlungenen Reigen mit stillem bleibenden Genusse. Darum störe kein Sehnen und kein banges Erwarten das süße Lächeln der Himmlischen. Wo der Augenblick dich umarmt, da fühle Rührung des Ewigen: denn des Gottes bleibende Freude ist ein unsterblicher Blick, strahlend den Himmel in jeglichem Wechsel des Schönen.

Dahin wandelt der Strom. Deute seine Wahrheit, und fühle die ewige Harmonie. Was du siehst in seinem Wandel ist Himmel in dir, denn er ruht in der vereinten Kraft deines Lebens und jede Regung des Schönen ist Wink seiner Erfüllung.

So befreunde dich dein Gefühl mit den Menschen

deines Himmels. Sie ſind in ihm die mächtigen Weſen, deren freie Wirkſamkeit nur rufen und fördern kann, was du Großes und Schönes im Buſen verbirgeſt. Darum erleuchten die Sonnen den unendlichen Raum, damit du ſie erkenneſt im entgegnenden Blicke. Darum ſchweben die Horen im ſtillen fröhlichen Wechſel, daß ſie bleibend mit dir jeden Ewigen in deine Umarmungen führen. Frage das Auge, das im Lichte ſich weidet und im Spiegel des Stromes: wo wandelt die Klarheit, und wo die Freude mit ihr? Sie ſind Blick deines Geiſtes im freien ſchönen Gefühle, und du ſucheſt dieſen Geiſt in freier ſchöner Entgegnung wohin du nur blickeſt. So athmeſt du durch jeden Wechſel der Erſcheinungen unſterbliches Daſeyn: denn der Kreislauf des Schönen, der dich einmal ergriff, iſt der Schauplatz ewiger Geiſter zur himmliſchen Einigung ihrer Weſen. Eile nicht hinab auf der wogenden Fluth, dir lächle denn die Zukunft in jedem Bilde der Gegenwart. Dann kränzen ſich die Ufer mit ſchönerem Lichte, und von den Hügeln herab tönen in Götter-Melodien Geſänge des Lebens. Was hindert deines Wunſches endliche Erfüllung? Hat in ihm nicht jede freie Erſcheinung ihr Daſeyn? Und wie begreifſt du nur die leiſeſte Ahndung des Schönen, wenn ſie die That nicht bezeuget, aus der ſie zur Wirklichkeit hervorgeht? Wohl ſieheſt du den ewigen Wechſel der Stunden, und überall in ihrem Fluge nur wandelnde Geſtalten. Des Stromes ſchwebende Welle küßt die Blumen des Ufers einmal und einmal, und zittert vorüber.

Alles kommt und geht Auch in die Locke der Jugend miſcht ſich näher und näher das ernſtere Alter; und der Pulsſchlag des Lebens gebietet ihren frohen leicht dahin kreiſenden Tänzen. Aber erhelle dein Auge am Lichte des Tages, daß du die ſtille Weisheit der Natur vernehmeſt. Dann fürchteſt du nicht den Wechſel des Daſeyns. Du ſieheſt ihn. Deute die Natur, und du begreifeſt dein Leben im Ewigen und Bleibenden. Nimmer nähmeſt du den Wandel der Erſcheinungen wahr, wenn du ſelbſt im Anſchauen das Veränderliche wäreſt. Du aber überſieheſt die Momente der Natur in ihrem ewigen Kreislaufe, und hältſt ſie in deinem Blicke wie eine Gegenwart. Wo wäre dieſer Blick, wenn der Strom der Momente nicht vorüberginge an ihm, und du daſtändeſt frei in deiner ewigen Gottheit? Fühle ſie in dir als unendliche That des vereinten bleibenden Lebens; und jede Erſcheinung der Gegenwart winkt dir die That, und du ſieheſt durch alle Räume der Unendlichkeit das Göttliche nur wandeln.

In dieſem hohen Gefühle ſchwebe dahin mit den Wogen, und miſche gern in deinen Betrachtungen Ernſt und Ergötzen, daß eine tiefere Rührung dein Auge verſchöne wenn die leicht wandelnde Freude vom Munde dir lächelt. Es ſind deine Bildungen, wohin du blikkeſt; denn nur aus freier Anſchauung geht die Wahrheit hervor, die rund um dich her in lieblichem Farbenſchmucke glänzet. Darum kenne die Natur, was ſie durch freie Behandlung des Menſchen geworden, und wiſſe, es iſt das einzige, wodurch der Geiſt zu

dir spricht, und was dir bleibet in sich ewig verklärendem Lichte, während die Weisheit der Schulen ihren Gedankenkreis vollendet, und früher oder später zurücksinkt in ihr Nichts.

Selten sagt es sich der Mensch, daß seine That nur sein Leben ist, und daß selbst in der Stille des einsamen Nachdenkens diese Bedeutung ihm bleibet. Aber suche dein Leben in einer schönen Harmonie, daß du seiner innewerdest durch reellen Gewinn. Dann erst erscheinet es deine That in hoher Klarheit der Gefühle, und du sucheſt es nicht weiter außer der Welt deiner Anschauungen. In dieser Sphäre nur bist du, und führest dein Leben du fort durch ewig thätiges Bilden. Nicht der flüchtigste Eindruck kann vorübergehen an dir, ohne daß die Phantasie bleibendes Leben an ihm wecke. Eine längere Uebung erst hat dich gelehrt, die Farbe vom Tone und die Ruhe von der Bewegung zu unterscheiden; und nur allmählig erst wandelten die Gestalten des Auges im Spiele des Lichts, und bildetest du fort der Töne Melodien und ihren gemessenen Einklang. So erweiterte sich dein Blick im freien Triebe des Lebens, und du riefest durch jede fortgehende Betrachtung deine Welt in eine höhere und freiere Anschauung. Du im Gefühle dieser Anschauung sagst es, sie ist dein, und was kreiset in ewigen Sphären und leuchtet in ihrem Lichte, ist deines Blickes Berührung, ist dein Gefühl und dein Leben.

Aber nur harmonische Bildung giebt deinem Gefühle die Wärme, und die hohe Klarheit, durch welche

dein Leben freie That dir erscheinet im Umkreise der Schöpfung. So nur achtest du auf dich, und das Verhältniß deiner Anschauung, und findest in jeder Berührung dein Wesen durchdrungen von eigner Fülle des Lebens.

Kennst du die schimmernden Blumen und Kräuter und die Gebüsche der Ufer; und ihre hohe Schönheit in der stillen Umkränzung rühret dein Auge doch nicht: so siehst du in ihnen nur todte Gestalten, und deine rühmliche Kenntniß ist nur Ahndung der Natur, die mit sichtbarer Freiheit den Menschen umstrahlet. Dann fehlt dir noch der Blick ihrer freien Beziehung auf das Verhältniß unsrer Geister. Du würdest sie sehen in der ewigen Schönheit, wenn dies Verhältniß du sähest als Leben der Menschen. Aber der Freiere sieht es in der stillen Gegenwart; denn sein Ideal ist ihm ausgedrückt, und was er anschaut in der Natur, wird ihm darum Berührung des freien harmonischen Lebens. Auch du wirst es finden, wenn du zuvor dein Verhältniß zum Menschen begreifst. Nur auf dem Schauplatze des Schönen begegnest du seinem Blicke, und bleibest du ewig mit ihm durch freies Schaffen und Wirken. Siehe dies Bleiben in der Natur und du sieheſt mit ihr der Zeiten Vollendung. Oder sahest du die Woge dem Strome entrinnen aus der Gegenwart des Blickes? Sie ist nur eine wie die spielende Woge mit der Quelle des Stromes. Darum, wandelt der Strom, so freue dich seiner Quelle. Ewig ist ihre Kraft in der bildenden Natur, wie im freien Triebe des Lebens ewig die Quelle deiner Freuden.

Was forſchet dein Auge nach den Geſetzen der Natur in ihren ewigen Bildungen? Hätteſt du ſie gewonnen, wo war der Zweck? und blieben ſie beziehungslos für die Wirkſamkeit der Menſchen? Dieſe nur begreife und ſo weit du ſie verfolgſt, iſt ihre Bedeutung dein Leben, in ſich ewig verklärender Anſchauung. Du ſucheſt nichts höheres und findeſt nichts höheres, und darum wird dir in ihr nur jeder mögliche Gewinn deiner freien geſellſchaftlichen Thätigkeit.

So begreife die unendliche Schöpfung des Geiſtes und ſuche die Wahrheit nur da, wo ſie freundlich dir winket. Deinem Sinne lebt ſie, freies ewiges Eigenthum, und ſtrahlet höher und reiner, jemehr du deine Kraft in ſchönen Bildungen erweiterſt. Hier wecket der Genius das Ewige und Göttliche, und ſchmücket dein Leben mit unvergänglicher Blüthe. Suche den Freundlichen, und er wird dich umarmen. Ueberall iſt ſein Wandel im Heiligthume der Natur, überall ſeine That in der freien Schöpfung des Menſchen. Wo er einmal dich rührte, da hält dich ſein Zauber, und du wandelſt nimmer aus ſeiner Sphäre. Die Natur hat ihn zuerſt deinem Sinne befreundet, und durch ihn dich in das Licht des Daſeyns gerufen. Denn alles Leben iſt Freiheit in der bildenden Natur, und welche Formen die Bildende auch immer hervorbringe, haben ſie nur Beziehung auf den ewigen Geiſt, ſo muß nothwendig jede Bildung auch der Freiheit entſprechen im wirklichen Gefühle deines Lebens. Dies iſt Geſetz deiner Anſchauung durch die freie Beziehung deines Gefühls. Dem himmliſchen Weſen der Freiheit ent-

ſpricht aber nichts, als nur die ewige Harmonie. Dieſe ſucheſt du daher wie dein Leben ſelbſt in jeder freien thätigen Anſchauung, und wo du ſie findeſt, da findeſt du das Schöne, und wo ſie dich rühret, da umfaßt dein Gefühl Leben und Freude des Gottes.

So hat die Natur dein Ideal ausgedrückt, wenn du ſie frei beziehſt auf die Wirkſamkeit des Geiſtes. Du ſiehſt ihre Schönheit bleibend in ihren Bildungen, und du ſieheſt dieſen Geiſt und ſeine ſtille Harmonie. Keine Störung war geweſen, wo du ſie einmal begriffſt; denn alle Kräfte gehen hervor zur Einigung des Lebens, und jede Wahrheit ſtehet da in der gebildeten Form.

Wenn du in ſtiller Betrachtung dein Auge erhebſt über den Schauplatz des Schönen, und du es dir ſagſt, dies iſt der ewige Himmel freier ſchaffender Geiſter; wie wandelt da dein Gedanke in tauſend Bildungen dahin, und winket Leben und Daſeyn aus der freien Kraft des Menſchen. Ehe dein Wort noch tönet, durchflogſt du die Unendlichkeit, und dieſe ſtille Gewalt iſt die That des Geiſtes, die über alle Kräfte gebietet, und ſie zum Leben verbindet in freien ſichtbaren Werken.

Alles im ewigen Raume gehorchet höhern Geſezzen. Aber die freiſte That iſt das höchſte Geſetz. Es wandelt der Strom mit den Reihen der Hügel, es ſchwebet der Kahn mit dem Zauber des Stroms. Du nur bleibeſt und athmeſt Ruhe, und naheſt dem Ziele im freien Gebot.

Jezt ſchauſt du herab vom begrünten Hügel, und es führet der Strom ſein ewiges Geſetz. Bleibe die

Klarheit der ſpielenden Woge, bleibe in wechſelnder Schöne das Licht. Dich hat es gerührt im herrlichen Wandel, und die Freude der Stunden bleibet mit dir.

So iſt ewig das Schöne im Blicke des Geiſtes erhöhetes Gefühl, des Lebens bleibender Gewinn. Wecke dies Gefühl, und du weckeſt dein Leben. Eine ſtille Gottheit naht dir ſichtbar und bleibet mit dir, und führet dich friedlich durch die Nebel und Stürme, bis am blumigen Hügel du ihrer Umarmung entſchlummerſt.

IV.

Gespräch über die Poesie.

Alle Gemüther, die sie lieben, befreundet und bindet Poesie mit unauflöslichen Banden. Mögen sie sonst im eignen Leben das Verschiedenste suchen, einer gänzlich verachten, was der andre am heiligsten hält, sich verkennen, nicht vernehmen, ewig fremd bleiben; in dieser Region sind sie dennoch durch höhere Zauberkraft einig und in Frieden. Jede Muse sucht und findet die andre, und alle Ströme der Poesie fließen zusammen in das allgemeine große Meer.

Die Vernunft ist nur eine und in allen dieselbe: wie aber jeder Mensch seine eigne Natur hat und seine eigne Liebe, so trägt auch jeder seine eigne Poesie in sich. Die muß ihm bleiben und soll ihm bleiben, so gewiß er der ist, der er ist, so gewiß nur irgend etwas Ursprüngliches in ihm war; und keine Kritik kann und darf ihm sein eigenstes Wesen, seine innerste Kraft rauben, um ihn zu einem allgemeinen Bilde ohne Geist und ohne Sinn zu läutern und zu reinigen, wie die Thoren sich bemühen, die nicht wissen was sie

wollen. Aber lehren soll ihn die hohe Wissenschaft ächter Kritik, wie er sich selbst bilden muß in sich selbst, und vor allem soll sie ihn lehren, auch jede andre selbständige Gestalt der Poesie in ihrer classischen Kraft und Fülle zu fassen, daß die Blüthe und der Kern fremder Geister Nahrung und Saame werde für seine eigne Fantasie.

Nie wird der Geist, welcher die Orgien der wahren Muse kennt, auf dieser Bahn bis ans Ende dringen, oder wähnen, daß er es erreicht: denn nie kann er eine Sehnsucht stillen, die aus der Fülle der Befriedigungen selbst sich ewig von neuem erzeugt. Unermeßlich und unerschöpflich ist die Welt der Poesie wie der Reichthum der belebenden Natur an Gewächsen, Thieren und Bildungen jeglicher Art, Gestalt und Farbe. Selbst die künstlichen Werke oder natürlichen Erzeugnisse, welche die Form nnd den Namen von Gedichten tragen, wird nicht leicht auch der umfassendste alle umfassen. Und was sind sie gegen die formlose und bewußtlose Poesie, die sich in der Pflanze regt, im Lichte strahlt, im Kinde lächelt, in der Blüthe der Jugend schimmert, in der liebenden Brust der Frauen glüht? — Diese aber ist die erste, ursprüngliche, ohne die es gewiß keine Poesie der Worte geben würde. Ja wir alle, die wir Menschen sind, haben immer und ewig keinen andern Gegenstand und keinen andern Stoff aller Thätigkeit und aller Freude, als das eine Gedicht der Gottheit, dessen Theil und Blüthe auch wir sind — die Erde. Die Musik des unendlichen Spielwerks zu vernehmen, die Schönheit des

Gedichts zu verstehen, sind wir fähig, weil auch ein Theil des Dichters, ein Funke seines schaffenden Geistes in uns lebt und tief unter der Asche der selbstgemachten Unvernunft mit heimlicher Gewalt zu glühen niemals aufhört.

Es ist nicht nöthig, daß irgend jemand sich bestrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poesie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar sie erst hervorzubringen, zu erfinden, aufzustellen und ihr strafende Gesetze zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunst so gern möchte. Wie der Kern der Erde sich von selbst mit Gebilden und Gewächsen bekleidete, wie das Leben von selbst aus der Tiefe hervorsprang, und alles voll ward von Wesen die sich fröhlich vermehrten; so blüht auch Poesie von selbst aus der unsichtbaren Urkraft der Menschheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne sie trifft und befruchtet. Nur Gestalt und Farbe können es nachbildend ausdrücken, wie der Mensch gebildet ist; und so läßt sich auch eigentlich nicht reden von der Poesie als nur in Poesie.

Die Ansicht eines jeden von ihr ist wahr und gut, in so fern sie selbst Poesie ist. Da nun aber seine Poesie, eben weil es die seine ist, beschränkt seyn muß, so kann auch seine Ansicht der Poesie nicht anders als beschränkt seyn. Dieses kann der Geist nicht ertragen, ohne Zweifel weil er, ohne es zu wissen, es dennoch weiß, daß kein Mensch schlechthin nur ein Mensch ist, sondern zugleich auch die ganze Menschheit wirklich und in Wahrheit seyn kann und soll. Darum geht

der Mensch, sicher sich selbst immer wieder zu finden, immer von neuem aus sich heraus, um die Ergänzung seines innersten Wesens in der Tiefe eines fremden zu suchen und zu finden. Das Spiel der Mittheilung und der Annäherung ist das Geschäft und die Kraft des Lebens, absolute Vollendung ist nur im Tode.

Darum darf es auch dem Dichter nicht genügen, den Ausdruck seiner eigenthümlichen Poesie, wie sie ihm angebohren und angebildet wurde, in bleibenden Werken zu hinterlassen. Er muß streben, seine Poesie und seine Ansicht der Poesie ewig zu erweitern, und sie der höchsten zu nähern, die überhaupt auf der Erde möglich ist; dadurch daß er seinen Theil an das große Ganze auf die bestimmteste Weise anzuschließen strebt: denn die tödtende Verallgemeinerung wirkt gerade das Gegentheil.

Er kann es, wenn er den Mittelpunkt gefunden hat, durch Mittheilung mit denen, die ihn gleichfalls von einer andern Seite auf eine andre Weise gefunden haben. Die Liebe bedarf der Gegenliebe. Ja für den wahren Dichter kann selbst das Verkehr mit denen, die nur auf der bunten Oberfläche spielen, heilsam und lehrreich seyn. Er ist ein geselliges Wesen.

Für mich hatte es von jeher einen großen Reiz mit Dichtern und dichterisch Gesinnten über die Poesie zu reden. Viele Gespräche der Art habe ich nie vergessen, von andern weiß ich nicht genau, was der Fantasie und was der Erinnerung angehört; vieles ist wirklich darin, andres ersonnen. So das gegenwärtige, welches ganz verschiedene Ansichten gegen einan-

der ſtellen ſoll, deren jede aus ihrem Standpunkte den unendlichen Geiſt der Poeſie in einem neuen Lichte zeigen kann, und die alle mehr oder minder bald von dieſer bald von jener Seite in den eigentlichen Kern zu dringen ſtreben. Das Intereſſe an dieſer Vielſeitigkeit erzeugte den Entſchluß, was ich in einem Kreiſe von Freunden bemerkt und anfänglich nur in Beziehung auf ſie gedacht hatte, allen denen mitzutheilen, die eigne Liebe im Buſen ſpüren und geſonnen ſind, in die heiligen Myſterien der Natur und der Poeſie kraft ihrer innern Lebensfülle ſich ſelbſt einzuweihen.

Amalia und Camilla geriethen ſo eben über ein neues Schauſpiel in ein Geſpräch, das immer lebhafter wurde, als zwey von den erwarteten Freunden, die wir Marcus und Antonio nennen wollen, mit einem lauten Gelächter in die Geſellſchaft traten. Nachdem jene beyden hinzugekommen, war dieſe nun ſo vollſtändig als ſie ſich gewöhnlich bey Amalien zu verſammeln pflegte, um ſich frey und froh mit ihrer gemeinſchaftlichen Liebhaberey zu beſchäftigen. Ohne Verabredung oder Geſetz fügte es ſich meiſtens von ſelbſt, daß Poeſie der Gegenſtand, die Veranlaßung, der Mittelpunkt ihres Beyſammenſeyns war. Bisher hatte bald dieſer bald jener unter ihnen ein dramatiſches Werk oder auch ein andres vorgeleſen, worüber dann viel hin und her geredet, und manches Gute und Schöne geſagt ward. Doch fühlten bald alle mehr oder minder einen gewiſſen Mangel bey dieſer Art der Unterhaltung. Amalia bemerkte den Umſtand zuerſt und wie ihm zu helfen ſeyn mögte. Sie

meynte, die Freunde wüßten nicht klar genug um die Verschiedenheit ihrer Ansichten. Dadurch werde die Mittheilung verworren, und schwiege mancher gar, der sonst wohl reden würde. Jeder, oder zunächst nur wer eben am meisten Lust habe, solle einmal seine Gedanken über Poesie, oder über einen Theil, eine Seite derselben von Grund des Herzens aussprechen, oder lieber ausschreiben, damit man's schwarz auf weiß besitze, wie's jeder meyne. Camilla stimmte ihrer Freundin lebhaft bey, damit wenigstens einmal etwas neues geschähe, zur Abwechslung von dem ewigen Lesen. Der Streit, sagte sie, würde dann erst recht arg werden; und das müsse er auch, denn eher sey keine Hoffnung zum ewigen Frieden.

Die Freunde ließen sich den Vorschlag gefallen und legten sogleich Hand ans Werk, ihn auszuführen. Selbst Lothario, der sonst am wenigsten sagte und stritt, ja oft Stundenlang bey allem was die andern sagen und streiten mochten, stumm blieb und sich in seiner würdigen Ruhe nicht stören ließ, schien den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und gab selbst Versprechungen, etwas vorzulesen. Das Interesse wuchs mit dem Werk und mit den Vorbereitungen dazu, die Frauen machten sich ein Fest daraus, und es wurde endlich ein Tag festgesetzt, an dem jeder vorlesen sollte, was er bringen würde. Durch alle diese Umstände war die Aufmerksamkeit gespannter, als gewöhnlich; der Ton des Gesprächs indessen blieb ganz so zwanglos und leicht wie er sonst unter ihnen zu seyn pflegte.

Camilla hatte mit vielem Feuer ein Schauspiel beschrieben und gerühmt, was am Tage zuvor gegeben war.

Amalia hingegen tadelte es, und behauptete, es sey von Kunst ja von Verstand durchaus keine Ahndung darin. Ihre Freundin gab dies sogleich zu; aber, sagte sie, es ist doch wild und lebendig genug, oder wenigstens können es gute Schauspieler, wenn sie guter Laune sind, dazu machen. — Wenn sie wirklich gute Schauspieler sind, sagte Andrea, indem er auf seine Rolle und nach der Thüre sah, ob die fehlenden nicht bald kommen würden; wenn sie wirklich gute Schauspieler sind, so müssen sie eigentlich alle gute Laune verlieren, daß sie die der Dichter erst machen sollen. — Ihre gute Laune, Freund, erwiederte Amalia, macht Sie Selbst zum Dichter; denn daß man dergleichen Schauspielschreiber Dichter heißt, ist doch nur ein Gedicht, und eigentlich viel ärger als wenn die Komödianten sich Künstler nennen oder nennen lassen. — Gönnt uns aber doch unsre Weise, sagte Antonio, indem er sichtbar Camillens Parthey nahm; wenn sich einmal durch glücklichen Zufall ein Funken von Leben, von Freude und Geist in der gemeinen Masse entwickelt, so wollen wirs lieber erkennen, als uns immer wiederholen, wie gemein nun eben die gemeine Masse ist. — Darüber ist ja grade der Streit, sagte Amalia; gewiß es hat sich in dem Stück von dem wir reden, gar nichts weiter entwickelt, als was sich fast alle Tage da entwickelt; eine gute Portion Albernheit. Sie fing hierauf an, Beyspiele anzuführen, worin sie aber bald gebeten wurde nicht länger fortzufahren, und in der That bewiesen sie nur zu sehr was sie beweisen sollten.

Camilla erwiederte dagegen, dieses treffe sie gar nicht, denn sie habe auf die Reden und Redensarten der

Perso-

Personen im Stück nicht sonderlich Acht gegeben. — Man fragte sie, worauf sie denn geachtet habe, da es doch keine Operette sey? — Auf die äußre Erscheinung, sagte sie, die ich mir wie eine leichte Musik habe vorspielen lassen. Sie lobte dann eine der geistreichsten Schauspielerinnen, schilderte ihre Manieren, ihre schöne Kleidung, und äußerte ihre Verwunderung, daß man ein Wesen wie unser Theater so schwer nehmen könne. Gemein sey da in der Regel freylich fast alles; aber selbst im Leben, wo es einem doch näher träte, mache ja oft das Gemeine eine sehr romantische und angenehme Erscheinung. — Gemein in der Regel fast alles, sagte Lothario. Dieses ist sehr richtig. Wahrlich, wir sollten nicht mehr so häufig an einen Ort gehen, wo der von Glück zu sagen hat, der nicht vom Gedränge, von üblem Geruch oder von unangenehmen Nachbaren leidet. Man foderte einmal von einem Gelehrten eine Inschrift für das Schauspielhaus. Ich würde vorschlagen, daß man darüber setzte: Komm Wandrer und sieh das Platteste; welches dann in den meisten Fällen eintreffen würde.

Hier wurde das Gespräch durch die eintretenden Freunde unterbrochen, und wären sie zugegen gewesen, so dürfte der Streit wohl eine andre Richtung und Verwicklung gewonnen haben, denn Marcus dachte nicht so über das Theater, und konnte die Hoffnung nicht aufgeben, daß etwas rechtes daraus werden müsse.

Sie traten, wie gesagt, mit einem unmäßigen Gelächter in die Gesellschaft, und aus den letzt

Worten, die man hören konnte, ließ sich schließen, daß ihre Unterhaltung sich auf die sogenannten classischen Dichter der Engländer bezog. Man sagte noch einiges über denselben Gegenstand, und Antonio, der sich gern bey Gelegenheit mit dergleichen polemischen Einfällen dem Gespräch einmischte, das er selten selbst führte, behauptete, die Grundsätze ihrer Kritik und ihres Enthusiasmus wären im Smith über den Nationalreichthum zu suchen. Sie wären nur froh, wenn sie wieder einen Classiker in die öffentliche Schatzkammer tragen könnten. Wie jedes Buch auf dieser Insel ein Essay, so werde da auch jeder Schriftsteller, wenn er nur seine gehörige Zeit gelegen habe, zum Classiker. Sie wären aus gleichem Grund und in gleicher Weise auf die Verfertigung der besten Scheeren stolz wie auf die der besten Poesie. So ein Engländer lese den Shakspeare eigentlich nicht anders wie den Pope, den Dryden, oder wer sonst noch Classiker sey; bey dem einen denke er eben nicht mehr als bey dem andern. — Marcus meynte, das goldne Zeitalter sey nun einmal eine moderne Krankheit, durch die jede Nation hindurch müsse, wie die Kinder durch die Pocken. — So müßte man den Versuch machen können, die Kraft der Krankheit durch Inoculation zu schwächen, sagte Antonio. Ludoviko, der mit seiner revoluzionären Philosophie das Vernichten gern im Großen trieb, fing an von einem System der falschen Poesie zu sprechen, was er darstellen wolle, die in diesem Zeitalter besonders bey Engländern und Franzosen grassirt habe und zum Theil noch grassire; der tiefe gründliche

Zusammenhang aller dieser falschen Tendenzen, die so schön übereinstimmen, eine die andre ergänzen und sich freundschaftlich auf halbem Wege entgegenkommen, sey eben so merkwürdig und lehrreich als unterhaltend und groteſk. Er wünschte sich nur Verse machen zu können, denn in einem komischen Gedicht müßte sich, was er meyne, eigentlich erst recht machen. Er wollte noch mehr davon sagen, aber die Frauen unterbrachen ihn und foderten den Andrea auf, daß er anfangen möchte; sonst wäre des Vorredens kein Ende. Nachher könnten sie ja desto mehr reden und streiten. Andrea schlug die Rolle auf und las.

Epochen der Dichtkunst.

Wo irgend lebendiger Geist in einem gebildeten Buchstaben gebunden erscheint, da ist Kunst, da ist Absonderung, Stoff zu überwinden, Werkzeuge zu gebrauchen, ein Entwurf und Gesetze der Behandlung. Darum sehn wir die Meister der Poesie sich mächtig bestreben, sie auf das vielseitigste zu bilden. Sie ist eine Kunst, und wo sie es noch nicht war, soll sie es werden, und wenn sie es wurde, erregt sie gewiß in denen die sie wahrhaft lieben, eine starke Sehnsucht, sie zu erkennen, die Absicht des Meisters zu verstehen, die Natur des Werks zu begreifen, den Ursprung der Schule, den Gang der Ausbildung zu erfahren. Die Kunst ruht auf dem Wissen, und die Wissenschaft der Kunst ist ihre Geschichte.

Es ist aller Kunst wesentlich eigen, sich an das Gebildete anzuschließen, und darum steigt die Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht, von Stufe zu Stufe immer höher ins Alterthum zurück, bis zur ersten ursprünglichen Quelle.

Für uns Neuere, für Europa liegt diese Quelle in Hellas, und für die Hellenen und ihre Poesie war es Homeros und die alte Schule der Homeriden. Eine unversiegbare Quelle allbildsamer Dichtung war es, ein mächtiger Strom der Darstellung wo eine Woge des Lebens auf die andre rauscht, ein ruhiges Meer, wo sich die Fülle der Erde und der Glanz des Himmels freundlich spiegeln. Wie die Weisen den Anfang der Natur im Wasser suchen, so zeigt sich die älteste Poesie in flüßiger Gestalt.

Um zwey verschiedene Mittelpunkte vereinigte sich die Masse der Sage und des Gesanges. Hier ein großes gemeinsames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwiespalt, der Ruhm des Tapfersten; dort die Fülle des Sinnnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandtesten Klugheit, wie ihr endlich die erschwerte Heimkehr dennoch gelingt. Durch diese ursprüngliche Absonderung ward das vorbereitet und gebildet, was wir Ilias und Odyssee nennen, und was in ihr eben einen festen Anhalt fand, um vor andern Gesängen der gleichen Zeit für die Nachwelt zu bleiben.

In dem Gewächs der Homerischen sehen wir gleichsam das Entstehen aller Poesie; aber die Wurzeln entziehn sich dem Blick, und die Blüthen und

Zweige der Pflanze treten unbegreiflich schön aus der Nacht des Alterthums hervor. Dieſes reizend gebildete Chaos iſt der Keim, aus welchem die Welt der alten Poeſie ſich organiſirte.

Die epiſche Form verdarb ſchnell. Statt deſſen erhob ſich, auch bey den Joniern, die Kunſt der Jamben, die im Stoff und in der Behandlung der grade Gegenſatz der mythiſchen Poeſie, und eben darum der zweyte Mittelpunkt der helleniſchen Poeſie war, und an und mit ihr die Elegie, welche ſich faſt eben ſo mannichfach verwandelte und umgeſtaltete wie das Epos.

Was Archilochos war, muß uns außer den Bruchſtücken, Nachrichten und Nachbildungen des Horatius in den Epoden, die Verwandtſchaft der Komödie des Ariſtophanes und ſelbſt die entferntere der römiſchen Satire vermuthen laſſen. Mehr haben wir nicht, die größte Lücke in der Kunſtgeſchichte auszufüllen. Doch leuchtet es jedem, der nachdenken will, ein, wie es ewig im Weſen der höchſten Poeſie liege, auch in heiligen Zorn auszubrechen, und ihre volle Kraft an dem fremdeſten Stoff, der gemeinen Gegenwart zu äußern.

Dieſes ſind die Quellen der helleniſchen Poeſie, Grundlage und Anfang. Die ſchönſte Blüthe umfaßt die meliſchen, choriſchen, tragiſchen und komiſchen Werke der Dorer, Aeolier und Athener von Alkman und Sappho bis zum Ariſtophanes. Was uns aus dieſer wahrhaft goldenen Zeit in den höchſten Gattungen der Poeſie übrig geblieben iſt, trägt mehr oder minder einen ſchönen oder großen Styl, die Lebens-

kraft der Begeisterung und die Ausbildung der Kunst in göttlicher Harmonie.

Das Ganze ruht auf dem festen Boden der alten Dichtung, eins und untheilbar durch das festliche Leben freyer Menschen und durch die heilige Kraft der alten Götter.

Die melische Poesie schloß sich mit ihrer Musik aller schönen Gefühle zunächst an die jambische, in welcher der Drang der Leidenschaft, und die elegische, in welcher der Wechsel der Stimmung im Spiel des Lebens so lebendig erscheinen, daß sie für den Haß und die Liebe gelten können, durch welche das ruhige Chaos der homerischen Dichtung bewegt ward zu neuen Bildungen und Gestaltungen. Die chorischen Gesänge hingegen neigten sich mehr zum heroischen Geist des Epos, und trennten sich eben so einfach nach dem Uebergewicht von gesetzlichem Ernst oder heiliger Freyheit in der Verfassung und Stimmung des Volks. Was Eros der Sappho eingab, athmete Musik; und wie die Würde des Pindaros gemildert wird durch den fröhlichen Reiz gymnastischer Spiele, so ahmten die Dithyramben in ihrer Ausgelassenheit auch wohl die kühnsten Schönheiten der Orchestik nach.

Stoff und Urbilder fanden die Stifter der tragischen Kunst im Epos, und wie dieses aus sich selbst die Parodie entwickelte, so spielten dieselben Meister, welche die Tragödie erfanden, in Erfindung Satyrischer Dramen.

Zugleich mit der Plastik entstand die neue Gat-

tung, ihr ähnlich in der Kraft der Bildung und im Geſetz des Gliederbaus.

Aus der Verbindung der Parodie mit den alten Jamben und als Gegenſatz der Tragödie entſprang die Komödie, voll der höchſten Mimik die nur in Worten möglich iſt.

Wie dort Handlungen und Begebenheiten, Eigenthümlichkeit und Leidenſchaft, aus der gegebnen Sage zu einem ſchönen Syſtem harmoniſch geordnet und gebildet wurden, ſo ward hier eine verſchwenderiſche Fülle von Erfindung als Rhapſodie kühn hingeworfen, mit tiefem Verſtand im ſcheinbaren Unzuſammenhang.

Beyde Arten des attiſchen Drama griffen aufs wirkſamſte ins Leben ein, durch ihre Beziehung auf das Ideal der beyden großen Formen, in denen das höchſte und einzige Leben, das Leben des Menſchen unter Menſchen erſcheint. Den Enthuſiasmus für die Republik finden wir beym Aeſchylos und Ariſtophanes, ein hohes Urbild ſchöner Familie in den heroiſchen Verhältniſſen der alten Zeit liegt dem Sophokles zum Grunde.

Wie Aeſchylos ein ewiges Urbild der harten Größe und des nicht ausgebildeten Enthuſiasmus, Sophokles aber der harmoniſchen Vollendung iſt: ſo zeigt ſchon Euripides jene unergründliche Weichlichkeit, die nur dem verſunkenen Künſtler möglich iſt, und ſeine Poeſie iſt oft nur die ſinnreichſte Declamation.

Dieſe erſte Maſſe helleniſcher Dichtkunſt, das alte Epos, die Jamben, die Elegie, die feſtlichen Geſänge und Schauſpiele; das iſt die Poeſie ſelbſt. Alles, was

noch folgt, bis auf unsre Zeiten, ist Ueberbleibsel, Nachhall, einzelne Ahndung, Annäherung, Rückkehr zu jenem höchsten Olymp der Poesie.

Die Vollständigkeit nöthigt mich zu erwähnen, daß auch die ersten Quellen und Urbilder des didaskalischen Gedichts, die wechselseitigen Uebergänge der Poesie und der Philosophie in dieser Blüthezeit der alten Bildung zu suchen sind: in den naturbegeisterten Hymnen der Mysterien, in den sinnreichen Lehren der gesellig sittlichen Gnome, in den allumfassenden Gedichten des Empedokles und andrer Forscher, und etwa in den Symposien, wo das philosophische Gespräch und die Darstellung desselben ganz in Dichtung übergeht.

Solche einzig große Geister wie Sappho, Pindaros, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes kamen nicht wieder; aber noch gabs genialische Virtuosen wie Philoxenos, die den Zustand der Auflösung und Gährung bezeichnen, welcher den Uebergang von der großen idealischen zur zierlichen gelehrten Poesie der Hellenen bildet. Ein Mittelpunkt für diese war Alexandrien. Doch nicht hier allein blühte ein classisches Siebengestirn tragischer Dichter; auch auf der attischen Bühne glänzte eine Schaar von Virtuosen, und wenn gleich die Dichtkünstler in allen Gattungen Versuche in Menge machten, jede alte Form nachzubilden oder umzugestalten, so war es doch die dramatische Gattung vor allen, in welcher sich die noch übrige Erfindungskraft dieses Zeitalters durch eine reiche Fülle der sinnreichsten und oft seltsamen neuen Verbindungen und Zusammensez-

zungen zeigte, theils im Ernſt, theils zur Parodie. Doch blieb es auch wohl in dieſer Gattung beym Zierlichen, Geiſtvollen, Künſtlichen, wie in den andern, unter denen wir nur das Idyllion, als eine eigenthümliche Form dieſes Zeitalters erwähnen; eine Form, deren Eigenthümliches aber faſt nur im Formloſen beſteht. Im Rhythmus und manchen Wendungen der Sprache und Darſtellungsart folgt es einigermaßen dem epiſchen Styl; in der Handlung und im Geſpräch den doriſchen Mimen von einzelnen Scenen aus dem geſelligen Leben in der lokalſten Farbe; im Wechſelgeſange den kunſtloſen Liedern der Hirten; im erotiſchen Geiſt gleicht es der Elegie und dem Epigramm dieſer Zeit, wo dieſer Geiſt ſelbſt in epiſche Werke einfloß, deren viele jedoch faſt nur Form waren, wo der Künſtler in der didaskaliſchen Gattung zu zeigen ſuchte, daß ſeine Darſtellung auch den ſchwierigſten trockenſten Stoff beſiegen könne; in der mythiſchen hingegen, daß man auch den ſeltenſten kenne, und auch den älteſten ausgebildetſten neu zu verjüngen und ſeiner umzubilden wiſſe; oder in zierlichen Parodien mit einem nur ſcheinbaren Objekt ſpielte. Ueberhaupt ging die Poeſie dieſer Zeit entweder auf die Künſtlichkeit der Form, oder auf den ſinnlichen Reiz des Stoffs, der ſelbſt in der neuen attiſchen Komödie herrſchte; aber das wollüſtigſte iſt verloren.

Nachdem auch die Nachahmung erſchöpft war, begnügte man ſich neue Kränze aus den alten Blumen zu flechten, und Anthologien ſind es, welche die helleniſche Poeſie beſchließen.

Die Römer hatten nur einen kurzen Anfall von Poeſie, während deſſen ſie mit großer Kraft kämpften und ſtrebten, ſich die Kunſt ihrer Vorbilder anzueignen. Sie erhielten dieſelben zunächſt aus den Händen der Alexandriner; daher herrſcht das Erotiſche und Gelehrte in ihren Werken, und muß auch, was die Kunſt betrifft, der Geſichtspunkt bleiben, ſie zu würdigen. Denn der Verſtändige läßt jedes Gebildete in ſeiner Sphäre, und beurtheilt es nur nach ſeinem eignen Ideale. Zwar erſcheint Horatius in jeder Form intereſſant, und einen Menſchen von dem Werth dieſes Römers würden wir vergeblich unter den ſpätern Hellenen ſuchen; aber dieſes allgemeine Intereſſe an ihm ſelbſt iſt mehr ein romantiſches als ein Kunſturtheil, welches ihn nur in der Satire hoch ſtellen kann. Eine herrliche Erſcheinung iſts wenn die römiſche Kraft mit der helleniſchen Kunſt bis zur Verſchmelzung Eins wird. So bildete Propertius eine große Natur durch die gelehrteſte Kunſt; der Strom inniger Liebe quoll mächtig aus ſeiner treuen Bruſt. Er darf uns über den Verluſt helleniſcher Elegiker tröſten, wie Lucretius über den des Empedokles.

Während einiger Menſchenalter wollte alles dichten in Rom, und jeder glaubte, er müſſe die Muſen begünſtigen und ihnen wieder aufhelfen; und das nannten ſie ihre goldne Zeit der Poeſie. Gleichſam die taube Blüthe in der Bildung dieſer Nation. Die Modernen ſind ihnen darin gefolgt; was unter Auguſtus und Maecenas geſchah, war eine Vorbedeutung auf die Cinquecantiſten Italiens. Ludwig der vier-

Digitized by Google

zehnte versuchte denselben Frühling des Geistes in Frankreich zu erzwingen, auch die Engländer kamen überein, den Geschmack unter der Königin Anna für den besten zu halten, und keine Nation wollte fernerhin ohne ihr goldnes Zeitalter bleiben; jedes folgende war leerer und schlechter noch als das vorhergehende, und was sich die Deutschen zuletzt als golden eingebildet haben, verbietet die Würde dieser Darstellung näher zu bezeichnen.

Ich kehre zurück zu den Römern. Sie hatten, wie gesagt, nur einen Anfall von Poesie, die ihnen eigentlich stets widernatürlich blieb. Einheimisch war bey ihnen nur die Poesie der Urbanität, und mit der einzigen Satire haben sie das Gebiet der Kunst bereichert. Es nahm dieselbe unter jedem Meister eine neue Gestalt an, indem sich der große alte Styl der römischen Geselligkeit und des römischen Witzes bald die classische Kühnheit des Archilochos und der alten Komödie aneignete, bald aus der sorglosen Leichtigkeit eines Improvisatore zur saubersten Eleganz eines correcten Hellenen bildete, bald mit Stoischem Sinn und im gediegensten Styl zur großen alten Weise der Nation zurückkehrte, bald sich der Begeisterung des Hasses überließ. Durch die Satire erscheint in neuem Glanz, was noch von der Urbanität der ewigen Roma im Catullus lebt, im Martialis, oder sonst einzeln und zerstreut. Die Satire giebt uns einen römischen Standpunkt für die Produkte des römischen Geistes.

Nachdem die Kraft der Poesie so schnell erloschen als zuvor gewachsen war, nahm der Geist der Men-

schen eine andre Richtung, die Kunst verschwand im Gedränge der alten und der neuen Welt, und über ein Jahrtausend verstrich, ehe wieder ein großer Dichter im Occident aufstand. Wer Talent zum Reden hatte, widmete sich bey den Römern gerichtlichen Geschäften, und wenn er ein Hellene war, hielt er populäre Vorlesungen über allerley Philosophie. Man begnügte sich, die alten Schätze jeder Art zu erhalten, zu sammeln, zu mischen, abzukürzen und zu verderben; und wie in andern Zweigen der Bildung, so zeigt sich auch in der Poesie nur selten eine Spur von Originalität, einzeln und ohne Nachdruck; nirgends ein Künstler, kein classisches Werk in so langer Zeit. Dagegen war die Erfindung und Begeisterung in der Religion um so reger; in der Ausbildung der neuen, in den Versuchen zur Umbildung der alten, in der mystischen Philosophie müssen wir die Kraft jener Zeit suchen, die in dieser Rücksicht groß war, eine Zwischenwelt der Bildung, ein fruchtbares Chaos zu einer neuen Ordnung der Dinge, das wahre Mittelalter.

Mit den Germaniern strömte ein unverdorbener Felsenquell von neuem Heldengesang über Europa, und als die wilde Kraft der Gothischen Dichtung durch Einwirkung der Araber mit einem Nachhall von den reizenden Wundermährchen des Orients zusammentraf, blühte an der südlichen Küste gegen das Mittelmeer ein fröhliches Gewerbe von Erfindern lieblicher Gesänge und seltsamer Geschichten, und bald in dieser bald in jener Gestalt verbreitete sich mit der heiligen

lateiniſchen Legende auch die weltliche Romanze, von Liebe und von Waffen ſingend.

Die katholiſche Hierarchie war unterdeſſen ausgewachſen; die Jurisprudenz und die Theologie zeigte manchen Rückweg zum Alterthum. Dieſen betrat, Religion und Poeſie verbindend, der große Dante, der heilige Stifter und Vater der modernen Poeſie. Von den Altvordern der Nation lernte er das eigenſte und ſonderbarſte, das heiligſte und das ſüßeſte der neuen gemeinen Mundart zu claſſiſcher Würde und Kraft zuſammenzudrängen, und ſo die provenzaliſche Kunſt der Reime zu veredeln; und da ihm nicht bis zur Quelle zu ſteigen vergönnt war, konnten ihm auch Römer den allgemeinen Gedanken eines großen Werkes von geordnetem Gliederbau mittelbar anregen. Mächtig faßte er ihn, in Einen Mittelpunkt drängte ſich die Kraft ſeines erfindſamen Geiſtes zuſammen, in Einem ungeheuren Gedicht umfaßte er mit ſtarken Armen ſeine Nation und ſein Zeitalter, die Kirche und das Kaiſerthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelſten und des Schändlichſten was er geſehn, des Größten und des Seltſamſten, was er erſinnen konnte; die offenherzigſte Darſtellung ſeiner ſelbſt und ſeiner Freunde, die herrlichſte Verherrlichung der Geliebten; alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unſichtbare.

Petrarca gab der Canzone und dem Sonett Vollendung und Schönheit. Seine Geſänge ſind der Geiſt ſeines Lebens, und ein Hauch beſeelt und bildet ſie zu

Einem untheilbaren Werk; die ewige Roma auf Erden und Madonna im Himmel als Wiederschein der einzigen Laura in seinem Herzen versinnlichen und halten in schöner Freyheit die geistige Einheit des ganzen Gedichts. Sein Gefühl hat die Sprache der Liebe gleichsam erfunden, und gilt nach Jahrhunderten noch bey allen Edlen, wie Boccaccio's Verstand eine unversiegbare Quelle merkwürdiger meistens wahrer und sehr gründlich ausgearbeiteter Geschichten für die Dichter jeder Nation stiftete, und durch kraftvollen Ausdruck und großen Periodenbau die Erzählungs-Sprache der Conversazion zu einer soliden Grundlage für die Prosa des Romans erhob. So streng in der Liebe Petrarca's Reinheit, so materiell ist Boccaccio's Kraft, der es lieber wählte, alle reizende Frauen zu trösten, als eine zu vergöttern. In der Canzone durch fröhliche Anmuth und geselligen Scherz nach dem Meister neu zu seyn, gelang ihm glücklicher als diesem, in der Vision und Terzine dem großen Dante ähnlich zu werden.

Diese drey sind die Häupter vom alten Styl der modernen Kunst; ihren Werth soll der Kenner verstehn, dem Gefühl des Liebhabers bleibt grade das Beste und Eigenste in ihnen hart oder doch fremd.

Aus solchen Quellen entsprungen, konnte bey der vorgezognen Nation der Italiäner der Strom der Poesie nicht wieder versiegen. Jene Erfinder zwar ließen keine Schule sondern nur Nachahmer zurück: dagegen entstand schon früh ein neues Gewächs. Man wandte die Form und Bildung der nun wieder

zur Kunſt gewordnen Poeſie auf den abentheuerlichen Stoff der Ritterbücher an, und ſo entſtand das Romanzo der Italiäner, urſprünglich ſchon zu geſelligen Vorleſungen beſtimmt, und die alterthümlichen Wundergeſchichten durch einen Anhauch von geſelligem Witz und geiſtiger Würze zur Groteſke laut oder leiſe verwandelnd. Doch iſt dieſes Groteſke ſelbſt im Arioſto, der das Romanzo wie Boyardo mit Novellen, und nach dem Geiſt ſeiner Zeit mit ſchönen Blüthen aus den Alten ſchmückte, und in der Stanze eine hohe Anmuth erreichte, nur einzeln, nicht im Ganzen, das kaum dieſen Namen verdient. Durch dieſen Vorzug und durch ſeinen hellen Verſtand ſteht er über ſeinem Vorgänger; die Fülle klarer Bilder und die glückliche Miſchung von Scherz und Ernſt macht ihn zum Meiſter und Urbilde in leichter Erzählung und ſinnlichen Fantaſien. Der Verſuch, das Romanzo durch einen würdigen Gegenſtand und durch claſſiſche Sprache zur antiken Würde der Epopöe zu erheben, das man ſich als ein großes Kunſtwerk aller Kunſtwerke für die Nation, und nach ſeinem allegoriſchen Sinn noch beſonders für die Gelehrten dachte, blieb, ſo oft er auch wiederhohlt wurde, nur ein Verſuch, der den rechten Punkt nicht treffen konnte. Auf einem andern ganz neuen, aber nur einmal anwendbaren Wege gelang es dem Guarini, im Paſtorfido, dem größten ja einzigen Kunſtwerke der Italiäner nach jenen Großen, den romantiſchen Geiſt und die claſſiſche Bildung zur ſchönſten Harmonie zu verſchmelzen, wo-

durch er auch dem Sonett neue Kraft und neuen Reiz gab.

Die Kunstgeschichte der Spanier, die mit der Poesie der Italiäner aufs innigste vertraut waren, und die der Engländer, deren Sinn damals für das Romantische, was etwa durch die dritte vierte Hand zu ihnen gelangte, sehr empfänglich war, drängt sich zusammen in die von der Kunst zweyer Männer, des Cervantes und Shakspeare, die so groß waren, daß alles übrige gegen sie nur vorbereitende, erklärende, ergänzende Umgebung scheint. Die Fülle ihrer Werke und der Stufengang ihres unermeßlichen Geistes wäre allein Stoff für eine eigne Geschichte. Wir wollen nur den Faden derselben andeuten, in welche bestimmte Massen das Ganze zerfällt, oder wo man wenigstens einige feste Punkte und die Richtung sieht.

Da Cervantes zuerst die Feder statt des Degens ergriff, den er nicht mehr führen konnte, dichtete er die Galatea, eine wunderbar große Composition von ewiger Musik der Fantasie und der Liebe, den zartesten und lieblichsten aller Romane; außerdem viele Werke, so die Bühne beherrschten, und wie die göttliche Numancia des alten Kothurns würdig waren. Dieses war die erste große Zeit seiner Poesie; ihr Charakter war hohe Schönheit, ernst aber lieblich.

Das Hauptwerk seiner zweyten Manier ist der erste Theil des Don Quixote, in welchem der fantastische Witz und eine verschwenderische Fülle kühner Erfindung herrschen. Im gleichen Geist und wahrscheinlich auch um dieselbe Zeit dichtete er auch viele

seiner

ſeiner Novellen, beſonders die komiſchen. In den letzten Jahren ſeines Lebens gab er dem herrſchenden Geſchmack im Drama nach, und nahm es aus dieſem Grunde zu nachläßig; auch im zweyten Theil des Don Quixote nahm er Rückſicht auf Urtheile; es blieb ihm ja doch frey, ſich ſelbſt zu genügen, und dieſe an die erſte überall angebildete Maſſe des einzig in zwey getrennten und aus zweyen verbundenen Werks, das hier gleichſam in ſich ſelbſt zurückkehrt, mit unergründlichem Verſtand in die tiefſte Tiefe auszuarbeiten. Den großen Perſiles dichtete er mit ſinnreicher Künſtlichkeit in einer ernſten, dunkeln Manier nach ſeiner Idee vom Roman des Heliodor; was er noch dichten wollte, vermuthlich in der Gattung des Ritterbuchs und des dramatiſirten Romans, ſo wie den zweyten Theil der Galatea zu vollenden, verhinderte ihn der Tod.

Vor Cervantes war die Proſa der Spanier im Ritterbuch auf eine ſchöne Art alterthümlich, im Schäferroman blühend, und ahmte im romantiſchen Drama das unmittelbare Leben in der Sprache des Umgangs ſcharf und genau nach. Die lieblichſte Form für zarte Lieder, voll Muſik oder ſinnreicher Tändeley, und die Romanze, gemacht um mit Adel und Einfalt edle und rührende alte Geſchichte ernſt und treu zu erzählen, waren von Alters her in dieſem Lande einheimiſch. Weniger war dem Shakſpeare vorgearbeitet; faſt nur durch die bunte Mannichfaltigkeit der Engländiſchen Bühne, für die bald Gelehrte, bald Schauſpieler, Vornehme und Hofnarren arbeiteten, wo Myſterien aus der Kindheit des Schauſpiels oder

altenglische Possen mit fremden Novellen, mit vaterländischen Historien und andern Gegenständen wechselten; in jeder Manier und in jeder Form, aber nichts was wir Kunst nennen dürften. Doch war es für den Effekt und selbst für die Gründlichkeit ein glücklicher Umstand, daß früh schon Schauspieler für die Bühne arbeiteten, die doch durchaus nicht auf den Glanz der äußern Erscheinung berechnet war, und daß im historischen Schauspiel die Einerleyheit des Stoffs, den Geist des Dichters und des Zuschauers auf die Form lenken mußte.

Shakspeare's frühste Werke *) müssen mit dem Auge betrachtet werden, mit welchem der Kenner die Alterthümer der italiänischen Mahlerkunst verehrt. Sie sind ohne Perspektive und andre Vollendung, aber gründlich, groß und voll Verstand, und in ihrer Gattung nur durch die Werke aus der schönsten Manier desselben Meisters übertroffen. Wir rechnen dahin den Locrinus, wo der höchste Kothurn in Gothischer Mundart mit der derben altenglischen Lustigkeit grell verbunden ist, den göttlichen Perikles, und andre Kunstwerke des einzigen Meisters, die der Aberwitz seichter Schriftgelehrten ihm gegen alle Geschichte abgesprochen, oder die Dummheit derselben nicht anerkannt hat. Wir

*) Ueber die sogenannten unächten Stücke von Shakspeare und die Beweise ihrer Aechtheit dürfen wir den Freunden des Dichters eine ausführliche Untersuchung von Tieck versprechen, dessen gelehrte Kenntniß und originelle Ansicht derselben die Aufmerksamkeit des Verfassers zuerst auf jene interessante kritische Frage lenkte.

ſetzen, daß dieſe Produkte früher ſind als der Adonis und die Sonette, weil keine Spur darin iſt von der ſüßen lieblichen Bildung, von dem ſchönen Geiſt, der mehr oder minder in allen ſpätern Dramen des Dichters athmet, am meiſten in denen der höchſten Blüthe. Liebe, Freundſchaft und edle Geſellſchaft wirkten nach ſeiner Selbſtdarſtellung eine ſchöne Revoluzion in ſeinem Geiſte; die Bekanntſchaft mit den zärtlichen Gedichten des bey den Vornehmen beliebten Spenſer gab ſeinem neuen romantiſchen Schwunge Nahrung, und dieſer mochte ihn zur Lektüre der Novellen führen, die er mehr als zuvor geſchehn war, für die Bühne mit dem tiefſten Verſtande umbildete, neu conſtruirte und fantaſtiſch reizend dramatiſirte. Dieſe Ausbildung floß nun auch auf die hiſtoriſchen Stücke zurück, gab ihnen mehr Fülle, Anmuth und Witz, und hauchte allen ſeinen Dramen den romantiſchen Geiſt ein, der ſie in Verbindung mit der tiefen Gründlichkeit am eigenſten charakteriſirt, und ſie zu einer romantiſchen Grundlage des modernen Drama conſtituirt, die dauerhaft genug iſt für ewige Zeiten.

Von den zuerſt dramatiſirten Novellen erwähnen wir nur den Romeo und Love's labour's loſt, als die lichteſten Punkte ſeiner jugendlichen Fantaſie, die am nächſten an Adonis und die Sonette gränzen. In drey Stücken von Heinrich dem Sechſten und Richard dem Dritten ſehn wir einen ſtätigen Uebergang aus der ältern noch nicht romantiſirten Manier in die große. An dieſe Maſſe adſtruirte er die von Richard dem Zweyten bis Heinrich dem Fünften; und dieſes

Werk ist der Gipfel seiner Kraft. Im Macbeth und Lear sehn wir die Gränzzeichen der männlichen Reife und der Hamlet schwebt unauflöslich im Uebergang von der Novelle zu dem was diese Tragödien sind. Für die letzte Epoche erwähnen wir den Sturm, Othello und die römischen Stücke; es ist unermeßlich viel Verstand darin, aber schon etwas von der Kälte des Alters.

Nach dem Tode dieser Großen erlosch die schöne Fantasie in ihren Ländern. Merkwürdig genug bildete sich nun sogleich die bis dahin roh gebliebene Philosophie zur Kunst, erregte den Enthusiasmus herrlicher Männer und zog ihn wieder ganz an sich. In der Poesie dagegen gab es zwar vom Lope de Vega bis zum Gozzi manche schätzbare Virtuosen, aber doch keine Poeten, und auch jene nur für die Bühne. Uebrigens wuchs die Fülle der falschen Tendenzen in allen gelehrten und populären Gattungen und Formen immer mehr. Aus oberflächlichen Abstractionen und Räsonnements, aus dem misverstandenen Alterthum und dem mittelmäßigen Talent entstand in Frankreich ein umfassendes und zusammenhängendes System von falscher Poesie, welches auf einer gleich falschen Theorie der Dichtkunst ruhete; und von hier aus verbreitete sich diese schwächliche Geisteskrankheit des sogenannten guten Geschmackes fast über alle Länder Europa's. Die Franzosen und die Engländer constituirten sich nun ihre verschiedenen goldenen Zeitalter, und wählten sorgfältig als würdige Repräsentanten der Nation im Pantheon des Ruhms ihre Zahl von Classikern aus

Schriftstellern, die sämmtlich in einer Geschichte der Kunst keine Erwähnung finden können.

Indessen erhielt sich doch auch hier wenigstens eine Tradition, man müsse zu den Alten und zur Natur zurückkehren, und dieser Funken zündete bey den Deutschen, nachdem sie sich durch ihre Vorbilder allmählig durchgearbeitet hatten. Winkelmann lehrte das Alterthum als ein Ganzes betrachten, und gab das erste Beyspiel, wie man eine Kunst durch die Geschichte ihrer Bildung begründen solle. Goethe's Universalität gab einen milden Widerschein von der Poesie fast aller Nationen und Zeitalter; eine unerschöpflich lehrreiche Suite von Werken, Studien, Skizzen, Fragmenten, Versuchen in jeder Gattung und in den verschiedensten Formen. Die Philosophie gelangte in wenigen kühnen Schritten dahin, sich selbst und den Geist des Menschen zu verstehen, in dessen Tiefe sie den Urquell der Fantasie und das Ideal der Schönheit entdecken, und so die Poesie deutlich anerkennen mußte, deren Wesen und Daseyn sie bisher auch nicht geahndet hatte. Philosophie und Poesie, die höchsten Kräfte des Menschen, die selbst zu Athen jede für sich in der höchsten Blüthe doch nur einzeln wirkten, greifen nun in einander, um sich in ewiger Wechselwirkung gegenseitig zu beleben und zu bilden. Das Uebersetzen der Dichter und das Nachbilden ihrer Rhythmen ist zur Kunst und die Kritik zur Wissenschaft geworden, die alte Irrthümer vernichtet und neue Aussichten in die Kenntniß des Alterthums eröff-

net, in deren Hintergrunde ſich eine vollendete Geſchichte der Poeſie zeigt.

Es fehlt nichts, als daß die Deutſchen dieſe Mittel ferner brauchen, daß ſie dem Vorbilde folgen, was Goethe aufgeſtellt hat, die Formen der Kunſt überall bis auf den Urſprung erforſchen, um ſie neu beleben oder verbinden zu können, und daß ſie auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgehn, und die alte Kraft, den hohen Geiſt wieder frey machen, der noch in den Urkunden der vaterländiſchen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flamming und Weckherlin bis jetzt verkannt ſchlummert: ſo wird die Poeſie, die bey keiner modernen Nation ſo urſprünglich ausgearbeitet und vortrefflich erſt eine Sage der Helden, dann ein Spiel der Ritter, und endlich ein Handwerk der Bürger war, nun auch bey eben derſelben eine gründliche Wiſſenſchaft wahrer Gelehrten und eine tüchtige Kunſt erfindſamer Dichter ſeyn und bleiben.

Camilla. Sie haben die Franzoſen ja faſt gar nicht erwähnt.

Andrea. Es iſt ohne beſondre Abſicht geſchehn; ich fand eben keine Veranlaſſung.

Antonio. Er hätte an dem Beyſpiel der großen Nation wenigſtens zeigen können, wie man eine ſeyn kann, ohne alle Poeſie.

Camilla. Und darſtellen wie man ohne Poeſie lebt.

Ludoviko. Er hat mir durch dieſe Tücke auf eine indirekte Art mein polemiſches Werk über die Theorie der falſchen Poeſie vorwegnehmen wollen.

Andrea. Es wird nur auf Sie ankommen, ſo habe ich, was Sie thun wollen nur leiſe angekündigt.

Lothario. Da Sie bey Erwähnung der Uebergänge aus Poeſie in Philoſophie und aus Philoſophie in Poeſie, des Plato als Dichter erwähnten, wofür die Muſe Ihnen lohne, horchte ich nachher auch auf den Namen des Tacitus. Dieſe durchgebildete Vollendung des Styls, dieſe gediegene und helle Darſtellung, die wir in den großen Hiſtorien des Alterthums finden, ſollte dem Dichter ein Urbild ſeyn. Ich bin überzeugt, dieſes große Mittel ließe ſich noch gebrauchen.

Marcus. Und vielleicht ganz neu anwenden.

Amalia. Wenn das ſo fortgeht, wird ſich uns, ehe wirs uns verſehen, eins nach dem andern in Poeſie verwandeln. Iſt denn alles Poeſie?

Lothario. Jede Kunſt und jede Wiſſenſchaft die durch die Rede wirkt, wenn ſie als Kunſt um ihrer ſelbſt willen geübt wird, und wenn ſie den höchſten Gipfel erreicht, erſcheint als Poeſie.

Ludoviko. Und jede, die auch nicht in den Worten der Sprache ihr Weſen treibt, hat einen unſichtbaren Geiſt, und der iſt Poeſie.

Marcus. Ich ſtimme in vielen ja faſt in den meiſten Punkten mit Ihnen überein. Nur wünſchte ich, Sie hätten noch mehr Rückſicht auf die Dichtarten genommen; oder um mich beſſer auszudrücken, ich

wünschte, daß eine bestimmtere Theorie derselben aus Ihrer Darstellung hervorginge.

Andrea. Ich habe mich in diesem Stück ganz in den Gränzen der Geschichte halten wollen.

Ludoviko. Sie könnten sich immerhin auch auf die Philosophie berufen. Wenigstens habe ich noch in keiner Eintheilung den ursprünglichen Gegensatz der Poesie so wiedergefunden, als in Ihrer Gegeneinanderstellung der epischen und der jambischen Dichtungsart.

Andrea. Die doch nur historisch ist.

Lotharia. Es ist natürlich, daß wenn die Poesie auf eine so große Weise entsteht, wie in jenem glücklichen Lande, sie sich auf zwiefache Art äußert. Sie bildet entweder eine Welt aus sich heraus, oder sie schleißt sich an die äußre, welches im Anfang nicht durch Idealisiren sondern auf eine feindliche und harte Art geschehen wird. So erkläre ich mir die epische und die jambische Gattung.

Amalia. Mich schauderts immer, wenn ich ein Buch aufschlage, wo die Fantasie und ihre Werke Rubrikenweise classifizirt werden.

Marcus. Solche verabscheuungswürdige Bücher wird Ihnen niemand zumuthen zu lesen. Und doch ist eine Theorie der Dichtarten grade das, was uns fehlt. Und was kann sie anders seyn als eine Classification, die zugleich Geschichte und Theorie der Dichtkunst wäre?

Ludoviko. Sie würde uns darstellen wie und auf welche Weise die Fantasie eines — erdichteten

Dichters, der, als Urbild, der Dichter aller Dichter wäre, sich kraft ihrer Thätigkeit durch diese selbst nothwendig beschränken und theilen muß.

Amalia. Wie kann aber dieses künstliche Wesen zur Poesie dienen?

Lothario. Sie haben bis jetzt eigentlich wenig Ursache, Amalia, über dergleichen künstliches Wesen bey Ihren Freunden zu klagen. Es muß noch ganz anders kommen, wenn die Poesie wirklich ein künstliches Wesen werden soll.

Marcus. Ohne Absonderung findet keine Bildung Statt, und Bildung ist das Wesen der Kunst. Also werden Sie jene Eintheilungen wenigstens als Mittel gelten lassen.

Amalia. Diese Mittel werfen sich oft zum Zweck auf, und immer bleibt es ein gefährlicher Umweg, der gar zu oft den Sinn für das Höchste tödtet, ehe das Ziel erreicht ist.

Ludovika. Der rechte Sinn läßt sich nicht tödten.

Amalia. Und welche Mittel zu welchem Zweck? Es ist ein Zweck, den man nur gleich oder nie erreichen kann. Jeder freye Geist sollte unmittelbar das Ideal ergreifen und sich der Harmonie hingeben, die er in seinem Innern finden muß, sobald er sie da suchen will.

Ludovika. Die innere Vorstellung kann nur durch die Darstellung nach außen, sich selbst klarer und ganz lebendig werden.

Marcus. Und Darstellung ist Sache der Kunst, man stelle sich wie man auch wolle.

Antonio. Nun so sollte man die Poesie auch als Kunst behandeln. Es kann wenig fruchten, sie in einer kritischen Geschichte so zu betrachten, wenn die Dichter nicht selbst Künstler und Meister sind, mit sichern Werkzeugen zu bestimmten Zwecken auf beliebige Weise zu verfahren.

Marcus. Und warum sollten sie das nicht? Freylich müssen sie es und werden es auch. Das wesentlichste sind die bestimmten Zwecke, die Absonderung wodurch allein das Kunstwerk Umriß erhält und in sich selbst vollendet wird. Die Fantasie des Dichters soll sich nicht in eine chaotische Ueberhauptpoesie ergießen, sondern jedes Werk soll der Form und der Gattung nach einen durchaus bestimmten Charakter haben.

Antonio. Sie zielen schon wieder auf Ihre Theorie der Dichtarten. Wären Sie nur erst damit im Reinen.

Lothario. Es ist nicht zu tadeln, wenn unser Freund auch noch so oft darauf zurückkommt. Die Theorie der Dichtungsarten würde die eigenthümliche Kunstlehre der Poesie seyn. Ich habe oft im Einzelnen bestätigt gefunden, was ich im Allgemeinen schon wußte: daß die Principien des Rhythmus und selbst der gereimten Sylbenmaße musikalisch sind; was in der Darstellung von Charakteren, Situationen, Leidenschaften das Wesentliche, Innere ist, der Geist, dürfte in den bildenden und zeichnenden Künsten einheimisch

seyn. Die Diction selbst, obgleich sie schon unmittelbarer mit dem eigenthümlichen Wesen der Poesie zusammenhängt, ist ihr mit der Rhetorik gemein. Die Dichtungsarten sind eigentlich die Poesie selbst.

Marcus. Auch mit einer bündigen Theorie derselben bliebe noch vieles zu thun übrig, oder eigentlich alles. Es fehlt nicht an Lehren und Theorien, daß und wie die Poesie eine Kunst seyn und werden solle. Wird sie es aber dadurch wirklich? — Dieß könnte nur auf dem praktischen Wege geschehn, wenn mehre Dichter sich vereinigten eine Schule der Poesie zu stiften, wo der Meister den Lehrling wie in andern Künsten tüchtig angriffe und wacker plagte, aber auch im Schweiß seines Angesichts ihm eine solide Grundlage als Erbschaft hinterließe, auf die der Nachfolger dadurch von Anfang an im Vortheil nun immer größer und kühner fortbauen dürfte, um sich endlich auf der stolzesten Höhe frey und mit Leichkeit zu bewegen.

Andrea. Das Reich der Poesie ist unsichtbar. Wenn ihr nur nicht auf die äußre Form seht, so könnt ihr eine Schule der Poesie in ihrer Geschichte finden, größer als in irgend einer andern Kunst. Die Meister aller Zeiten und Nationen haben uns vorgearbeitet, uns ein ungeheures Capital hinterlassen. Dieß in der Kürze zu zeigen, war der Zweck meiner Vorlesung.

Antonio. Auch unter uns und ganz in der Nähe fehlt es nicht an Beyspielen, daß ein Meister, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, den Nachfolgern gewaltig vorarbeitet. Wenn Voßens eigne Gedichte längst aus der Reihe der Dinge verschwun-

den sind, wird sein Verdienst als Uebersetzer und Sprachkünstler, der eine neue Gegend mit unsäglicher Kraft und Ausdauer urbar gemacht, um so heller glänzen, je mehr seine vorläufigen Arbeiten durch nachfolgende, bessere übertroffen werden, weil man dann einsehn wird, daß diese nur durch jene möglich gemacht worden waren.

Marcus. Bey den Alten gab es auch im eigentlichsten Sinne Schulen der Poesie. Und ich will es nicht leugnen, ich hege die Hoffnung, daß dieß noch jetzt möglich sey. Was ist wohl ausführbarer, und was zugleich wünschenswürdiger, als ein gründlicher Unterricht in der metrischen Kunst? Aus dem Theater kann gewiß nicht eher etwas rechtes werden, bis ein Dichter das Ganze dirigirt, und viele in einem Geiste dafür arbeiten. Ich deute nur auf einige Wege zur Möglichkeit, meine Idee auszuführen. Es könnte in der That das Ziel meines Ehrgeizes seyn, eine solche Schule zu vereinigen, und so wenigstens einige Arten und einige Mittel der Poesie in einen gründlichen Zustand zu bringen.

Amalia. Warum wieder nur Arten und Mittel? — Warum nicht die ganze eine und untheilbare Poesie? — Unser Freund kann gar nicht von seiner alten Unart lassen; er muß immer sondern und theilen, wo doch nur das Ganze in ungetheilter Kraft wirken und befriedigen kann. Und ich hoffe, Sie werden doch Ihre Schule nicht so ganz allein stiften wollen?

Camilla. Sonst mag er auch sein eigner Schü-

ler bleiben, wenn er allein der Meiſter ſeyn will. Wir wenigſtens werden uns auf die Art nicht in die Lehre geben.

Antonio. Nein gewiß, Sie ſollen nicht von einem Einzelnen allein despotiſirt werden, liebe Freundin; wir müſſen Sie alle nach Gelegenheit belehren dürfen. Wir wollen alle Meiſter und Schüler zugleich ſeyn, bald dieſes bald jenes wie es ſich trifft. Und mich wird wohl das letzte am häufigſten treffen. Doch wäre ich gleich dabey, ein Schutz- und Trutzbündniß von und für die Poeſie einzugehn, wenn ich nur die Möglichkeit einer ſolchen Kunſtſchule derſelben einſehn könnte.

Ludovike. Die Wirklichkeit würde das am beſten entſcheiden.

Antonio. Es müßte zuvor unterſucht und ins Reine gebracht werden, ob ſich Poeſie überhaupt lehren und lernen läßt.

Lothario. Wenigſtens wird es eben ſo begreiflich ſeyn, als daß ſie überhaupt durch Menſchenwitz und Menſchenkunſt aus der Tiefe ans Licht gelockt werden kann. Ein Wunder bleibt es doch; ihr mögt euch ſtellen wie ihr wollt.

Ludovike. So iſt es. Sie iſt der edelſte Zweig der Magie, und zur Magie kann der iſolirte Menſch ſich nicht erheben; aber wo irgend Menſchentrieb durch Menſchengeiſt verbunden zuſammenwirkt, da regt ſich magiſche Kraft. Auf dieſe Kraft habe ich gerechnet; ich fühle den geiſtigen Hauch wehen in der Mitte der Freunde; ich lebe nicht in Hoffnung ſondern in Zu-

versicht der neuen Morgenröthe, der neuen Poesie. Das übrige hier auf diesen Blättern, wenn es jetzt Zeit ist.

Antonio. Lassen Sie uns hören. Ich hoffe, wir finden in dem was Sie uns geben wollen, einen Gegensatz für Andrea's Epochen der Dichtkunst. So können wir dann eine Ansicht und eine Kraft als Hebel für die andre gebrauchen, und über beyde desto freyer und eingreifender disputiren, und wieder auf die große Frage zurückkommen, ob sich Poesie lehren und lernen läßt.

Camilla. Es ist gut, daß Ihr endlich ein Ende macht. Ihr wollt eben alles in die Schule nehmen und seyd nicht einmal Meister über die Redensarten, die Ihr führt; so daß ich nicht übel Lust hätte, mich zur Präsidentin zu constituiren und Ordnung im Gespräch zu schaffen.

Antonio. Nachher wollen wir Ordnung halten, und im Nothfalle an Sie appelliren. Jetzt lassen Sie uns hören.

Ludoviko. Was ich Euch zu geben habe und was mir sehr an der Zeit schien, zur Sprache zu bringen, ist eine

Rede über die Mythologie.

Bey dem Ernst, mit dem Ihr die Kunst verehrt, meine Freunde, will ich Euch auffordern, Euch selbst zu fragen: Soll die Kraft der Begeisterung auch in

der Poesie sich immerfort einzeln versplittern und wenn sie sich müde gekämpft hat gegen das widrige Element, endlich einsam verstummen? Soll das höchste heilige immer namenlos und formlos bleiben, im Dunkel dem Zufall überlassen? Ist die Liebe wirklich unüberwindlich, und giebt es wohl eine Kunst, die den Namen verdiente, wenn diese nicht die Gewalt hat, den Geist der Liebe durch ihr Zauberwort zu fesseln, daß er ihr folge und auf ihr Geheiß und nach ihrer nothwendigen Willkühr die schönen Bildungen beseelen muß? —

Ihr vor allen müßt wissen, was ich meyne. Ihr habt selbst gedichtet, und Ihr müßt es oft im Dichten gefühlt haben, daß es Euch an einem festen Halt für Euer Wirken gebrach, an einem mütterlichen Boden, einem Himmel, einer lebendigen Luft.

Aus dem Innern herausarbeiten das alles muß der moderne Dichter, und viele haben es herrlich gethan, aber bis jetzt nur jeder allein, jedes Werk wie eine neue Schöpfung von vorn an aus Nichts.

Ich gehe gleich zum Ziel. Es fehlt, behaupte ich, unsrer Poesie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die der Alten war, und alles Wesentliche, worin die moderne Dichtkunst der antiken nachsteht, läßt sich in die Worte zusammenfassen: Wir haben keine Mythologie. Aber setze ich hinzu, wir sind nahe daran eine zu erhalten, oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine hervorzubringen.

Denn auf dem ganz entgegengesetzten Wege wird

ſie uns kommen, wie die alte ehemalige, überall die erſte Blüthe der jugendlichen Fantaſie, ſich unmittelbar anſchließend und anbildend an das nächſte, lebendigſte der ſinnlichen Welt. Die neue Mythologie muß im Gegentheil aus der tiefſten Tiefe des Geiſtes herausgebildet werden; es muß das künſtlichſte aller Kunſtwerke ſeyn, denn es ſoll alle andern umfaſſen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poeſie und ſelbſt das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt.

Ihr mögt wohl lächeln über dieſes myſtiſche Gedicht und über die Unordnung, die etwa aus dem Gedränge und der Fülle von Dichtungen entſtehn dürfte. Aber die höchſte Schönheit, ja die höchſte Ordnung iſt denn doch nur die des Chaos, nämlich eines ſolchen, welches nur auf die Berührung der Liebe wartet, um ſich zu einer harmoniſchen Welt zu entfalten, eines ſolchen wie es auch die alte Mythologie und Poeſie war. Denn Mythologie und Poeſie, beyde ſind Eins und unzertrennnlich. Alle Gedichte des Alterthums ſchließen ſich eines an das andre, bis ſich aus immer größern Maſſen und Gliedern das Ganze bildet; alles greift in einander, und überall iſt ein und derſelbe Geiſt nur anders ausgedruckt. Und ſo iſt es wahrlich kein leeres Bild, zu ſagen: die alte Poeſie ſey ein einziges, untheilbares, vollendetes Gedicht. Warum ſollte nicht wieder von neuem werden, was ſchon geweſen iſt? Auf eine andre Weiſe verſteht ſich. Und warum nicht auf eine ſchönere, größere? —

Ich bitte Euch, nur dem Unglauben an die Mög-

lichkeit

lichkeit einer neuen Mythologie nicht Raum zu geben. Die Zweifel von allen Seiten und nach allen Richtungen sollen mir willkommen seyn, damit die Untersuchung desto freyer und reicher werde. Und nun schenkt meinen Vermuthungen ein aufmerksames Gehör! Mehr als Vermuthungen kann ich Euch nach der Lage der Sache nicht geben wollen. Aber ich hoffe, diese Vermuthungen sollen durch euch selbst zu Wahrheiten werden. Denn es sind, wenn Ihr sie dazu machen wollt, gewissermaßen Vorschläge zu Versuchen.

Kann eine neue Mythologie sich nur aus der innersten Tiefe des Geistes wie durch sich selbst herausarbeiten, so finden wir einen sehr bedeutenden Wink und eine merkwürdige Bestätigung für das was wir suchen in dem großen Phänomen des Zeitalters, im Idealismus! Dieser ist auf eben die Weise gleichsam wie aus Nichts entstanden, und es ist nun auch in der Geisterwelt ein fester Punkt constituirt, von wo aus die Kraft des Menschen sich nach allen Seiten mit steigender Entwicklung ausbreiten kann, sicher sich selbst und die Rückkehr nie zu verlieren. Alle Wissenschaften und alle Künste wird die große Revoluzion ergreifen. Schon seht Ihr sie in der Physik wirken, in welcher der Idealismus eigentlich schon früher für sich ausbrach, ehe sie noch vom Zauberstabe der Philosophie berührt war. Und dieses wunderbare große Faktum kann Euch zugleich ein Wink seyn über den geheimen Zusammenhang und die innre Einheit des Zeitalters. Der Idealismus, in praktischer Ansicht

nichts anders als der Geist jener Revoluzion, die gro-
ßen Maximen derselben, die wir aus eigner Kraft und
Freyheit ausüben und ausbreiten sollen, ist in theore-
tischer Ansicht, so groß er sich auch hier zeigt, doch
nur ein Theil, ein Zweig, eine Aeußerungsart von dem
Phänomene aller Phänomen, daß die Menschheit aus
allen Kräften ringt, ihr Centrum zu finden. Sie muß
wie die Sachen stehn, untergehn oder sich verjüngen.
Was ist wahrscheinlicher, und was läßt sich nicht von
einem solchen Zeitalter der Verjüngung hoffen? —
Das graue Alterthum wird wieder lebendig werden,
und die fernste Zukunft der Bildung sich schon in
Vorbedeutungen melden. Doch das ist nicht das,
worauf es mir zunächst hier ankommt: denn ich möchte
gern nichts überspringen und Euch Schritt vor Schritt
bis zur Gewißheit der allerheiligsten Mysterien führen.
Wie es das Wesen des Geistes ist, sich selbst zu bestim-
men und im ewigen Wechsel aus sich heraus zu gehn
und in sich zurückzukehren; wie jeder Gedanke nichts
anders ist, als das Resultat einer solchen Thätigkeit:
so ist derselbe Proceß auch im Ganzen und Großen jeder
Form des Idealismus sichtbar, der ja selbst nur die
Anerkennung jenes Selbstgesetzes ist, und das neue durch
die Anerkennung verdoppelte Leben, welches die geheime
Kraft desselben durch die unbeschränkte Fülle neuer Erfin-
dung, durch die allgemeine Mittheilbarkeit und durch die
lebendige Wirksamkeit aufs herrlichste offenbart. Natürlich
nimmt das Phänomen in jedem Individuum eine andre
Gestalt an, wo denn oft der Erfolg hinter unsrer Erwar-
tung zurückbleiben muß. Aber was nothwendige Gesetze

für den Gang des Ganzen erwarten laſſen, darin kann unſre Ewartung nicht getäuſcht werden. Der Idealismus in jeder Form muß auf eine oder die andre Art aus ſich herausgehn, um in ſich zurückkehren zu können, und zu bleiben was er iſt. Deswegen muß und wird ſich aus ſeinem Schooß ein neuer eben ſo gränzenloſer Realismus erheben; und der Idealismus alſo nicht bloß in ſeiner Entſtehungsart ein Beyſpiel für die neue Mythologie, ſondern ſelbſt auf indirekte Art Quelle derſelben werden. Die Spuren einer ähnlichen Tendenz könnt ihr ſchon jetzt faſt überall wahrnehmen; beſonders in der Phyſik, der es an nichts mehr zu fehlen ſcheint, als an einer mythologiſchen Anſicht der Natur.

Auch ich trage ſchon lange das Ideal eines ſolchen Realismus in mir, und wenn es bisher nicht zur Mittheilung gekommen iſt, ſo war es nur, weil ich das Organ dazu noch ſuche. Doch weiß ich, daß ichs nur in der Poeſie finden kann, denn in Geſtalt der Philoſophie oder gar eines Syſtems wird der Realismus nie wieder auftreten können. Und ſelbſt nach einer allgemeinen Tradition iſt es zu erwarten, daß dieſer neue Realismns, weil er doch idealiſchen Urſprungs ſeyn, und gleichſam auf idealiſchem Grund und Boden ſchweben muß, als Poeſie erſcheinen wird, die ja auf der Harmonie des Ideellen und Reellen beruhen ſoll.

Spinoſa, ſcheint mirs, hat ein gleiches Schickſal, wie der gute alte Saturn der Fabel. Die neuen Götter haben den Herrlichen vom hohen Thron der Wiſſen-

schaft herabgestürzt. In das heilige Dunkel der Fantasie ist er zurückgewichen, da lebt und haust er nun mit den andern Titanen in ehrwürdiger Verbannung. Haltet ihn hier! Im Gesang der Musen verschmelze seine Erinnrung an die alte Herrschaft in eine leise Sehnsucht. Er entkleide sich vom kriegerischen Schmuck des Systems, und theile dann die Wohnung im Tempel der neuen Poesie mit Homer und Dante und geselle sich zu den Laren und Hausfreunden jedes Gottbegeisterten Dichters.

In der That, ich begreife kaum, wie man ein Dichter seyn kann, ohne den Spinosa zu verehren, zu lieben und ganz der seinige zu werden. In Erfindung des Einzelnen ist Eure eigne Fantasie reich genug; sie anzuregen, zur Thätigkeit zu reizen und ihr Nahrung zu geben, nichts geschickter als die Dichtungen andrer Künstler. Im Spinosa aber findet Ihr den Anfang und das Ende aller Fantasie, den allgemeinen Grund und Boden, auf dem Euer Einzelnes ruht und eben diese Absonderung des Ursprünglichen, Ewigen der Fantasie von allem Einzelnen und Besondern muß Euch sehr willkommen seyn. Ergreift die Gelegenheit und schaut hin! Es wird Euch ein tiefer Blick in die innerste Werkstätte der Poesie gegönnt. Von der Art wie die Fantasie des Spinosa, so ist auch sein Gefühl. Nicht Reizbarkeit für dieses und jenes, nicht Leidenschaft die schwillt und wieder sinket; aber ein klarer Duft schwebt unsichtbar sichtbar über dem Ganzen, überall findet die ewige Sehnsucht einen Anklang aus

den Tiefen des einfachen Werks, welches in stiller Größe den Geist der ursprünglichen Liebe athmet.

Und ist nicht dieser milde Widerschein der Gottheit im Menschen die eigentliche Seele, der zündende Funken aller Poesie? — Das bloße Darstellen von Menschen, von Leidenschaften und Handlungen macht es wahrlich nicht aus, so wenig wie die künstlichen Formen; und wenn Ihr den alten Kram auch Millionenmal durch einander würfelt und über einander wälzt. Das ist nur der sichtbare äußere Leib, und wenn die Seele erloschen ist, gar nur der todte Leichnam der Poesie. Wenn aber jener Funken des Enthusiasmus in Werke ausbricht, so steht eine neue Erscheinung vor uns, lebendig und in schöner Glorie von Licht und Liebe.

Und was ist jede schöne Mythologie anders als ein hieroglyphischer Ausdruck der umgebenden Natur in dieser Verklärung von Fantasie und Liebe?

Einen großen Vorzug hat die Mythologie. Was sonst das Bewußtseyn ewig flieht, ist hier dennoch sinnlich geistig zu schauen, und festgehalten, wie die Seele in dem umgebenden Leibe, durch den sie in unser Auge schimmert, zu unserm Ohre spricht.

Das ist der eigentliche Punkt, daß wir uns wegen des Höchsten nicht so ganz allein auf unser Gemüth verlassen. Freylich, wem es da trocken ist, dem wird es nirgends quillen; und das ist eine bekannte Wahrheit, gegen die ich am wenigsten gesonnen bin mich aufzulehnen. Aber wir sollen uns überall an das Gebildete anschließen und auch das Höchste durch die Berührung des Gleichartigen, Aehnlichen, oder bey

gleicher Würde Feindlichen entwickeln, entzünden, nähren, mit einem Worte bilden. Ist das Höchste aber wirklich keiner absichtlichen Bildung fähig; so laßt uns nur gleich jeden Anspruch auf irgend eine freye Ideenkunst aufgeben, die alsdann ein leerer Name seyn würde.

Die Mythologie ist ein solches Kunstwerk der Natur. In ihrem Gewebe ist das Höchste wirklich gebildet; alles ist Beziehung und Verwandlung, angebildet und umgebildet, und dieses Anbilden und Umbilden eben ihr eigenthümliches Verfahren, ihr innres Leben, ihre Methode wenn ich so sagen darf.

Da finde ich nun eine große Aehnlichkeit mit jenem großen Witz der romantischen Poesie, der nicht in einzelnen Einfällen, sondern in der Construction des Ganzen sich zeigt, und den unser Freund uns schon so oft an den Werken des Cervantes und des Shakspeare entwickelt hat. Ja, diese künstlich geordnete Verwirrung, diese reizende Symmetrie von Widersprüchen, dieser wunderbare ewige Wechsel von Enthusiasmus und Ironie, der selbst in den kleinsten Gliedern des Ganzen lebt, scheinen mir schon selbst eine indirekte Mythologie zu seyn. Die Organisazion ist dieselbe und gewiß ist die Arabeske die älteste und ursprüngliche Form der menschlichen Fantasie. Weder dieser Witz noch eine Mythologie können bestehn ohne ein erstes Ursprüngliches und Unnachahmliches, was schlechthin unauflöslich ist, was nach allen Umbildungen noch die alte Natur und Kraft durchschimmern läßt, wo der naive Tiefsinn den Schein des Verkehrten

und Verrückten, oder des Einfältigen und Dummen durchschimmern läßt. Denn das ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Fantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das ich kein schöneres Symbol bis jetzt kenne, als das bunte Gewimmel der alten Götter.

Warum wollt Ihr Euch nicht erheben, diese herrlichen Gestalten des großen Alterthums neu zu beleben? — Versucht es nur einmal die alte Mythologie voll vom Spinosa und von jenen Ansichten, welche die jetzige Physik in jedem Nachdenkenden erregen muß, zu betrachten, wie Euch alles in neuem Glanz und Leben erscheinen wird.

Aber auch die andern Mythologien müssen wieder erweckt werden nach dem Maaß ihres Tiefsinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung, um die Entstehung der neuen Mythologie zu beschleunigen. Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutsche Künstler mit der Universalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Uebersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit besäßen, welche eine Nation, die immer stumpfer und brutaler wird, wenig zu brauchen versteht. Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Gluth, der uns jetzt in der spanischen Poesie so rei-

zend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen.

Ueberhaupt muß man auf mehr als einem Wege zum Ziel dringen können. Jeder gehe ganz den seinigen, mit froher Zuversicht, auf die individuellste Weise, denn nirgends gelten die Rechte der Individualität — wenn sie nur das ist, was das Wort bezeichnet, untheilbare Einheit, innerer lebendiger Zusammenhang — mehr als hier, wo vom Höchsten die Rede ist; ein Standpunkt, auf welchem ich nicht anstehen würde zu sagen, der eigentliche Werth ja die Tugend des Menschen sey seine Originalität. —

Und wenn ich einen so großen Accent auf den Spinosa lege, so geschieht es wahrlich nicht aus einer subjektiven Vorliebe (deren Gegenstände ich vielmehr ausdrücklich entfernt gehalten habe) oder um ihn als Meister einer neuen Alleinherrschaft zu erheben; sondern weil ich an diesem Beyspiel am auffallendsten und einleuchtendsten meine Gedanken vom Werth und der Würde der Mystik und ihrem Verhältniß zur Poesie zeigen konnte. Ich wählte ihn wegen seiner Objektivität in dieser Rücksicht als Repräsentanten aller übrigen. Ich denke darüber so. Wie die Wissenschaftslehre nach der Ansicht derer, welche die Unendlichkeit und die unvergängliche Fülle des Idealismus nicht bemerkt haben, wenigstens eine vollendete Form bleibt, ein allgemeines Schema für alle Wissenschaft: so ist auch Spinosa auf ähnliche Weise der allgemeine Grund und Halt für jede individuelle Art von Mystizismus; und dieses denke ich werden auch

die bereitwillig anerkennen, die weder vom Mystizismus noch vom Spinosa sonderlich viel verstehn.

Ich kann nicht schließen, ohne noch einmal zum Studium der Physik aufzufodern, aus deren dynamischen Paradoxien jetzt die heiligsten Offenbarungen der Natur von allen Seiten ausbrechen.

Und so laßt uns denn, beym Licht und Leben! nicht länger zögern, sondern jeder nach seinem Sinn die große Entwickelung beschleunigen, zu der wir berufen sind. Seyd der Größe des Zeitalters würdig, und der Nebel wird von Euren Augen sinken; es wird helle vor Euch werden. Alles Denken ist ein Divinizren, aber der Mensch fängt erst eben an, sich seiner divinatorischen Kraft bewußt zu werden. Welche unermeßliche Erweiterungen wird sie noch erfahren; und eben jetzt. Mich däucht wer das Zeitalter, das heißt jenen großen Proceß allgemeiner Verjüngung, jene Principien der ewigen Revoluzion verstünde, dem müßte es gelingen können, die Pole der Menschheit zu ergreifen und das Thun der ersten Menschen, wie den Charakter der goldnen Zeit die noch kommen wird, zu erkennen und zu wissen. Dann würde das Geschwätz aufhören, und der Mensch inne werden, was er ist, und würde die Erde verstehn und die Sonne.

Dieses ist es, was ich mit der neuen Mythologie meyne.

Antonio. Ich erinnerte mich während Ihrer Vorlesung an zwey Bemerkungen, die ich oft habe

hören müssen, und die mir nun weit klarer geworden sind als zuvor. Die Idealisten versicherten mich aller Orten, Spinosa sey wohl gut, nur sey er durch und durch unverständlich. In den kritischen Schriften fand ich dagegen, jedes Werk des Genie's sey zwar dem Auge klar, dem Verstande aber ewig geheim. Nach Ihrer Ansicht gehören diese Ausspräche zusammen, und ich ergötze mich aufrichtig an ihrer absichtslosen Symmetrie.

Lothario. Ich möchte unsern Freund darüber zur Rede stellen, daß er die Physik so einzig zu nennen schien, da er sich doch stillschweigends überall auf die Historie gründete, die wohl der eigentliche Quell seiner Mythologie seyn dürfte, eben so sehr als die Physik; wenn es anders erlaubt ist, einen alten Namen für etwas zu brauchen, was eben auch noch nicht existirt. Ihre Ansicht des Zeitalters indessen scheint mir so etwas, was den Namen einer historischen Ansicht in meinem Sinne verdient.

Ludoviko. Man knüpft da zunächst an, wo man die ersten Spuren des Lebens wahrnimmt. Das ist jetzt in der Physik.

Marcus. Ihr Gang war etwas rasch. Im einzelnen würde ich Sie oft bitten müssen, mir mit Erläuterungen Stand zu halten. Im Ganzen aber hat Ihre Theorie mir eine neue Aussicht über die didaktische, oder wie unser Philologe sie nennt, über die didaskalische Gattung gegeben. Ich sehe nun ein, wie dieses Kreuz aller bisherigen Eintheilungen nothwendig zur Poesie gehört. Denn unstreitig ist das

Wesen der Poesie eben diese höhere idealische Ansicht der Dinge, sowohl des Menschen als der äußern Natur. Es ist begreiflich, daß es vortheilhaft seyn kann, auch diesen wesentlichen Theil des Ganzen in der Ausbildung zu isoliren.

Antonio. Ich kann die didaktische Poesie nicht für eine eigentliche Gattung gelten lassen, so wenig wie die romantische. Jedes Gedicht soll eigentlich romantisch und jedes soll didaktisch seyn in jenem weitern Sinne des Wortes, wo es die Tendenz nach einem tiefen unendlichen Sinn bezeichnet. Auch machen wir diese Foderung überall, ohne eben den Namen zu gebrauchen. Selbst in ganz populären Arten wie z. B. im Schauspiel, fodern wir Ironie; wir fodern, daß die Begebenheiten, die Menschen, kurz das ganze Spiel des Lebens wirklich auch als Spiel genommen uns dargestellt sey. Dieses scheint uns das Wesentlichste, und was liegt nicht alles darin? — Wir halten uns also nur an die Bedeutung des Ganzen; was den Sinn, das Herz, den Verstand, die Einbildung einzeln reizt, rührt, beschäftigt und ergötzt scheint uns nur Zeichen, Mittel zur Anschauung des Ganzen, in dem Augenblick, wo wir uns zu diesem erheben.

Lothario. Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk.

Ludoviko. Mit andern Worten: alle Schönheit ist Allegorie. Das Höchste kann man eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen.

Lothario. Darum sind die innersten Mysterien aller Künste und Wissenschaften ein Eigenthum der Poesie. Von da ist alles ausgegangen, und dahin muß alles zurückfließen. In einem idealischen Zustande der Menschheit würde es nur Poesie geben; nämlich die Künste und Wissenschaften sind alsdann noch eins. In unserm Zustande würde nur der wahre Dichter ein idealischer Mensch seyn und ein universeller Künstler.

Antonio. Oder die Mittheilung und Darstellung aller Künste und aller Wissenschaften kann nicht ohne einen poetischen Bestandtheil seyn.

Ludoviko. Ich bin Lothario's Meynung, daß die Kraft aller Künste und Wissenschaften sich in einem Centralpunkt begegnet, und hoffe zu den Göttern, Euch sogar aus der Mathematik Nahrung für Euren Enthusiasmus zu schaffen, und Euren Geist durch ihre Wunder zu entflammen. Ich zog die Physik aber auch darum vor, weil hier die Berührung am sichtbarsten ist. Die Physik kann kein Experiment machen ohne Hypothese, jede Hypothese auch die beschränkteste, wenn sie mit Consequenz gedacht wird, führt zu Hypothesen über das Ganze, ruht eigentlich auf solchen, wenn gleich ohne Bewußtseyn dessen der sie gebraucht. — Es ist in der That wunderbar, wie die Physik, sobald es ihr nicht um technische Zwecke, sondern um allgemeine Resultate zu thun ist, ohne es zu wissen, in Kosmogonie geräth, in Astrologie, Theosophie oder wie Ihrs sonst nennen wollt, kurz in eine mystische Wissenschaft vom Ganzen.

Marcus. Und sollte Plato von dieser nicht eben so viel gewußt haben als Spinosa, der mir wegen seiner barbarischen Form nun einmal nicht genießbar ist.

Antonio. Gesetzt, Plato wäre auch was er doch nicht ist, eben so objektiv in dieser Hinsicht als Spinosa: so war es doch besser, daß unser Freund den letzten wählte, um uns den Urquell der Poesie in den Mysterien des Realismus zu zeigen, grade weil bey ihm an keine Poesie der Form zu denken ist. Dem Plato hingegen ist die Darstellung und ihre Vollkommenheit und Schönheit nicht Mittel, sondern Zweck an sich. Darum ist schon seine Form, streng genommen, durchaus poetisch.

Ludoviko. Ich habe in der Rede selbst gesagt, daß ich den Spinosa nur als Repräsentanten anführe. Hätte ich weitläuftiger seyn wollen, so würde ich auch vom großen Jacob Böhme geredet haben.

Antonio. An dem Sie zugleich hätten zeigen können, ob sich die Ideen über das Universum in christlicher Gestalt schlechter ausnehmen, als die alten, die Sie wieder einführen wollen.

Andrea. Ich bitte die alten Götter in Ehren zu halten.

Lothario. Und ich bitte sich an die Eleusinischen Mysterien zu erinnern. Ich wünschte, ich hätte meine Gedanken darüber zu Papiere gebracht, um sie Euch in der Ordnung und Ausführlichkeit vorlegen zu können, welche die Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes erfodert. Nur durch die Spuren von den

Myſterien habe ich den Sinn der alten Götter verſtehn lernen. Ich vermuthe, daß die Anſicht der Natur die da herrſchte, den jetzigen Forſchern, wenn ſie ſchon reif dazu ſind, ein großes Licht anzünden würde. Die kühnſte und kräftigſte, ja ich möchte faſt ſagen die wildeſte und wüthendſte Darſtellung des Realismus iſt die beſte. — Erinnern Sie mich wenigſtens daran, Ludoviko, daß ich Ihnen bey Gelegenheit das orphiſche Fragment bekannt mache, welches von dem doppelten Geſchlecht des Zeus anfängt.

Marcus. Ich erinnre mich einer Andeutung im Winkelmann, aus der ich vermuthen möchte, daß er dieſes Fragment eben ſo hoch geachtet wie Sie.

Camilla. Wäre es nicht möglich, daß Sie, Ludoviko, den Geiſt des Spinoſa in einer ſchönen Form darſtellen könnten; oder beſſer noch Ihre eigne Anſicht, das was Sie Realismus nennen?

Marcus. Das letzte würde ich vorziehn.

Ludoviko. Wer etwa dergleichen im Sinne hätte, würde es nur auf die Art können und ſeyn wollen wie Dante. Er müßte, wie Er, nur Ein Gedicht im Geiſt und im Herzen haben, und würde oft verzweifeln müſſen ob ſichs überhaupt darſtellen läßt. Gelänge es aber, ſo hätte er genug gethan.

Andrea. Sie haben ein würdiges Vorbild aufgeſtellt! Gewiß iſt Dante der einzige, der unter einigen begünſtigenden und unſäglich vielen erſchwerenden Umſtänden durch eigne Rieſenkraft, er ſelbſt ganz allein, eine Art von Mythologie, wie ſie damals möglich war, erfunden und gebildet hat.

Lothario. Eigentlich soll jedes Werk eine neue Offenbarung der Natur seyn. Nur dadurch, daß es Eins und Alles ist, wird ein Werk zum Werk. Nur dadurch unterscheidet sichs vom Studium.

Antonio. Ich wollte Ihnen doch Studien nennen, die dann in Ihrem Sinne zugleich Werke sind.

Marcus. Und unterscheiden sich nicht Gedichte, die darauf berechnet sind, nach außen zu wirken, wie z. B. vortreffliche Schauspiele, ohne so mystisch und allumfassend zu seyn, schon durch ihre Objektivität von Studien, die zunächst nur auf die innere Ausbildung des Künstlers gehn, und sein letztes Ziel, jene objektive Wirkung nach außen erst vorbereiten?

Lothario. Sind es bloß gute Schauspiele, so sind es nur Mittel zum Zweck; es fehlt ihnen das Selbständige, Insichvollendete, wofür ich nun eben kein ander Wort finde als das von Werken, und es darum gern für diesen Gebrauch behalten möchte. Das Drama ist im Vergleich mit dem was Ludoviko im Sinne hat, nur eine angewandte Poesie. Doch kann, was in meinem Sinne ein Werk heißt, in einem einzelnen Fall sehr wohl auch objektiv und dramatisch in Ihrem Sinne seyn.

Andrea. Auf die Weise würde unter den alten Gattungen nur in der epischen ein Werk in Ihrem großen Sinne möglich seyn.

Lothario. Eine Bemerkung, die in sofern richtig ist, daß im Epischen das eine Werk auch das einzige zu seyn pflegt. Die tragischen und komischen

Werke der Alten hingegen, sind nur Variazionen, verschiedene Ausdrücke, eines und desselben Ideals. Für den systematischen Gliederbau, die Construction und Organisazion bleiben sie die höchsten Muster, und sind, wenn ich so sagen darf, die Werke unter den Werken.

Antonio. Was ich zum Gastmahl beytragen kann, ist eine etwas leichtere Speise. Amalia hat mir schon verziehn und erlaubt, daß ich meine besondern Belehrungen an sie allgemein machen darf.

Brief über den Roman.

Ich muß, was ich gestern zu Ihrer Vertheidigung zu sagen schien, zurücknehmen, liebe Freundin! und Ihnen so gut als völlig Unrecht geben. Sie selbst geben es sich am Ende des Streites darin, daß Sie Sich so tief eingelassen, weil es gegen die weibliche Würde sey, aus dem angebohrnen Element von heiterm Scherz und ewiger Poesie zu dem gründlichen oder schwerfälligem Ernst der Männer sich, wie Sie es richtig nannten, herabzustimmen. Ich stimme Ihnen gegen Sie selbst bey, daß Sie Unrecht haben. Ja ich behaupte noch außerdem, daß es nicht genug sey, Unrecht anzuerkennen; man muß es auch büßen, und die wie mirs scheint, ganz zweckmäßige Buße dafür, daß Sie Sich mit der Kritik gemein gemacht haben, soll nun seyn, daß Sie Sich die Geduld abnöthigen,

diese

dieſe kritiſche Epiſtel über den Gegenſtand des geſtrigen Geſprächs zu leſen.

Ich hätte es gleich geſtern ſagen können, was ich ſagen will; oder vielmehr ich konnte es nicht, meiner Stimmung und der Umſtände wegen. Mit welchem Gegner hatten Sie zu thun, Amalia? — Freylich verſteht er das, wovon die Rede war, recht ſehr wohl und wie ſichs für einen tüchtigen Virtuoſen nicht anders gebührt. Er würde alſo darüber ſprechen können ſo gut wie irgend einer, wenn er nur überhaupt ſprechen könnte. Dieſes haben ihm die Götter verſagt; er iſt, wie ich ſchon ſagte, ein Virtuoſe und damit gut; die Grazien ſind leider ausgeblieben. Da er nun ſo gar nicht ahnden konnte, was Sie im innerſten Sinne meynten, und das äußerliche Recht ſo ganz auf ſeiner Seite war, ſo hatte ich nichts angelegeners, als mit ganzer Stärke für Sie zu ſtreiten, damit nur das geſellige Gleichgewicht nicht völlig zerſtört würde. Und überdem iſts mir natürlicher, wenn es ja ſeyn muß, ſchriftliche Belehrungen zu geben als mündliche, die nach meinem Gefühl die Heiligkeit des Geſprächs entweihen.

Das unſrige fing damit an, daß Sie behaupteten, Friedrich Richters Romane ſeyen keine Romane, ſondern ein buntes Allerley von kränklichem Witz. Die wenige Geſchichte ſey zu ſchlecht dargeſtellt um für Geſchichte zu gelten, man müſſe ſie nur errathen. Wenn man aber auch alle zuſammennehmen und ſie rein erzählen wolle, würde das doch höchſtens Be-

kenntniſſe geben. Die Individualität des Menſchen ſey viel zu ſichtbar, und noch dazu eine ſolche!

Das letzte übergehe ich, weil es doch wieder nur Sache der Individualität iſt. Das bunte Allerley von kränklichem Witz gebe ich zu, aber ich nehme es in Schutz und behaupte dreiſt, daß ſolche Grotesken und Bekenntniſſe noch die einzigen romantiſchen Erzeugniſſe unſers unromantiſchen Zeitalters ſind.

Laſſen Sie mich bey dieſer Gelegenheit ausſchütten, was ich lange auf dem Herzen habe!

Mit Erſtaunen und mit innerm Grimm habe ich oft den Diener die Haufen zu Ihnen herumtragen ſehn. Wie mögen Sie nur mit Ihren Händen die ſchmutzigen Bände berühren? — Und wie können Sie den verworrnen, ungebildeten Redensarten den Eingang durch Ihr Auge in das Heiligthum der Seele verſtatten? — Stundenlang Ihre Fantaſie an Menſchen hingeben, mit denen von Angeſicht zu Angeſicht nur wenige Worte zu wechſeln Sie Sich ſchämen würden? — Es frommt wahrlich zu nichts, als nur die Zeit zu tödten und die Imaginazion zu verderben! Faſt alle ſchlechten Bücher haben Sie geleſen von Fielding bis zu Lafontaine. Fragen Sie Sich ſelbſt was Sie davon gehabt haben. Ihr Gedächtniß ſelbſt verſchmäht das unedle Zeug, was eine fatale Jugendgewohnheit Ihnen zum Bedürfniß macht, und was ſo emſig herbeygeſchafft werden muß, wird ſogleich rein vergeſſen.

Dagegen erinnern Sie ſich noch vielleicht, daß es eine Zeit gab, wo Sie den Sterne liebten, ſich oft

ergötzten, seine Manier anzunehmen, halb nachzuahmen, halb zu verspotten. Ich habe noch einige scherzhafte Briefchen der Art von Ihnen, die ich sorgsam bewahren werde. — Sterne's Humor hatte Ihnen also doch einen bestimmten Eindruck gegeben; wenn gleich eben keine idealisch schöne, so war es doch eine Form, eine geistreiche Form, die Ihre Fantasie dadurch gewann, und ein Eindruck, der uns so bestimmt bleibt, den wir so zu Scherz und Ernst gebrauchen und gestalten können, ist nicht verloren; und was kann einen gründlichern Werth haben als dasjenige, was das Spiel unsrer innern Bildung auf irgend eine Weise reizt oder nährt.

Sie fühlen es selbst, daß Ihr Ergötzen an Sterne's Humor rein war, und von ganz andrer Natur, als die Spannung der Neugier, die uns oft ein durchaus schlechtes Buch, in demselben Augenblick, wo wir es so finden, abnöthigen kann. Fragen Sie Sich nun selbst, ob Ihr Genuß nicht verwandt mit demjenigen war, den wir oft bey Betrachtung der witzigen Spielgemählde empfanden, die man Arabesken nennt. — Auf den Fall, daß Sie sich selbst nicht von allem Antheil an Sterne's Empfindsamkeit frey sprechen können, schicke ich Ihnen hier ein Buch, von dem ich Ihnen aber, damit Sie gegen Fremde vorsichtig sind, voraussagen muß, daß es das Unglück oder das Glück hat, ein wenig verschrien zu seyn. Es ist Diderot's Fataliste. Ich denke, es wird Ihnen gefallen, und Sie werden die Fülle des Witzes hier ganz rein finden von sentimentalen Beymischungen. Es ist mit Verstand angelegt, und mit sichrer Hand ausgeführt.

Ich darf es ohne Uebertreibung ein Kunſtwerk nennen. Freylich iſt es keine hohe Dichtung, ſondern nur eine — Arabeske. Aber eben darum hat es in meinen Augen keine geringen Anſprüche; denn ich halte die Arabeske für eine ganz beſtimmte und weſentliche Form oder Aeußerungsart der Poeſie.

Ich denke mir die Sache ſo. Die Poeſie iſt ſo tief in dem Menſchen gewurzelt, daß ſie auch unter den ungünſtigſten Umſtänden immer noch zu Zeiten wild wächſt. Wie wir nun faſt bey jedem Volk Lieder, Geſchichten im Umlauf, irgend eine Art wenn gleich rohe Schauſpiele im Gebrauch finden: ſo haben ſelbſt in unſerm unfantaſtiſchen Zeitalter, in den eigentlichen Ständen der Proſa, ich meyne die ſogenannten Gelehrten und gebildeten Leute, einige Einzelne eine ſeltne Originalität der Fantaſie in ſich geſpürt und geäußert, obgleich ſie darum von der eigentlichen Kunſt noch ſehr entfernt waren. Der Humor eines Swift, eines Sterne, meyne ich, ſey die Naturpoeſie der höhern Stände unſers Zeitalters.

Ich bin weit entfernt, ſie neben jene Großen zu ſtellen; aber Sie werden mir zugeben, daß wer für dieſe, für den Diderot Sinn hat, ſchon beſſer auf dem Wege iſt, den göttlichen Witz, die Fantaſie eines Arioſt, Cervantes, Shakſpeare verſtehn zu lernen, als ein andrer, der auch noch nicht einmal bis dahin ſich erhoben hat. Wir dürfen nun einmal die Foderungen in dieſem Stück an die Menſchen der jetzigen Zeit nicht zu hoch ſpannen, und was in ſo kränklichen Verhältniſſen aufgewachſen iſt, kann ſelbſt natürlicherweiſe

Digitized by Google

nicht anders als kränklich seyn. Dieß halte ich aber, so lange die Arabeske kein Kunstwerk sondern nur ein Naturprodukt ist, eher für einen Vorzug, und stelle Richtern also auch darum über Sterne, weil seine Fantasie weit kränklicher, also weit wunderlicher und fantastischer ist. Lesen Sie nur überhaupt den Sterne einmal wieder. Es ist lange her, daß Sie ihn nicht gelesen haben, und ich denke er wird Ihnen etwas anders vorkommen wie damals. Vergleichen Sie dann immer unsern Deutschen mit ihm. Er hat wirklich mehr Witz, wenigstens für den, der ihn witzig nimmt: denn er selbst könnte sich darin leicht Unrecht thun. Und durch diesen Vorzug erhebt sich selbst seine Sentimentalität in der Erscheinung über die Sphäre der Engländischen Empfindsamkeit.

Wir haben noch einen äußern Grund diesen Sinn für das Groteske in uns zu bilden, und uns in dieser Stimmung zu erhalten. Es ist unmöglich, in diesem Zeitalter der Bücher nicht auch viele, sehr viele schlechte Bücher durchblättern, ja sogar lesen zu müssen. Einige unter diesen sind, darauf darf man mit einiger Zuversicht rechnen, glücklicherweise immer von der albernen Art, und da kommt es wirklich nur auf uns an, sie unterhaltend zu finden, indem wir sie nämlich als witzige Naturprodukte betrachten. Laputa ist nirgends oder überall, liebe Freundin; es kommt nur auf einen Akt unsrer Willkühr und unsrer Fantasie an, so sind wir mitten darin. Wenn die Dummheit eine gewisse Höhe erreicht, zu der wir sie jetzt, wo sich alles schärfer sondert, meistens gelangen sehn, so gleicht sie

auch in der äußern Erscheinung der Narrheit. Und die Narrheit, werden Sie mir zugeben, ist das lieblichste, was der Mensch imaginiren kann, und das eigentliche letzte Princip alles Amüsanten. In dieser Stimmung kann ich oft ganz allein für mich über Bücher, die keinesweges dazu bestimmt scheinen, in ein Gelächter verfallen, was kaum wieder aufhören will. Und es ist billig, daß die Natur mir diesen Ersatz giebt, da ich über so manches, was jetzt Witz und Satire heißt, durchaus nicht mitlachen kann. Dagegen werden mir nun gelehrte Zeitungen z. B. zu Farçen, und diejenige welche sich die allgemeine nennt, halte ich mir ganz ausdrücklich, wie die Wiener den Casperle. Sie ist aus meinem Standpunkte angesehen, nicht nur die mannigfaltigste von allen, sondern auch in jeder Rücksicht die unvergleichlichste: denn nachdem sie aus der Nullität in eine gewisse Mattheit gesunken, und aus dieser ferner in eine Art von Stumpfheit übergegangen war, ist sie zuletzt auf dem Wege der Stumpfheit endlich in jene närrische Dummheit verfallen.

Dieses ist im Ganzen für Sie schon ein zu gelehrter Genuß. Wollen Sie aber, was Sie leider nicht mehr lassen können, in einem neuen Sinn thun, so will ich nicht mehr über den Bedienten schelten, wenn er die Haufen aus der Leihbibliothek bringt. Ja ich erbiete mich selbst für dieses Bedürfniß Ihr Geschäftsträger zu seyn, und verspreche Ihnen eine Unzahl der schönsten Komödien aus allen Fächern der Litteratur zu senden.

Ich nehme den Faden wieder auf: denn ich bin gesonnen Ihnen nichts zu schenken, sondern Ihren Behauptungen Schritt vor Schritt zu folgen.

Sie tadelten Jean Paul auch, mit einer fast wegwerfenden Art, daß er sentimental sey.

Wollten die Götter, er wäre es in dem Sinne wie ich das Wort nehme, und es seinem Ursprunge und seiner Natur nach glaube nehmen zu müssen. Denn nach meiner Ansicht und nach meinem Sprachgebrauch ist eben das romantisch, was uns einen sentimentalen Stoff in einer fantastischen Form darstellt.

Vergessen Sie auf einen Augenblick die gewöhnliche übel berüchtigte Bedeutung des Sentimentalen, wo man fast alles unter dieser Benennung versteht, was auf eine platte Weise rührend und thränenreich ist, und voll von jenen familiären Edelmuthsgefühlen, in deren Bewußtseyn Menschen ohne Charakter sich so unaussprechlich glücklich und groß fühlen.

Denken Sie dabey lieber an Petrarca oder an Tasso, dessen Gedicht gegen das mehr fantastische Romanzo des Ariost, wohl das sentimentale heißen könnte; und ich erinnre mich nicht gleich eines Beyspiels, wo der Gegensatz so klar und das Uebergewicht so entschieden wäre wie hier.

Tasso ist mehr musikalisch und das Pittoreske im Ariost ist gewiß nicht das schlechteste. Die Mahleren ist nicht mehr so fantastisch, wie sie es bey vielen Meistern der venetianischen Schule, wenn ich meinem Gefühl trauen darf, auch im Correggio und viel-

leicht nicht bloß in den Arabesken des Raphael, ehedem in ihrer großen Zeit war. Die moderne Musik hingegen ist, was die in ihr herrschende Kraft des Menschen betrifft, ihrem Charakter im Ganzen so treu geblieben, daß ichs ohne Scheu wagen möchte, sie eine sentimentale Kunst zu nennen.

Was ist denn nun dieses Sentimentale? Das was uns anspricht, wo das Gefühl herrscht, und zwar nicht ein sinnliches, sondern das geistige. Die Quelle und Seele aller dieser Regungen ist die Liebe, und der Geist der Liebe muß in der romantischen Poesie überall unsichtbar sichtbar schweben; das soll jene Definition sagen. Die galanten Passionen, denen man in den Dichtungen der Modernen, wie Diderot im Fataliſten so lustig klagt, von dem Epigramm bis zur Tragödie nirgends entgehn kann, sind dabey grade das wenigste, oder vielmehr sie sind nicht einmal der äußre Buchstabe jenes Geistes, nach Gelegenheit auch wohl gar nichts oder etwas sehr unliebliches und liebloses. Nein, es ist der heilige Hauch, der uns in den Tönen der Musik berührt. Er läßt sich nicht gewaltsam fassen und mechanisch greifen, aber er läßt sich freundlich locken von sterblicher Schönheit und in sie verhüllen; und auch die Zauberworte der Poesie können von seiner Kraft durchdrungen und beseelt werden. Aber in dem Gedicht, wo er nicht überall ist, oder überall seyn könnte, ist er gewiß gar nicht. Er ist ein unendliches Wesen und mit nichten haftet und klebt sein Interesse nur an den Personen, den Begebenheiten und Situazionen und den individuellen

Neigungen: für den wahren Dichter ist alles dieses, so innig es auch seine Seele umschließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur.

Nur die Fantasie kann das Räthsel dieser Liebe fassen und als Räthsel darstellen; und dieses Räthselhafte ist die Quelle von dem fantastischen in der Form aller poetischen Darstellung. Die Fantasie strebt aus allen Kräften sich zu äußern, aber das Göttliche kann sich in der Sphäre der Natur nur indirekt mittheilen und äußern. Daher bleibt von dem, was ursprünglich Fantasie war, in der Welt der Erscheinungen nur das zurück was wir Witz nennen.

Noch eines liegt in der Bedeutung des Sentimentalen, was grade das Eigenthümliche der Tendenz der romantischen Poesie im Gegensatz der antiken betrifft. Es ist darin gar keine Rücksicht genommen auf den Unterschied von Schein und Wahrheit, von Spiel und Ernst. Darin liegt der große Unterschied. Die alte Poesie schließt sich durchgängig an die Mythologie an, und vermeidet sogar den eigentlich historischen Stoff. Die alte Tragödie sogar ist ein Spiel, und der Dichter, der eine wahre Begebenheit, die das ganze Volk ernstlich anging, darstellte ward bestraft. Die romantische Poesie hingegen ruht ganz auf historischem Grunde, weit mehr als man es weiß und glaubt. Das erste beste Schauspiel, das Sie sehn, irgend eine Erzählung die Sie lesen; wenn eine geistreiche Intrigue darin ist, können Sie fast mit Gewißheit darauf rechnen,

daß wahre Geschichte zum Grunde liegt, wenn gleich vielfach umgebildet. Boccaz ist fast durchaus wahre Geschichte, eben so andre Quellen, aus denen alle romantische Erfindung hergeleitet ist.

Ich habe ein bestimmtes Merkmahl des Gegensatzes zwischen dem Antiken und dem Romantischen aufgestellt. Indessen bitte ich Sie doch, nun nicht sogleich anzunehmen, daß mir das Romantische und das Moderne völlig gleich gelte. Ich denke es ist etwa eben so verschieden, wie die Gemählde des Raphael und Correggio von den Kupferstichen die jetzt Mode sind. Wollen Sie sich den Unterschied völlig klar machen, so lesen Sie gefälligst etwa die Emilia Galotti, die so unaussprechlich modern und doch im geringsten nicht romantisch ist, und erinnern sich dann an Shakspeare, in den ich das eigentliche Centrum, den Kern der romantischen Fantasie setzen möchte. Da suche und finde ich das Romantische, bey den ältern Modernen, bey Shakspeare, Cervantes, in der italiänischen Poesie, in jenem Zeitalter der Ritter, der Liebe und der Mährchen, aus welchem die Sache und das Wort selbst herstammt. Dieses ist bis jetzt das einzige, was einen Gegensatz zu den classischen Dichtungen des Alterthums abgeben kann; nur diese ewig frischen Blüthen der Fantasie sind würdig die alten Götterbilder zu umkränzen. Und gewiß ist es, daß alles vorzüglichste der modernen Poesie dem Geist und selbst der Art nach dahinneigt; es müßte denn eine Rückkehr zum Antiken seyn sollen. Wie unsre Dichtkunst mit dem Roman, so fing

die der Griechen mit dem Epos an und löste sich wieder darin auf.

Nur mit dem Unterschiede, daß das Romantische nicht sowohl eine Gattung ist als ein Element der Poesie, das mehr oder minder herrschen und zurücktreten, aber nie ganz fehlen darf. Es muß Ihnen nach meiner Ansicht einleuchtend seyn, daß und warum ich fodre, alle Poesie solle romantisch seyn; den Roman aber, in sofern er eine besondre Gattung seyn will, verabscheue.

Sie verlangten gestern, da der Streit eben am lebhaftesten wurde, eine Definition, was ein Roman sey; mit einer Art, als wüßten Sie schon, Sie würden keine befriedigende Antwort bekommen. Ich halte dieses Problem eben nicht für unauflöslich. Ein Roman ist ein romantisches Buch. — Sie werden das für eine nichtssagende Tautologie ausgeben. Aber ich will Sie zuerst nur darauf aufmerksam machen, daß man sich bey einem Buche schon ein Werk, ein für sich bestehendes Ganze denkt. Alsdann liegt ein sehr wichtiger Gegensatz gegen das Schauspiel darin, welches bestimmt ist angeschaut zu werden: der Roman hingegen war es von den ältesten Zeiten für die Lektüre, und daraus lassen sich fast alle Verschiedenheiten in der Manier der Darstellung beyder Formen herleiten. Das Schauspiel soll auch romantisch seyn, wie alle Dichtkunst; aber ein Roman ists nur unter gewissen Einschränkungen, ein angewandter Roman. Der dramatische Zusammenhang der Geschichte macht den Roman im Gegentheil noch keineswegs zum Ganzen, zum

Werk, wenn er es nicht durch die Beziehung der ganzen Composition auf eine höhere Einheit, als jene Einheit des Buchstabens, über die er sich oft wegsetzt und wegsetzen darf, durch das Band der Ideen, durch einen geistigen Centralpunkt wird.

Dieß abgerechnet, findet sonst so wenig ein Gegensatz zwischen dem Drama und dem Roman Statt, daß vielmehr das Drama so gründlich und historisch wie es Shakspeare z. B. nimmt und behandelt, die wahre Grnndlage des Romans ist. Sie behaupteten zwar, der Roman habe am meisten Verwandschaft mit der erzählenden ja mit der epischen Gattung. Dagegen erinnre ich nun erstlich, daß ein Lied eben so gut romantisch seyn kann als eine Geschichte. Ja ich kann mir einen Roman kaum anders denken, als gemischt aus Erzählung, Gesang und andern Formen. Anders hat Cervantes nie gedichtet, und selbst der sonst so prosaische Boccaccio schmückt seine Sammlung mit einer Einfassung von Liedern. Giebt es einen Roman, in dem dieß nicht Statt findet und nicht Statt finden kann, so liegt es nur in der Individualität des Werks, nicht im Charakter der Gattung; sondern es ist schon eine Ausnahme von diesem. Doch das ist nur vorläufig. Mein eigentlicher Einwurf ist folgender. Es ist dem epischen Styl nichts entgegengesetzter als wem die Einflüsse der eignen Stimmung im geringsten sichtbar werden; geschweige denn, daß er sich seinem Humor so überlassen, so mit ihm spielen dürfte, wie es in den vortrefflichsten Romanen geschieht.

Nachher vergaßen Sie Ihren Satz wieder oder gaben ihn auf und wollten behaupten: alle diese Eintheilungen führten zu nichts; es gebe nur Eine Poeſie, und es komme nur darauf an, ob etwas ſchön ſey; nach der Rubrik könne nur ein Pedant fragen. — Sie wiſſen, was ich von den Claſſificationen, die ſo im Umlauf ſind, halte. Aber doch ſehe ich ein, daß es für jeden Virtuoſen durchaus nothwendig iſt, ſich ſelbſt auf einen durchaus beſtimmten Zweck zu beſchränken; und in der hiſtoriſchen Nachforſchung komme ich auf mehre urſprüngliche Formen, die ſich nicht mehr in einander auflöſen laßen. So ſcheinen mir im Umkreiſe der romantiſchen Poeſie ſelbſt Novellen und Mährchen z. B., wenn ich ſo ſagen darf, unendlich entgegengeſetzt. Und ich wünſche nichts mehr, als daß ein Künſtler jede dieſer Arten verjüngen möge, indem er ſie auf ihren urſprünglichen Charakter zurückführt.

Wenn ſolche Beyſpiele ans Licht träten, dann würde ich Muth bekommen zu einer Theorie des Romans, die im urſprünglichen Sinne des Wortes eine Theorie wäre: eine geiſtige Anſchauung des Gegenſtandes mit ruhigem, heitern ganzen Gemüth, wie es ſich ziemt, das bedeutende Spiel göttlicher Bilder in feſtlicher Freude zu ſchauen. Eine ſolche Theorie des Romans würde ſelbſt ein Roman ſeyn müſſen, der jeden ewigen Ton der Fantaſie fantaſtiſch wiedergäbe, und das Chaos der Ritterwelt noch einmal verwirrte. Da würden die alten Weſen in neuen Geſtalten leben; da würde der heilige Schatten des Dante ſich aus ſeiner Unterwelt erheben, Laura himmliſch

vor uns wandeln, und Shakſpeare mit Cervantes trauliche Geſpräche wechſeln; — und da würde Sancho von neuem mit dem Don Quixote ſcherzen.

Das wären wahre Arabesken und dieſe nebſt Bekenntniſſen, ſeyen, behauptete ich im Eingang meines Briefs, die einzigen romantiſchen Naturprodukte unſers Zeitalters.

Daß ich auch die Bekenntniſſe dazu rechnete, wird Ihnen nicht mehr befremdend ſeyn, wenn Sie zugegeben haben, daß wahre Geſchichte das Fundament aller romantiſchen Dichtung ſey; und Sie werden ſich, wenn Sie darüber reflektiren wollen, leicht erinnern und überzeugen, daß das Beſte in den beſten Romanen nichts anders iſt als ein mehr oder minder verhülltes Selbſtbekenntniß des Verfaſſers, der Ertrag ſeiner Erfahrung, die Quinteſſenz ſeiner Eigenthümlichkeit.

Alle ſogenannten Romane, auf die meine Idee von romantiſcher Form freylich gar nicht anwendbar iſt, ſchätze ich dennoch ganz genau nach der Maſſe von eigner Anſchauung und dargeſtelltem Leben, die ſie enthalten; und in dieſer Hinſicht mögen denn ſelbſt die Nachfolger des Richardſon, ſo ſehr ſie auf der falſchen Bahn wandeln, willkommen ſeyn. Wir lernen aus einer Cecilia Beverley wenigſtens, wie man zu der Zeit, da das eben Mode war, ſich in London ennuyirte, auch wie eine brittiſche Dame vor Delicateſſe endlich zu Boden ſtürzt und ſich blutrünſtig fällt; das Fluchen, die Squire's und dergleichen ſind im Fielding wie aus dem Leben geſtohlen, und der Wake-

field giebt uns einen tiefen Blick in die Weltansicht eines Landpredigers; ja dieser Roman wäre vielleicht, wenn Olivia ihre verlohrne Unschuld am Ende wieder fände, der beste unter allen Engländischen Romanen.

Aber wie sparsam und tropfenweise wird einem in allen diesen Büchern das wenige Reelle zugezählt! Und welche Reisebeschreibung, welche Briefsammlung, welche Selbstgeschichte wäre nicht für den, der sie in einem romantischen Sinne liest, ein besserer Roman als der beste von jenen? —

Besonders die Confessions gerathen meistens auf dem Wege des Naiven von selbst in die Arabeske, wozu sich jene Romane höchstens am Schluß erheben, wenn die bankerotten Kaufleute wieder Geld und Kredit, alle armen Schlucker zu essen bekommen, die liebenswürdigen Spitzbuben ehrlich und die gefallnen Mädchen wieder tugendhaft werden.

Die Confessions von Rousseau sind in meinen Augen ein höchst vortrefflicher Roman; die Heloise nur ein sehr mittelmäßiger.

Ich schicke Ihnen hier die Selbstgeschichte eines berühmten Mannes, die Sie, so viel ich weiß, noch nicht kennen: die Memoirs von Gibbon. Es ist ein unendlich gebildetes und ein unendlich drolliges Buch. Es wird Ihnen auf halbem Wege entgegenkommen, und wirklich ist der komische Roman, der darin liegt, fast ganz fertig. Sie werden den Engländer, den Gentleman, den Virtuosen, den Gelehrten, den Hagestolzen, den Elegant vom guten Ton in seiner ganzen zierlichen Lächerlichkeit durch die Würde dieser histori-

ſchen Perioden ſo klar vor Augen ſehn, wie Sie nur immer wünſchen können. Gewiß man kann viel ſchlechte Bücher und viele unbedeutende Menſchen durchſehn, ehe man ſo viel Lachſtoff auf einem Haufen beyſammen findet.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

V.

V.

Notizen.

Garve's letzte noch von ihm selbst herausgegebene Schriften.

Je weniger Jemand mit der Philosophie auf dem rechten Wege ist, desto leichter kann es freilich geschehen, daß er durch sein Leben sein System übertrift, ohne eigentlich auch in jenem etwas ordentliches geleistet zu haben: es ist aber doch erfreulich wenn es auf die Art geschieht, wie bey Garve, der weder niedergedrückt noch abgestumpft, noch den Einfluß auf die Welt früher aufgebend als das Leben selbst, die letzten beschwerlichen Stunden desselben so unermüdet genuzt, und so fleißig geeilt hat, was er noch konnte von den Früchten seines Nachdenkens zu sammeln und den zurückbleibenden Zeitgenossen als das beste Denkmal seines Daseyns zum Aufbewahren zu übergeben. Das beste sage ich: denn obgleich der Tod alle seine letzten Schriften auf eine oder die andre Art unterbrochen hat (ich rechne den dritten Theil der Versuche noch mit) so sind sie doch bey weitem das wichtigste, was wir von dem Verstorbenen besitzen. Was er früher philosophirt hat, geschah immer nur in Anmerkungen zu fremden Gedanken und in Reflexionen über einzelne

abgerißene Materien, und außer den Beobachtungen über die Kunst zu denken wüßte ich unter seinen frühern Schriften keine, worin so große Gegenstände, und so im Zusammenhange behandelt würden wie in diesen letzten Werken. Wenn also die Frage entschieden werden soll, was Garve im Gebiet der Philosophie oder vielmehr des Denkens überhaupt seyn und leisten konnte: so muß man sich vornehmlich an dasjenige halten, was er in dieser letzten Periode hervorgebracht hat; und es ist aus diesem Gesichtspunkt als eine Eingebung des Schicksals anzusehn, daß er sich unter solchen Umständen noch zu so großen Anstrengungen gedrungen gefühlt hat. Auch hat er die Beantwortung dieser Frage auf eine sehr uneigennützige Art erleichtert, indem er uns nicht etwa behutsam nur bis dicht an die Grenzen seines Gebiets, sondern sehr zutraulich immer etwas darüber hinausgeführt hat. Nur allzu sehr verdeutlicht er das Bewußtseyn dieser eigenen Situation seinem Leser, so daß ein Gefühl von schmerzlicher Theilnahme denselben durch alle diese Schriften hindurch begleitet. Man würde Unrecht thun es auf die äußere Lage des Verfassers beziehen zu wollen; von dieser redet er mit so viel ruhiger Gleichmüthigkeit, daß nicht die eigenthümliche Art wie er seines herannahenden Schicksals erwähnt, sondern nur der Umstand, daß er überhaupt daran denkt, diejenige Sehnsucht nach Leben verrathen kann, die einem Manne wie dieser natürlich und nothwendig war. Dieses Gefühl bezieht sich vielmehr auf das Innere der Bücher und auf die Anschauung, welche sie uns von dem

eigenthümlichen Wesen des Verfassers geben, auf den Kampf eines redlichen Willens mit einem kleinen Gemüth, und eines kleinen Geistes mit großen Gegenständen, die er am liebsten zersplittern möchte, um sie nur umfassen zu können: ein Kampf der zwar kein festliches Schauspiel für die Götter, für einen Menschen aber bis zur wehmüthigen Theilnahme rührend ist. Was Garve seyn wollte, nemlich ein liebenswürdiger Gesellschafter und ein feiner Beobachter, klingt freilich wie etwas Großes: wenn man aber näher betrachtet, was er sich darunter dachte, wenn man Acht giebt auf die immer und überall wiederkehrende Vergötterung des Vornehmen und der Bildung, welche unter den höhern Ständen jetzt wirlich anzutreffen ist; wenn man auf das offne und wiederholte Geständniß merkt, daß alles Bestreben nach Erkenntniß nur in dem nach Beifall, und alles Beobachten Seiner Selbst nur in der eitlen Vergleichung mit Andern seinen Grund hat: so kann man sich nicht bergen, daß diese Tendenz seines Lebens nur etwas sehr geringes war. Aber mit diesem Wenigen nimmt er es denn so genau, verliert es so nie aus den Augen, und erzählt zur Warnung und Belehrung so offenherzig jeden Schritt vorwärts und zurück, daß man diesen redlichen Willen nothwendig achten, und die Verschwendung desselben beklagen muß; und daß man es nicht erst nöthig findet ein Urtheil über den Charakter auszusprechen, der sich selbst in einer so eigenthümlichen Mischung von Bescheidenheit und Eitelkeit dargestellt hat, worin nemlich die Bescheidenheit keinesweges eitel, sondern ächt und

ernſtlich gemeint iſt, und auch die Eitelkeit ſich nicht etwa beſcheiden verbirgt, ſondern offen und ehrlich ſich ſelbſt ankündigt und mit Namen nennt. Dieſem Charakter ſeines Lebens iſt auch der ſeines Denkens und ſeiner Unterſuchungen durchaus analogiſch. Auch hier hat Alles eine auseinander fahrende Richtung; was auf den erſten Anblick etwas Großes zu ſein ſcheint, verwandelt ſich wie unter den Händen in ein Unendlich kleines; auch hier fehlt es an einem Mittelpunkt und Anfang, er kommt nie zu etwas Ganzem oder Urſprünglichem, ſondern muß ſich immer nur im Kreiſe des Abgebildeten und Einzelnen herumdrehen, und nimmt alles auf guten Glauben ſo auf, wie es der gemeine Verſtand aus der Hand gelegt hat; ja nicht nur mit der Wiſſenſchaft, die ihm von Natur fremder iſt, ergeht es ihm ſo, ſondern auch wo es auf Unterſuchungen über das Leben und die Menſchen ankommt.

Um alles dies von Garve zu wiſſen, bedurfte es freilich nur für die, welche alles in großen Maſſen handgreiflich vor ſich ſehen müſſen, der Anſchauung dieſer letzten Schriften; Andere hätten alles, was darin liegt aus einzelnen früheren Aeußerungen diviniren können, in denen Garve ganz gelegentlich und unbewußt ſein Inneres ſo vollſtändig als möglich charakteriſirt hat. In der Abhandlung von der Popularität im Vortrage ſagt er einmal, „er glaube alle Wiſſenſchaften, ein Wort welches bei ihm ſehr weitſchichtig iſt, eintheilen zu können in ſolche, worin über Erfahrungen reflectirt, und in ſolche in denen Ideen combinirt würden, und die Moral oder die Lehre vom

Menſchen, ſo wie die ganze Philoſophie gehöre zu der erſten Klaſſe“. In dieſer einen Aeußerung liegt das ganze unerſchöpfliche Chaos von Unphiloſophie und Geiſtloſigkeit, wovon alle ſeine Schriften gleichſam nur Ausſtrömungen ſind. Dieſe Art Erfahrungen und Ideen entgegenzuſetzen, und das Gebiet der letztern am Ende auf die bloße Mathematik zu beſchränken, iſt der höchſte Gipfel der Empirie, gleichſam der Realismus des Raiſonnements, der das was durch das gemeine Denken gefunden iſt, als abſolut gegeben, als das ſchlechthin wahre und denkbare an ſich anſieht. Und wenn man den Prozeß, der mit Erfahrungen und Ideen, ſofern ſie entgegengeſetzt werden können, vorzunehmen iſt, ſo gleichſam verwechſelt: ſo wird nebſt der eigenen und urſprünglichen Anſchauung und dem philoſophiſchen Denken überhaupt auch das Hiſtoriſche ſchlechthin unmöglich. Eben darum iſt das Buch über die Geſellſchaft ſo unendlich langweilig. Es ſollte eine Schilderung der geſelligen Natur in ihren Wirkungen und Rückwirkungen enthalten; aber dazu hätten die großen Erſcheinungen derſelben combinirt, und in einer beſtimmten Beleuchtung unter gewiſſe Hauptpunkte zuſammengeſtellt werden müſſen. Dahin kann aber Garve nicht kommen, ſondern er nimmt nur die einzelnen Beobachtungen, wie ſie aus dem gemeinſten Standpunkte genommen werden, nach einander vor, und reflectirt eben über ſie, und dieſer einförmige Prozeß geht an dem Geländer trivialer Ideen von Verſtand, Charakter, Bildung, Glückſeligkeit, über welche auch nicht reflectirt worden iſt, um ſich ihrer

gehörig zu verſichern, auf die unintereſſanteſte Weiſe fort. Aus denſelben Gründen hat auch die Carakteriſtik eines beſtimmten Individuums ein ganz verfehltes Werk werden müſſen. Eine ſolche ſoll das Individuum chemiſch zerlegen, die innerlich verſchiedenen Beſtandtheile deſſelben von einander ſondern, und in ihrem quantitativen Verhältniß darſtellen, dann das innere Princip ihrer Verbindung, das tiefſte Geheimniß der Individualität aufſuchen, und ſo das Individuum auf eine künſtliche Weiſe nachconſtruiren. Das kann aber freilich nur geſchehen, wenn man die verſchiedenen Erſcheinungen deſſelben combinirt und vorher über die Idee, wie überhaupt Erſcheinungen im Menſchen combinirt werden müſſen, einigermaßen reflectirt hat. Darauf verſteht ſich nun Garve nicht, weil ſo etwas gar nicht in der Sphäre ſeines Denkens liegt: daher nimmt er Handlungen nur einzeln, und ſo wie die gemeine Betrachtung ſie auch findet und ſondert, das heißt nach dem Objekt auf welches gehandelt wird. Durch dieſen Proceß wird das Individuum natürlich nur mechaniſch zerſtückelt, die Einheiten ſind noch an mehreren Orten zerſtreut, und in allem, was für einfach gegeben wird, iſt noch die ganze Mannigfaltigkeit welche eigentlich aufgelöſet werden ſollte. Dies iſt eine ſchlechte Operation, und bewährt ſich als ſolche unter andern auch dadurch, daß ſie gar keine Form annehmen will. Sehr naiv klagt deshalb Garve darüber, daß das Mannigfaltige durch ſeine Menge ihn gedrückt habe, und freilich waren der Objekte auf welche der König gehandelt hat, und der Materien

seines Handelns sehr viele — sein Charakter aber durchaus höchst einfach. Dem Himmel sei Dank, daß Garve es so fern von sich fühlte, eine Geschichte Friedrich II. zu schreiben: denn fremder und widernatürlicher hätte ihm wohl nichts sein können als Historie. Aber auch in der Form oder Unform, welche die Fragmente jetzt haben, ist es nicht möglich gewesen, die schlechte Sache zu verbergen. Indem Garve über die einzelnen Handlungen nach seiner Art reflectirt, ist er doch bisweilen glücklich genug, eine richtige Idee zu treffen; und dann auch allemal ehrlich genug, sie nirgend unangedeutet zu laßen, wo, vielleicht unter einer ganz verschiedenen Rubrik, dieselbe Handelsweise wiederkommt. Diese häufigen Wiederholungen machen es dem Leser übermäßig klar, daß Garve sich sein Geschäft schlecht construirt hat, so daß gewiß ein Jeder sich wundert, wie nur er selbst dies nicht hat merken können. Daß Garve geglaubt hat mehr als den sittlichen Charakter Friedrichs geschildert zu haben, ist eben auch eine leere Einbildung, die daher entsteht, daß er sich die Handlungen nach den Objekten gesondert und bestimmt hat. Wenige und nur unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, ist alles, was unter seinem Regierungs- und militairischen Charakter vorkommt, durchaus sittlich, und was unter diesem Titel selbst steht ist eben nur das, was sich mit Leichtigkeit unter die beliebten vier Haupttugenden zusammenfassen ließ, an welche sich Garve in allen moralischen Betrachtungen und Schilderungen so unerschütterlich fest hält. In dem großen Abschnitt vom literarischen Charakter

ſteht von dieſem ſo gut als gar nichts, ſondern hier iſt der König recht Garviſch wie eine Stelle behandelt, über welche und aus Gelegenheit welcher er mancherlei Anmerkungen anbringt. Mit Unrecht ſage ich hier, der König iſt eigentlich überall ſo gebraucht, und wenn auch Garve im Stande geweſen wäre, mit einem Charakter umzugehn, und eine Charakteriſtik zu machen: ſo hätte er doch vor dieſer unüberwindlichen Sucht in einzelne Bemerkungen bei jeder Gelegenheit abzuſchweifen, dieſe als die Hauptſache anzuſehen, und alles ſoviel möglich zu ſich herabzuholen, und auf ſeine Exiſtenz, ſein Beſtreben und ſeine Forderungen zu beziehen, gewiß niemals dazu kommen können. Dies iſt aber das Weſen der Anmerkungs-Philoſophie, und man kann an Garve, der ſeiner Reinheit wegen recht zu einem Exempel gemacht iſt, am beſten zeigen, worauf ſie ſich zu beſchränken hat, daß ſie keine andern Werke hervorbringen kann als einfache Reflexionen über einzelne Data, je klarer je beſſer, daß alles was etwas anders zu ſein ſcheint, doch nur ein Aggregat von dergleichen Monaden ſein kann, daß es ihr nichts hilft große oder ganze Gegenſtände vor ſich zu nehmen, weil ſie ſie doch nicht als ſolche zu behandeln verſteht, und daß es unmöglich iſt, auch nur nach der „beobachtenden Methode“ Gegenſtände, wie ſie auf dem Standpunkte des gemeinen Lebens wahrgenommen werden in irgend einem Zuſammenhange darzuſtellen oder über ſie zu denken, wenn man nicht höhere Principien hat, die irgendwoher aus der Wiſſenſchaft genommen ſind, und wozu alſo eine höhere Anſicht der Wiſſen-

ſchaft gehört, als dieſe. Wie man über einen eigentlich wiſſenſchaftlichen Gegenſtand in dieſer Manier nicht reden, und auch nur mit viel Kunſt und Mühe zu reden ſcheinen kann, iſt in den Betrachtungen über die Sittenlehre zu ſehen. Die Moral iſt Garven eine Wiſſenſchaft, worin über Erfahrungen reflectirt wird, die allgemein anerkannten moraliſchen Vorſchriften ſind dieſe Erfahrungen, und die Principien der Philoſophen ſind den Hypotheſen der Phyſik ähnlich. Von einem Syſtem, welches auf einem andern, zum Beiſpiel dem entgegengeſetzten Wege conſtruirt würde, weiß er nichts, und das um ſo weniger, da ihm zu Folge die Philoſophen nur Ideen ableiten, Ideen willkührlich zu combiniren aber ein Werk der Dichtkunſt iſt. Hier haben wir jenen Realismus des Raiſonnements in ſeiner höchſten Vollkommenheit. Ohne ſich durch den Sextus Empiricus irre machen zu laßen, ſetzt er die apodiktiſche Gewißheit in die gemein geltenden Ausſprüche, und ſucht eine allgemeine Erklärung dazu, nicht als Triebfeder, ſondern als Formel.

Was er im Verſtehen Anderer leiſten konnte, hat er durch die Ueberſetzung des Ariſtoteles und der verſchiedenen Moralſyſteme dargethan — denn die Darſtellung derſelben iſt ebenfalls eine Ueberſetzung in ſeine eigne Denkart. Die Syſteme hat er als Erſcheinungen angeſehn, zerlegt und darüber reflectirt; aber ſie zu combiniren hat er nicht verſtanden; ſie ſtehen neben einander aufs Ohngefähr. Ueberhaupt iſt auch hier das Einzelne die große Loſung; er will und kann nur das Einzelne verſtehn und wiedergeben, und hält den Styl und den

Ton eben nicht für etwas großes, wie er ſelbſt — und beſcheiden genug auch mit Anwendung auf ſeine Werke — geſteht. Doch iſt es mit den Syſtemen etwas beſſer gegangen als mit dem Ariſtoteles, wahrſcheinlich weil die meiſten nicht ſo viel von Styl und Ton haben, denn dies alles mußte in ſeinen Darſtellungen eben ſo nothwendig verloren gehn, wie der Charakter eines Individuums in ſeiner Charakteriſtik. Aber hier vorzüglich leuchtet der redliche Wille hervor. Welche unſägliche Mühe hat er es ſich nicht koſten laßen, beſonders das Kantiſche Syſtem nach allen Seiten, die ihm als Seiten erſcheinen, herumzudrehen, um überall etwas davon aufzufaſſen. Es iſt nur eine gerechte Belohnung für dieſen Eifer, daß er vorzüglich im Entdecken mancher Lücke Viele übertrifft, und daß der Verdruß über das Mißverſtehen des Ganzen ihm nicht die Freude über das Verſtehen manches Einzelnen ganz vergällt hat.

Manches wäre noch zu ſagen über ſeine Begriffe vom Witz, vom Anziehenden und mehrere Theorien, die mit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Praxis genau zuſammenhängen; aber was man auch ſagen möchte, es würde immer nur beweiſen, daß man unmöglich etwas nachtheiliges von Garve ſagen könnte, was er nicht auf irgend eine Art ſelbſt geſagt hätte. Keinesweges aber immer unbewußt und unwillkührlich, ſondern auch ſehr gerade heraus. Und ſo bleibe es ungeſagt, weil es ohnedies nicht mehr nöthig ſcheint, gegen eine übertriebene Meinung von Garve's Talenten oder Verdienſten als gegen ein herrſchendes Uebel ſich aufzulehnen; wohl aber wäre es nicht uneben,

Digitized by Google

wenn diejenigen sich seine schöne Bescheidenheit und Selbsterkenntniß empfohlen sein ließen, die ohne etwas besseres zu seyn, oder gemacht zu haben, einen Ruhm darin suchen, ihm die Mittelmäßigkeit vorzuwerfen, die er selbst anerkennt, und von der sie nicht einmal rechtlichen Beweis zu führen im Stande sein dürften.

Von Matthisson ist kürzlich dreyerley erschienen: Basrelif am Sarkofage des Jahrhunderts, Alins Abentheuer, und ein Nachtrag zu seinen Gedichten. — Vielleicht giebt es auch für die Poesie einen Lapidarstyl, in welchem sich eine so große Masse, wie die wichtigsten Thaten und Begebenheiten eines denkwürdigen Jahrhunderts ausmachen, ohne Formlosigkeit und mit lichter Anordnung zur bündigen Kürze einer Inschrift zusammendrängen ließe. Aber wer von einem Jahrhunderte würdig reden will, muß die Uebersicht eines Jahrtausends dabey im Sinne haben. Von zufällig und individuell bestimmten Eindrücken des Moments dabey ausgehen, heißt, mit einer Sinnesart, die nicht über die Mauern einer kleinen Stadt hinauskann, die Geschichte eines Reiches schreiben, oder den Himmel aus einem engen Brunnen heraus übersehen wollen. Das Basrelif am Sarkofage des Jahrhunderts entspricht daher seinem Titel gar nicht, wenn es bloß von dem Unheile der politischen Fakzionen und des gegenwärtigen Krieges, und von der dabey erlittnen Schmach Deutschlandes redet. Machen diese parzialen Begebenheiten der letzten Jahre

das Jahrhundert aus? Und gesetzt, sie könnten es vertreten, so giebt es doch wohl für sie im Zusammenhang der Bildungsgeschichte des gesammten Menschengeschlechtes noch einen ganz andern Gesichtspunkt, und ein Geist, der sich zu diesem erheben kann, wird schwerlich bey dem einseitigen Jammern über physische Leiden stehen bleiben.

Es scheint überhaupt mislich, poetische Kunstnamen aus der Plastik zu entlehnen: soll aber der Name Basrelief für ein Gedicht gelten, so läßt er offenbar die klarste und ruhigste Darstellung eines Gegenstandes erwarten, am wenigsten lyrische oder lyrisch seyn sollende Ergießungen einer Stimmung darüber. Also auch hierin hat der Verfasser nur eine verworrene Vorstellung von seiner eignen Absicht gehabt. Sein Gedicht ist eine sogenannte Ode, und zwar nach Ramlerschem Zuschnitt. Die Ode an den Frieden hat ihm dabey am meisten vorgeschwebt, und da diese einer von den wenigen schönen jugendlichen Blicken von Ramlers nachher bis zur gänzlichen Austrocknung dürftigem Geiste ist, so wäre die Wahl des Vorbildes an sich nicht zu tadeln. Allein die Nachfolge geht bis zur Erinnerung an ein paar einzelne Strophen, und dann macht jenes Gedicht weniger Prätension, es hat mehr Einfalt und Natürlichkeit, und ohne durch innige Herzlichkeit zu rühren, widerspricht es doch nicht aller Theilnahme durch Künsteley und Peinlichkeit. Hier lautet es gleich anfangs:

Von Afrika bis zu des Gotthards Wolkenpfaden
Ras't furchtbar der Zerstörung Wuth,

und nachher:

Des Krieges ehrner Fuß zertrat,
Von Irlands Riesendamm bis zu den Katakomben
Parthenope's die Saat.

Wie soll man an den Schmerz des Dichters glauben, an welchem nicht nur die Geographie, sondern geographische curiosa, die er auch nicht ermangelt in Noten zu erläutern, so großen Antheil haben? Mit Recht kann es von dem Gedichte heißen, was dem Jahrhundert Schuld gegeben wird:

Das Mitgefühl verdumpft: man hört mit kaltem Lächeln,
Was tief die Seele sonst bewegt;

aber nicht aus dem angeführten Grunde:

Seit jeder Zefyr, der uns kühlt, ein Todesröcheln
Auf seinem Fittig trägt.

(als ob der Zephyr damit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewartet hätte, und das Sterben nicht von jeher Sitte gewesen wäre!) sondern weil ein jeder Vers, der uns, statt zu erwärmen, abkühlt, irgend eine anmaßende Kostbarkeit oder Ziererey auf seinem schwerfälligen Fittig trägt. Eben so hohler Wortklang ist der patriotische Aufruf an die Deutschen, zu welchem schließlich noch die Geister der Helden bemüht werden, bey welcher Gelegenheit der Verfasser auch den Trumpf der altfränkischen Vorstellungen über das Verhältniß der Deutschen und Franzosen, die Schlacht bey Roßbach, glücklich ausspielt. Kurz vom Jahrhundert finden wir bloß unbestimmte Allgemeinheiten, von einem Sarkophage hat das Gedicht die Eigenschaft an sich, daß es todtes und nicht leben-

diges verwahrt, und zum Basrelif fehlen ihm nur Figuren und Styl, die Kälte und Härte des Steins hat es, aber nicht einmal einer edlen Steinart: das Velin, worauf es gedruckt ist, stellt geglätteten Marmor weit besser vor.

Mit eben solcher typographischen Pracht, und noch mit Vignetten verziert, erscheinen Alins Abenteuer. Daß der Dichter uns gleich auf dem Titelblatt das Haupt der Gorgo entgegenwirft, darf den Beurtheiler nicht schrecken: auswärts gewandt, wie es jetzt steht, muß es sich auf die unausbleibliche Verwunderung des Lesers beziehn; nach dem Gedichte zugekehrt hätte ihre versteinernde Kraft seine Beschaffenheit erklären können. Die Zueignung an den Luftgeist Ariel kündigt fälschlich eine recht leichte hingegaukelte Dichtung an, sie ist aber ehrlicher als sie selbst weiß, indem sie es durch ihre ungemeine Geschraubtheit deutlich wieder zurücknimmt. Das Gedicht soll, so viel wir haben entdecken können, ein spaßhaftes Mährchen seyn: aber der Himmel weiß was für ein Mährchen und was für Spaß! Ein Mährchen ohne Verwickelung und Auflösung, überhaupt ohne Fortgang, ohne Erfindung, ohne Darstellung; und erzwungener, frostiger, feyerlich-ernsthafter, unlustiger Spaß ohne Geist und Gehalt. Spaßhaft wird demjenigen gewiß nicht zu Muth, der diese Lektüre mit der Vorstellung unternimmt, es müsse in einem angeblichen Kunstwerke doch irgend ein Sinn, ein Zusammenhang, eine Beziehung der Theile auf einander zu finden seyn. Alin, ein spanischer Ritter, verrichtet erst in Afrika eine Menge

ganz ernſthafter Heldenthaten, und zeigt ſich überall tugendhaft und als den Retter der Unterdrückten; hierauf erlegt er in Japan ein Ungeheuer, und als ihn der Wirbelwind einer blinden Willkühr plötzlich nach Egypten führt, ſo geräth der Verfaſſer, bey Gelegenheit daß er ſich mit den dortigen Alterthümern abgiebt, in eine Erzählung ſeiner litterariſchen Laufbahn hinein, wobey Alin immer durch ſpitzfindige Gelehrſamkeit oder verkehrten Geſchmack lächerlich erſcheinen ſoll. Dann wird der Faden ſeiner handgreiflichen Thaten wieder aufgenommen, Alin bringt auf dem Brocken den Teufel um, und der alte Witz von einer Lücke im Manuſkript endigt das vom Erzähler ſelbſt eingeſtandne Einerley der Geſchichte, die eigentlich keine iſt. Doch iſt es unmöglich, durch den bloßen Abriß einen Begriff von den vorkommenden Disparaten zu geben, und der Unglaublichkeit wegen müſſen wir ein paar Proben herſetzen. Der Anfang lautet ſo:

Früh, bey des Morgenſterns Erbleichen,
Verließ Alin der Väter Schloß;
Laut wieherte, zu gutem Zeichen,
Dreymal ſein Andaluſiſch Roß.

Gleich den Alciden und Rinalden,
Grüßt' er, mit ſeinem Schildkumpan
Hans Degenhaupt von Unterwalden,
Der Helden lorbervolle Bahn.

Zuerſt erſchien er in Marokko,
Wo ihm ein abgefeimter Skies,
Des Gauklers Urbild im Tarokko,
Der Kaiſerſtadt Armiden pries.

Taub wie Ulyß, der Vielgereiſte,
Dem ſchmelzenden Sirenenton,
Eilt' er gewarnt vom beſſern Geiſte,
In ſauſendem Galopp davon.

Den Dey, der Mörderhorden ſchirmte,
Durchrannt' er mit demantnem Spieß,
Und malmte ſeine ſtolzbethürmte
Granitne Felſenburg zu Kies.

Entkerkerte gefangner Weiber
Ein ganzes Türkenparadies,
Indeß der Schildknapp ihre Räuber
In ſiedend Bergöl tauchen hieß.

Zwölf Ritter durch Cytherens Gnade
Mit Roſen Amathunts bekränzt,
Höhnt' er zurück zum ſteilen Pfade,
Wo hehr des Nachruhms Tempel glänzt.

Hüllt' einen Fant, der, halb verſchäfert,
Oft mit Sonnet und Madrigal
Des Hains Dryaden eingeſchläfert,
Zu beſſerm Zeitvertreib in Stahl.

— — — — — — — — —

Den Vicekönig, noch verwundet
Durch edler Fraun gerechte Wehr,
Sandt', in ein Stachelfaß geſpundet,
Er auf dem nächſten Strom' ins Meer. u. ſ. w.

Folgendes ſind Stücke aus dem litterariſchen Theile der Biographie:

Er zählt' im zarten Lebenskeime
Die Sippſchaft bis zum jüngſten Tag,
Und jede Million der Bäume,
Die deutlich in der Wallnuß lag.

Welch

Welch Staunen! als, vom Erſtlingspiepen
Der Brut im Ey, ſein Preistraktat
Verherrlicht durch Bodoni's Typen
Ans Licht in Salamanka trat.

Des Paradoxen großer Prieſter,
Sprach er dem Anerkannten Hohn;
Merkurs germaniſchen Torniſter
Warf er im Zorn vom Helikon.

Wie blühſt du, rief er, hier ſo ſpärlich,
O Zauberblume des Genies?
In Fülle zog dich, Seltne, jährlich
Vordem das Treibhaus zu Paris.

Noch immer in Apolls Revieren,
Klariſſe, Triſtram, Agathon?
Nach Rußland euch zu deportiren
Bemannt ſich die Fregatte ſchon.

Hier dulden wir nur Mönchsgeſichter,
Der Humpen Klang, des Turney's Kampf,
Geſpenſterklubb, vermummte Richter,
Banditengräul und Höllendampf.

A l'ordre! brüllt' er ungezogen,
Als, bey der Muſen Weihgeſang,
Sich königlich zum Sternenbogen,
Ein Rieſenadler, Göthe, ſchwang.

Wer ſchnöder Gleißner Myſtik haßte,
Wer Garve, Mendelſohn, und Kant
In Kopf und Herz lebendig faßte,
Hieß Frömmler ihm und Obſkurant.

Er läſterte der Vorwelt Schätze
Im Vatikan und Kapitol, u. ſ. w.

Ihm lag Athen in gleicher Ferne
Mit Grönland und Botanybay:
Drum zeigt' er klar: Wie das Moderne
Des Bildners ächter Kanon ſey.

Die Luſt am Nackten zu verwürzen,
Moderniſirte, ſehr galant,
Alin durch Pantalons und Schürzen
Des Paradieſes Urgewand;

Vergoldete die Zwickelbärte
Den Heiligen des Laterans;
Pflanzt' einen Cherub mit dem Schwerte
Fromm auf das Grabmal Hadrians;

Sprach zu des Koliſeums Mauern:
Zerfleiſchter Chriſten Todesruhm,
Verwegne! wollt ihr überdauern?
Und ſtürzte ſie zu Bauſtoff um;

Löſt' am Gebälke die Verköpfung,
Durch ein Dekret, vom Künſtlerbann,
Und predigte, bis zur Erſchöpfung,
Im Volkston gegen Winkelmann;

Kam oft geſpornt, recht ſanskülottiſch,
Zu Ball, Konzert und Pikenik,
Den deutſchen Dreher walzt' er ſchottiſch,
Und gähnte frech bey Glucks Muſik;

Pries auf Lutezians Theater
Den Gang des griechiſchen Kothurns,

Und ſchaute voll entbrannter Krater,
Den Mond? O nein! den Ring Saturns. u. ſ. w.

Die Art, wie in der zuletzt angeführten Strophe Alins Geſchmack am franzöſiſchen Trauerſpiel mit ſeinen aſtronomiſchen Träumereyen durch ein und verknüpft iſt, kann ein Bild vom Zuſammenhange des Ganzen abgeben. Wie ſtimmt es zuſammen, daß der Bewunderer der ehemaligen franzöſiſchen Litteratur, der Goethe unregelmäßig findet, die deutſchen Ritterromane vorzieht? daß der, welcher Garve und Mendelſohn Frömmler nennt, aus abergläubiſchem Eifer die Denkmäler des Alterthums ſchändet? Haben nur eine Menge Verkehrtheiten des Zeitalters auf Eine Perſon zuſammengehäuft werden ſollen, ſo iſt auch das gänzlich verfehlt: wer ſetzt heutiges Tages Vernini über die Antike? Eben ſo ſind die gelehrten Anſpielungen zum Theil veraltet: wo iſt z. B. noch von der Einſchachtelungs-Theorie die Rede? Dazwiſchen ſtehen nun ganz erlaubte und ehrbare Unterſuchungen, die Alinen allerdings Ehre gemacht haben würden, wenn er etwas taugliches darüber geſchrieben hätte. Man ſieht alſo von keiner Seite, wo es hinaus will, und wenn man damit die erſten Abentheuer zuſammenhält, die ohne weitere Beziehung doch gar zu ungeſalzen wären, ſo wird man faſt verſucht zu glauben, das Ganze ſey nicht buchſtäblich zu nehmen, es ſtecke irgend eine allegoriſche Bedeutung dahinter. Aber, nicht gerechnet, daß es eine unchriſtliche Zumuthung wäre, ſich an einer ſolchen Einkleidung derſelben den Kopf zu zerbrechen, ſo mußte doch irgendwo ein Endchen

vom Faden der Ariadne hervorgucken. Ungeachtet es alſo ſcheint, als wollte die voranſtehende Sphinx ſo etwas glauben machen, bleiben wir dabey, daß das Geheimniß des Mährchens wie mancher Orden darin beſteht, gar keines zu haben. — Was rein und wahrhaft fantaſtiſch iſt, wird freylich eben dadurch wieder ſymboliſch: es entſteht dann ein beſtändiges, aber unbeſtimmtes Anſpielen, das eben mit der Auflöslichkeit in einen Begriff den größten Theil ſeines Reizes verlieren würde. Das iſt der Fall bey Goethe's Mährchen, wo der Wechſel der heiterſten vorüberziehenden Erſcheinungen von geiſtigen Anklängen wie von einer unſichtbaren Muſik begleitet wird. Hat der Verfaſſer etwas ähnliches im Sinne gehabt, ſo wäre er auf den ſchlimmſten Abweg gerathen. Die Anſpielungen ſind derb genug ausgeſchrieben, nur die Bilder erſcheinen nicht. Statt daß dort die Fantaſie auf ihren eignen Flügeln getragen wird, geht hier die Künſteley unbeholfen auf den Stelzen harter Verſe und ſeltſamer Reime einher. Was endlich den Scherz und die Anſprüche auf Satyre betrifft, ſo machen die Noten, in welchen noch die abgenutzte Form eines Kommentars mit erdichteten Namen wiederkömmt, es bis zum Ueberfluſſe klar, daß es dem Verfaſſer niemals eingefallen iſt, der Witz müſſe auf etwas gehen. Dieſe zum Theil obendrein erborgten Einfälle ſtehen hier als nichts, aus nichts und zu nichts.

Merkwürdig bleibt bey allem dem die Verirrung gewiß von einem Dichter, den man immer unter den Korrekten geprieſen hat, und wer ein poetiſches Natu-

Digitized by Google

ralienkabinet hält, mag sogleich diesem Petrefaktum von Fratzen ohne Fantasie, von nüchternen Fieberträumen, von ungenialischer Tollheit einen ausgezeichneten Platz darin anweisen. Den etwanigen Nachahmern dient zur Nachricht, daß sie sich Fehler wie diese nicht ohne große Mühseligkeit erwerben werden. Denn ohne Zweifel hat es der Erzähler noch saurer gehabt als der Leser und selbst als der Vorleser, dem doch manchmal von „des Wortschwalls Katarakte“ die Zähne knacken möchten, und dieß Mährchen ist wohl eben so wenig als Rom in Einem Tage gebauet oder gedrechselt.

Wenn man sich nun unter Matthissons früheren Arbeiten nach etwas umsieht, das als Uebergang ein solches Extrem einigermaßen begreiflich machen könnte, so bietet sich in dem Nachtrage, der großentheils in den Schillerschen Almanachen abgedruckte Gedichte enthält, gleich zuvörderst die Sehnsucht nach Rom dar. Eine auffallende Aehnlichkeit in der ganzen Manier, dieselbe überladne Eleganz und leere Gedrängtheit des Ausdrucks, dasselbe Haschen nach ungewohnten Reimen, die mit fleißiger Künstlichkeit zusammengebracht sind, sogar bey der großen Verschiedenheit der Gattung und des Gegenstandes dasselbe Sylbenmaß. Aber die Hauptähnlichkeit liegt in der Struktur und dem Gange oder vielmehr Nichtgange des Ganzen. Eben so wie man die Abentheuer Alins beliebig durch einander würfeln und auf den Kopf stellen könnte, ist auch die Sehnsucht nach Rom ein bloßer cento von Erinnerungen, wo man gar nicht sieht,

wie eine die andre anregt, und die ſich eben ſo gut ganz anders hätten ſtellen laſſen. Indeſſen weil die geſchilderten Gegenſtände doch alle in Rom befindlich ſind oder waren, und von ſelbſt unter gewiſſe Rubriken fallen, ſo tritt hier noch eine Art von Ordnung und Einheit ein, wiewohl gar keine poetiſche. Hingegen im Alin, wo ſich der Dichter ohne einen ſolchen fremden Halt ins weite gewagt, hat er völlig die Tramontane verloren, und man kann ohne Bedenken ſagen, daß, wer einmal ſo etwas macht, niemals ein Ganzes muß haben machen können. Dieß iſt nun die andre Beziehung, worin das eben genannte Gedicht mit den früheren ſteht: als pſychologiſches Phänomen muß es aus dieſen erklärt werden, kritiſch betrachtet kann es Licht über ſie verbreiten. Zwar ſoll und kann eine mislungne Hervorbringung dem Verdienſte beſſerer nichts abziehen, wohl aber kann eine manierirte Ausartung, wenn ſie aufs äußerſte gediehen iſt, die Spuren und Keime derſelben Manier da entdecken laſſen, wo vorhin andre Vorzüge darüber verblendeten.

Die Gedichte, welche Matthiſſons Ruhm hauptſächlich gegründet, ſind von der landſchaftlichen Gattung. Sie ſchildern theils ausgezeichnet ſchöne Gegenden, oder wo dieß nicht der Fall iſt, leiht ihnen doch die Bekanntſchaft des Verfaſſers mit der großen und anmuthigen Natur in der Schweiz, dem ſüdlichen Frankreich und Italien, einen glänzenden Widerſchein. Außerdem iſt das Neue, was ſie günſtig von der meiſten bisherigen descriptive poetry unterſcheidet, der Gebrauch lyriſcher in Strophen abgetheilter Sylben-

maße. Zwar hatte ſchon Haller die Alpen in einer Art von Strophen geſchildert, aber dieſe waren bey ihrem großen Umfange mehr auf das rhetoriſch Didaktiſche und Sentenziöſe eingerichtet. Die fortgehenden Versarten begünſtigten bey Thompſon und Kleiſt die urſprüngliche Formloſigkeit der Gattung, und trieben ſie in zufällig durch Zeit und Ort an einander gereihten Naturerſcheinungen herum. Die engere metriſche Begränzung ladet von ſelbſt dazu ein, ein landſchaftliches Gemählde zu iſoliren und muſikaliſche Einheit hineinzubringen. Hierin hat ein philoſophiſcher Beurtheiler die Praxis des Dichters mit ſeiner Theorie von der Möglichkeit der ganzen Gattung übereinſtimmend zu finden geglaubt: aber es könnte leicht ein tieferes Nachdenken bey der Betrachtung als bey der Hervorbringung aufgewandt worden ſeyn. Wenigſtens verräth es keine bis zur Klarheit gediehene Abſicht des Dichters, wenn er die Sylbenmaße ſo willkührlich und unpaſſend wählt, z. B. eine Alpenreiſe in dreifüßigen Jamben beſchreibt. In andern Stücken iſt die Bilderreihe gar nicht hinlänglich lyriſirt, um zu dem Gebrauch ſelbſt einer leichten Liederſtrophe zu berechtigen. Das Gedicht auf den Genferſee, das nur in einer ähnlichen Epoche des korrekt ſentimentalen Geſchmacks eben ſo berühmt werden konnte als Gray's Elegie auf einem Kirchhofe, iſt durchaus kein Ganzes, und nachdem beträchtliche Stücke vorn und hinten dazu gekommen, und in die Mitte hineingeſchoben ſind, noch weniger als anfangs. Wie paſſen, um nur eins anzuführen, die Erinnerungen an Rouſſeau's Heloiſe

Digitized by Google

zu dem unmittelbar vorhergehenden Stücke aus der Urgeschichte des Erdbodens? Die empfindsame Mattigkeit des Schlusses hat man schon öfter gerügt, aber so viel ich mich erinnere, ist es noch nirgends bemerkt worden, daß der Gedanke, die uralte Wüsteney in jenen Gegenden mit ihrem jetzigen so lachenden Anblick zu kontrastiren, und die Hauptzüge dieser Schilderung aus Johannes Müllers Geschichte der Schweiz (1 B. S. 3 u. 4) entlehnt scheinen: nur daß die Prosa des Geschichtschreibers viel größer und bedeutender darstellt. — Allerdings hat das Gedicht einzelne gelungne Stellen und schöne Zeilen. Diese haben sein Glück gemacht, und mußten es machen, da die meisten Leser sich nie dazu erheben, irgend eine geistige Hervorbringung als ein Ganzes zu betrachten. Wie hätte es sonst der Bemerkung entgehen können, daß Matthisson selbst in den kleinsten Kompositionen nicht Ton und Kolorit zu halten weiß. In dem Liede die neue Heilige (Nachtrag S. 31.) finden sich folgende Erwähnungen unmittelbar nacheinander: Pygmalion, eine Göttin, Anspielung auf Orpheus oder Amphion, der Tanz der Elfenkönigin, Geistergruß, ein Irrlicht das nachher zum Heiligenscheine wird, wiederum Oberon, und endlich Raphaels Madonnenbilder. Ist es wohl möglich in sieben kurzen Strophen die Fantasie ärger aus einem fremdartigen Gebiete ins andre zu hetzen? So hebt der letzte Trost (Nachtrag S. 40.) mit der Schilderung einer düstern Nacht, von allen nordischen Schauern begleitet, an, die dem Dichter, schon wunderlich genug, die Schmerzen der

Sehnsucht lindert. Hierauf blinken ihm die Sterne (da es noch zwey Strophen vorher, in dem — wohl zu merken! — nicht beweglichen sondern stillstehenden Gemählde so neblicht und stockfinster war) Hoffnung in die Seele, und mit der vierten Strophe ist er auf einmal glücklich von der Unsterblichkeit derselben überzeugt. Welche Psychologie soll dieß erklären? Und wenn so etwas nicht inkorrekt zu heißen verdient, was soll denn den Namen führen?

Eine Bemerkung über Matthissons Diktion und besonders seinen Gebrauch des Reimes wird sich mit dem verbinden lassen, was und der

Musenalmanach für 1800 von Voß, der letzte,

über diesen Punkt bey Voß und F. W. A. Schmidt zu sagen veranlaßt.

Der Herausgeber hat ihn außer ein paar Uebersetzungen aus den Alten mit etwa dreyßig Liedern in der schon bekannten Weise ausgestattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn eben nicht kennen: aber grade dieß unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreise giebt einen Aufschluß, denn es ist ein Kennzeichen der schon in Verhärtung übergegangnen Manier. Einige Stücke ernsteren Inhalts nähern sich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leisten sollen, (denen es freylich mit aller ächten Mystik auch an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt;) die Gesinnung darin ist löblich, der Gedanke aber und die ganze Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse geht nicht über den Horizont des gemeinen Menschenverstandes hinaus. Andre sind in einer fremden Person gedichtet: irgend

ein Knabe oder eine junge Näherin erzählen Schalkheiten, womit sich eine unschuldige Liebschaft anspinnt, ein Bauerbursch sagt einer wassertragenden Magd allerley artiges, und dergleichen mehr. — Das Lied ist zu eigentlicher Mimik nicht die geschickteste Form, wenigstens muß alsdann der musikalische Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des mimischen ersetzen, und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn sich der Stoff nicht dazu eignet. So verdienstlich das Ergreifen der gemeinsten Naturen in ihrer ganzen Beschränktheit im Zusammenhange eines Romans oder Schauspiels seyn kann, so wenig sagt er uns zu, wo sie für sich allein etwas bedeuten sollen; in einem lyrischen Gedicht erwarten wir schöne oder wenigstens anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gelungen seyn sollte, so müßte man nicht, sowohl in der Klarheit der eingeführten Personen über sich und ihre Empfindungen, als in Eigenheiten der Sprache, den Dichter immer hindurch hören.

Die größte Zahl der Lieder bezieht sich auf Familienfeste, und würde, mit den bisherigen derselben Art zusammengetragen, ein ziemlich vollständig ökonomisch-poetisches, nicht grade Noth- und Hülfs-, aber doch Lust- und Arbeits-Büchlein ausmachen. Zufolge dem: Introite, nam et heic dI sunt! soll zwar die Poesie überall und also auch in die Haushaltung eingeführt werden; hier möchte aber grade umgekehrt nur die Haushaltung in die Poesie eingeführt seyn. Versifikazion und Sprache müssen das beste thun, um das, was bey einer gewissen Gelegen-

heit nach Zeit und Ort vorkommt, und die darüber angestellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu stempeln. Und welchen Ton geselliger Lustigkeit soll man sich denken, wenn der Ehemann vor einem Schmause seine Bitten vorträgt:

Frau, du bist so gut!
Gieb mir meinen Hut,
Heute mir zum Feste; u. s. w.

oder wenn es in der Merzfeyer heißt:

Klingt! und flecke Wein den Drillig;
Unsre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der bunten Reihe die Bildung der Männer durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernst mit dem Lecken der jungen Bären verglichen wird? Der Enthusiasmus des Essens bricht in der Kartoffelernte in ganz eigne fromme Ergießungen aus:

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang!
Ob wir voll bis oben schütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten;
Noch ist immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die schön gekerbten Knollen,
Weiß und roth und dick geschwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!
— — — — — — — — —

Nur ein Knöllchen eingesteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott sein Wesen!

Kaum sind Hände gnug zum Lesen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelschmaus für alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog!

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied gesungen wird, und man sieht nicht was sich gegen ein so schicklich angebotnes Accompagnement einwenden ließe, da selbige Vorstellungen von Gott, daß er „da unten sein Wesen treibt,“ allenfalls auch noch erschwingen mag.

Wo die Darstellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verschwendet, sondern sich einem idealischen Bilde nähert, wie in dem Rosenkranz und der Schläferin, fehlt doch ein gewisses Etwas, jener zauberische Duft, der alles lieblich verschmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas höherem und bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und sicher sie sey, ist immer noch zu sichtbar. Gäbe es, ausser der Kunst, noch ein Handwerk der Poesie, so würde Vossens Liedern der erste Rang nicht abzustreiten seyn. Hierin verhalten sie sich zu den Schmidtschen, bey aller Aehnlichkeit der Gegenstände und zum Theil auch der Sinnesart, wie ächte Englische Manufakturwaaren zu schlecht nachgemachten. Für jemanden, der genau in diese Studien eingeht, kann Vossens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemisch aus Erneuerung alt-

deutſcher Wörter und Wendungen, aus Niederſächſiſchem Provinzialismus und gelehrter Ummodelung iſt) und der Sylbenmaße immer lehrreich ſeyn. So hat er in der Schläferin die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutſchen ſelten, und ſeit den ältern Dichtern, z. B. Weckherlin u. a. ſehr aus der Acht gelaſſen ſind, mit Glück durchgeführt: nur würde es noch anmuthiger ſeyn, wenn ſie mit weiblichen, nicht mit männlichen abwechſelten. Die verſuchten Kombinazionen des Reimes mit klaſſiſcher Rhythmik, zu denen hier überdieß nichts neues hinzugekommen iſt, ſetzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörterung über die oft verkannte ganz entgegengeſetzte Tendenz der antiken Sylbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene die genaueſte Beſtimmung der Quantität fodern, dieſe ihrem Weſen nach ſie mehr ſchwebend erhalten, und den Akzent und die Sylbenzahl herrſchend machen.

Die Verwandtſchaft zwiſchen den Voſſiſchen und Schmidtſchen Liedern iſt einleuchtend genug: bey manchen gehört ſchon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beym erſten Vorleſen zu entſcheiden von wem ſie ſind. Ich glaube es würde ſich niemand verwundern, wenn man unter dem Windmüller den Namen Voß, und unter der Reiſe Schmidt läſe. Der Unterſchied liegt mehr in Aeußerlichkeiten: ſo wird z. B. bey den Voßiſchen Feſten meiſtens jubilirt, daß es etwas ſo gutes zu eſſen und zu trinken giebt; der Prediger von Werneuchen freut ſich hingegen, daß er nichts beſſeres hat, ihm hat das Schickſal ein uneigennütziges Wohl-

gefallen an der Armseligkeit beschieden. — Paradoxer könnte es scheinen, wenn Matthisson mit beyden zusammengestellt wird. Von Schmidt steht er durch die Gegenstände am weitesten ab, und doch kann man Spuren genug aufweisen, daß bey einer Vertauschung des ganzen Kreises der Anschauungen, wenn sich dieß Experiment machen ließe, ungefähr dasselbe herausgekommen wäre. In Matthissons Kinderjahren (Gedichte S. 13) sind viele Züge ganz im Schmidtschen Geschmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenlese kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke schwamm;
Die alten Eichenstümpfe
Am schilfumrauschten Moor,
Die blaue Wassernymfe
Gewiegt am schlanken Rohr;
— — — — — — — — —
Die Schule, dumpf und düster,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernste Küster
Ein Weltgebieter schien. u. s. w.

Wenn hingegen Schmidt (Alm. S. 169) anhebt:

Dicht über Eis und Flimmerflocken wiegt
Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüsch.

so ist hierin so viel Matthisson als möglicher Weise in zwey Zeilen seyn kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachtviole Grau verschmelzen
Allgemach des Abends Rosengluten,
Schwebend im Gewässer, dessen Fluten
Sanfter sich ans Muschelufer wälzen.

Müde von dem Gartenfleiß: vom Pelzen
Junger Aepfelſtämm' und Kirſchenruthen,
Raſt' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüſch von Haſelnußgehölzen.

Nun, mein Liebchen, wider Durſt und Hunger
Hol' uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelglaſe.

Klapp' ein Tiſchchen auf in dieſem Graſe.
Daß wir fröhlich unſre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren.

hat er im erſten Quartett Matthiſſons überladne Eleganz und fleißige Landſchaftspinſeley, im zweyten Voßens häusliche Behaglichkeit, und in den beyden Terzetts ſeine ſelbſteigne Lobpreiſung des Dürftigen vorzuführen gewußt. Eines ſolchen Mangels an Haltung wäre wohl Matthiſſon aber gewiß nicht Voß fähig geweſen; und Mißgriffe, wie das Geſchlepp der fünffüßigen Trochäen bey lauter weiblichen Reimen (nur Einmal hat Bürger dieſe unſelige Wahl getroffen) und die Zwängung eines ſolchen Stoffes in die gebundne Form eines Sonetts, wo das letzte Terzett, welches der konzentrirende Gipfel des Ganzen ſeyn ſoll, mit Heidelbeeren kümmerlich abgeſpeiſt wird: das ſind Unglücksfälle die dem Märkiſchen Dichter allein begegnen.

Die allen dreyen gemeinſchaftliche Jagd nach ſeltnen und ſchwierigen Reimen iſt eine hervorſtehende Ecke, wobey man die Analogie der Manieren auf der That ertappen, und das ſcheinbar Abweichende

auf innre Uebereinstimmung zurückführen kann. Unstreitig können dergleichen Reime selbst im edlen Styl von sehr guter Wirkung seyn, wenn sie selbst edel und wohlklingend sind, wie lichte Punkte die Hauptmomente des Gedankens oder Bildes hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle stehen. Wiederum wirft der scherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt sich zum Scheine von ihm beherrschen, weil die poetische Form auf diese Art sich selbst drollig ironirt. Führt aber der Reim in einem ernsthaften Gedichte ganz ernstlich das Regiment, brüstet er sich mit seiner Seltenheit, und mit nichts als seiner Seltenheit, wie bey Matthisson, Voß und Schmidt so häufig der Fall ist; so fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundsätzen ausgesprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hieße: das Dichten ist ein Mittel zum Versemachen; das Versemachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerley wunderliche Wörter und Redensarten an den Mann bringen, welches der letzte und endliche Zweck von allem ist. Eben so mit den Spracherweiterungen: sie sind dem ächten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung einer ihm vorschwebenden Nüance. Wo sie an sich Zweck werden, da fallen so verschiedenartige Dinge wie die Provinzialismen und Kunstwörter der Landwirthschaft bey Voß und Schmidt, und die klassischen und artistischen Namen, die gesuchten Zusammensetzungen bey Matthisson, in poetischer Hinsicht in Eine Klasse.

Um das obige über die Verwandtschaft und Ab-

Abweichung der Manieren anschaulicher zu machen, als sie es durch die umständlichste Entwickelung werden könnte, sey mir die Fikzion eines Wettgesanges zwischen den drey Dichtern erlaubt, wo jeder, im Medium gemeinschaftlicher Reime, aber in einem ihm besonders angemessenen Sylbenmaße, dem Inhalte nach seine Eigenthümlichkeit behaupten soll.

Wettgesang.

Voß. Poesie wie die schwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einst: Gott gebs!
Matthissou. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuschet fern den Blick, als lebs.
Schmidt. Rothbedeckt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muse mich in schmutz'ger Juppe.

Voß. Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich Dutzendweis.
Matthissou. Wie Morgenduft die Flur entfalbe,
Das tusch' ich hin mit sauberm Fleiß.
Schmidt. Wer Begeistrung recht zu sparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß. Wie geschaukelte Mädchen wippten
Jambus oft mir und Anapäst.
Matthissou. In labyrinthschen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Asbest.
Schmidt. Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

Voß. Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.

Matthisson. Umsonst bestürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poesie.
Schmidt. Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt ich unterducken.

Voß. Stets, als wär' er ein Wams von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.
Matthisson. Ach, meiner Brust entsinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenschung schwärmt.
Schmidt. Hier im Dörfchen sind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks lästerndem Geschniffel.

Voß. Wer Eßgästen sein Haus verrammelt,
Nie sey leckeres dem bescheert.
Matthisson. Wo des Gefühles Lippe stammelt,
Ist schön die Sterblichkeit verklärt.
Schmidt. Ja, ein Biederherz wird hoch geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß. Paß doch auf, o Gesell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch sonst.
Matthisson. Dich grüß' ich, Riesen-Koliseum
Daß du des Zeitstroms Sturz entronnst.
Schmidt. Weil du heut ganz leer den Wocken sponnst,
Fiekchen, komm und sing mir ein te deum.

Voß. Wie so lustig die Ferken quieken!
Gütig ist doch und weise Gott.
Matthisson. Zur Kunstbeschauung der Antiken
Ward meines Geistes Auge flott.
Schmidt. Nicht beneid' ich den Baron von Tott
Pfeif' ich auf dem Blatt bey Friederiken.

Voß. Bey des winternden Heerds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!
Matthisson. Umeist Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebling fühlt daß sie es ist.

Schmidt. Und im Winter kommt der heil'ge Chriſt,
Da giebts Puppen und Dukatenkacker.

Voß. Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Friſch ſpaziert in das Feld hinaus!
Matthiſſon. Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfraun, Furken,
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.
Schmidt. Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß. So genieß' ich mein Loos gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'ſch.
Matthiſſon. Er wohne nördlich oder ſüdlich,
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Menſch.
Schmidt. Ich bin nie dem Himmel widerſpänn'ſch;
Schiert er mich, es iſt mir doch gemüthlich.

Voß. Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geſchaart, das Glück.
Matthiſſon. Der Freundſchaft Lächeln zu erwiedern
Strahlt ſympathetiſch euch mein Blick.
Schmidt. Und für mich iſts kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthiſſon, deine Naturabſchildrung,
Süß wie Honig und feſt wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwildrung
Des Teutoniſchen Urgeſchmacks.

Matthiſſon.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlſt du, o Voß! den Pindus um.
Geſotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elyſium.

Voß.

Schmidt, wenn sinnig du Reim' erfindest,
Wird das Hausgeräth schön benahmt.
Wenn du etwas nur Griech'sch verstündest!
Da gebrichts, daß dein Vers so lahmt.

Schmidt.

Voß, wie sollt' ich mich erkühnen, dirs
Nachzuthun in stolzen Hexametern.
Aber was ich singe, glaube mirs,
Klingt harmonisch Micheln so wie Petern.

Matthisson.

Schmidt, deine Kunst ist sicher triftig,
Doch weilst du in der sand'gen Mark.
Schwing deinen Stab zum Wandern lüftig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich versteh,
Matthisson! Doch deine Basrelieffer,
Die am Sarge sprießen in die Höh:
Ist das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun so schürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Vers' im Cyklopentakt;
Hochklassisch wird durch weise Sichtung
Die Sprache, sonst so rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Diese löblich nützliche Verrichtung.

Athenaeum.

Dritten Bandes Zweites Stück.

Digitized by Google

Inhalt.

I. An die Deutschen v. F. . Seite 165 — 168
II. Gespräch über die Poesie. (Fortsetzung v. F. . . . . 169 — 187
III. Hymnen an die Nacht v. Novalis. 188 — 204
IV. Lebensansicht v. Sophie B. . 205 — 215
V. Idyllen aus dem Griechischen v. W. u. F. 216 — 232
VI. Sonette v. W. u. F. . . . 233 — 237
VII. Notizen.
Ramdohrs moralische Erzählungen v. D.
Engels Philosoph für die Welt. III Th. v. S — r.
Parny guerre des Dieux v. W.
Herders Metakritik v. B.
Fichte Bestimmung des Menschen v. S — r.
Soltau Uebersetzung des Don Quixote v. W.
Bellettristische Zeitung v. W. . 238 — 334
VIII. Ueber die Unverständlichkeit v. F. 335 — 352

Druckfehler.

Im ersten Stück des dritten Bandes.

S. 11 Z. 1. verdammend l. verkennend.
— 118 — 17. Mattheit l. Plattheit.
— 139 — 9 u. 24 Basrelif l. Basrelief.
— 142 — 1. Basrelif l. Basrelief.
— 161 — 13. Rothbedeckt l. Rothbebackt.

Im zweyten Stück des dritten Bandes.

S. 175 Z. 18. Pedant l. Pendant.
— 196 — 12. Des l. Deß.
— — — 20. Ohnmächtiges l. Ohnmächt'ges.
— — — 3. v. u. Erinnerung l. Erinnrung.
— 204 — 17. erinneru sie l. erinnern sie sich.
— 207 — 5. v. u. möchte ich l. ich möchte.
— 210 — 2. v. u. zeigen. l. zeugen.
— 216 — 7. v. u. Coriamben l. Choriamben.
— 247 — 16. Philophie l. Philosophie.
— 256 — 12. Gedankenbegriff l. Gedanken begriff.
— 264 — 10. superrogatorium l. supererogatorium.
— — — 14. Satyren l. Satyrn.
— 271 — 18. angefahtenen l. angefochtenen.
— — — 17. altes l. alt.
— — — 5. v. u. kräftigen l. kräftigeren.
— 297 — 9. der l. des.
— 304 — 1. Beltenbros l. Beltenebros.
— 305 — 2. v. u. centento l. contento.
— 406 — 5. v. u. sind die Worte: „freilich nicht bedeutet, konnte“ zu löschen.

I.

An die Deutſchen.

Vergaßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Layen, Herrn und Unterthanen!
Ach ſchmolz der Väter Tugendkraft ſo weich,
Die ernſt wie Rom ſo Schwerdt als Griffel führten,
Bald welterobernd, bald von Kunſtſinn bleich,
Das Ritterthum durch Cäſars Würde zierten,
Der neuen Dichtkunſt vollſten Strom ergoſſen,
Europa, als die Kirche brach, regierten?
In Deutſchland war der heilge Krieg entſproſſen,
Als Deutſchland ſich im Frieden ganz zerſtörte,
Da war das letzte deutſche Blut gefloſſen.
Noch da gabs Stimmen, einen kaum der hörte.
Von Fürſten Recht, bey Bürgern edle Sitte
War Wenger Ziel, ſeit ſich das Reich verkehrte.
Was mögen Einzle, fehlt die große Mitte?
In Thaten hat uns Gottes Will' umſchränkt,
Die Kraft der Kunſt gewährt er ſonder Bitte.
Schon früh hat uns Gelehrſamkeit getränkt
Mit alter Völker Mark. Zur Geiſtesſonne
Wird Kraft und Kunſt durch ſtillen Bund gelenkt.

Aus süßer Poesie quillt ewge Wonne,
Durch Religion entzündt sich lichte Güte,
Im schönen Tempel ist Natur Madonne.
Was Hellas schlau ersann, was Indien blühte,
Germanscher Männer Lied wirds neu entfalten
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich sagte zweymal Uns. Die Worte galten
Den Heldenkünstlern die sich selber nennen;
Denn nimmer kann solch Feur wie dieß erkalten.
Die Nachwelt wird sie glorreich anerkennen.
Wer will, sey mit im Uns. Die sind verstoßen
Die nach dem Nichts von Gott verlassen rennen,
An Religion und Dichtkunst sich erboßen,
Von der Natur Mysterien nichts nicht wissen,
Zu sich in Koth das Heilge niederstoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht schier von Gewissen,
Im Herzen schlaff, von Sinnen stumpf, nicht merken,
Daß sich der Nacht ein Weltall neu entrissen,
Mag ewig Gott im Todtenschlaf bestärken,
Bis Kraft des jüngsten Tags zuletzt sie wachen,
Eh sie zergehn samt ihren nichtgen Werken.
Wer Feuer, Wasser, Luft, die ersten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kanns nie mehr lassen —
Schwömm auch allein auf weitem Meer sein Nachen. —
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeist fassen,
Metalle, Menschen, Pflanz' und Thier begreifen,
Wo Licht und Sonne fern, das Träge hassen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne schweifen,
Dreyein'ger Kräfte Wechselspiel: die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.
Zu Gott zurückfliehn will des Lebens Flucht,
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmal schaut;
Nie füllt sein Thun die bodenlose Sucht.

Dieß, Pöbel, iſt das Feur vor dem dir graut.
Die lang verſchloßne Kraft iſt aufgelodert;
Kein Waſſer kann ſie ſtill'n, ſie brennt zu laut.
In ſich hat ſich der Geiſt von ſich gefodert,
Des Wiſſens Tief' entſteigt neugrün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meiſter ſinnt ſchon freudig von Geberde,
Sein Haupt als Prieſter der Natur umkrönend,
Und ſpricht zur ſchönen Hierarchie ſein Werde.
Vom Himmel floß dieß Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte dringt, den alten Krieg verſöhnend.
Auch ich ſprachs aus und ſah, wo keiner gafft
In jenem Licht der Bildung Weltenbau,
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft.
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,
Der Künſte Saft durchſtrömt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantaſie ihr lichtes Blau.
Es wächſt und blüht der Säulen Chor im Glanze;
Des myſtſchen Tempels Sinn einſt zu enthüllen,
Weihn am Altar ſich die mit myſtſchem Tanze,
Aus deren Blick ſchon Hieroglyphen quillen,
Und ſchwören alle bey den ewgen Roſen:
(Auch mir ſeys höchſtes Ziel, den Eid erfüllen!)
Mit Flammen ſoll der Jüngling fröhlich koſen,
Des Mannes Fuß erſteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meiſters ſchweigt der Meere Toſen.
Wohl ſeyd ihr taub, ſonſt hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in euch; in euch noch leben
Die Kräfte ſo das Alterthum erſchufen.
Dringt Jüngling' ein! Ernennt durch tapfres Streben
Euch ſelbſt zu Herrn und Fürſten jeder Kunſt;

So wird die Kirche sichtbar sich erheben.
Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunst,
Ihr schauret die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu Einer Brunst!
Eur Tempel wachse groß zu Deutschlands Ruhme.
Der Grund ist fest, und hoch im Centrum sprießt
In königlicher Pracht der Dichtkunst Blume.
Europa's Geist erlosch; in Deutschland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken
Sind wahrhaft deutsch; die Heldenschaar ergießt
Sich überall, erhebt den raschen Franken,
Den Italiäner zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, dessen Götter sanken.
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen, todten Meng' ist nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Riesenstrom.
Des Geistes heilgen Krieg kämpft treu wie Ritter.

II.

Gespräch über die Poesie.

(Fortsetzung.)

Nachdem Antonio diese Epistel vorgelesen hatte, fing Camilla an die Güte und Nachsicht der Frauen zu rühmen: daß Amalia ein solches Maaß von Belehrung anzunehmen nicht für zu gering geachtet; und überhaupt wären sie ein Muster von Bescheidenheit, indem sie bey dem Ernst der Männer immer geduldig, und, was noch mehr sagen wolle, ernsthaft blieben, ja sogar einen gewissen Glauben an ihr Kunstwesen hätten. — Wenn Sie unter der Bescheidenheit diesen Glauben verstehn, setzte Lotharia hinzu, diese Voraussetzung einer Vortrefflichkeit, die wir noch nicht selbst besitzen, deren Daseyn und Würde wir aber zu vermuthen anfangen: so dürfte sie wohl die sicherste Grundlage aller edlen Bildung für vorzügliche Frauen seyn. — Camilla fragte, ob es für die Männer etwa der Stolz und die Selbstzufriedenheit sey; indem sich jeder meistens um so mehr für einzig hielte, je un-

fähiger er sey zu verstehen, was der andre wolle. — Antonio unterbrach sie mit der Bemerkung, er hoffe zum Besten der Menschheit, jener Glaube sey nicht so nothwendig als Lothario meyne; denn er sey wohl sehr selten. Meistens halten die Frauen, sagte er, so viel ich habe bemerken können, die Kunst, das Alterthum, die Philosophie und dergleichen für ungegründete Traditionen, für Vorurtheile, die sich die Männer unter einander weiß machen, um sich die Zeit zu vertreiben.

Marcus kündigte einige Bemerkungen über Goethe an, „Also schon wieder Charakteristik eines lebenden Dichters?“ fragte Antonio. Sie werden die Antwort auf Ihren Tadel in dem Aufsatze selbst finden, erwiederte Marcus, und fing an zu lesen.

Versuch über den verschiedenen Styl in Goethe's früheren und späteren Werken.

Goethe's Universalität ist mir oft von neuem einleuchtend geworden, wenn ich die mannichfaltige Art bemerkte, wie seine Werke auf Dichter und Freunde der Dichtkunst wirken. Der eine strebt dem Idealischen der Iphigenia oder des Tasso nach, der andre macht sich die leichte und doch einzige Manier der kunstlosen Lieder und reizenden Dramolets zu eigen; dieser ergötzt sich an der schönen und naiven Form des Hermann, jener wird ganz entzündet von der Begeistrung des Faust. Mir selbst bleibt der Meister der faßlichste

Inbegriff, um den ganzen Umfang seiner Vielseitigkeit, wie in einem Mittelpunkte vereinigt, einigermaßen zu überschauen.

Der Dichter mag seinem eigenthümlichen Geschmacke folgen, und selbst für den Liebhaber kann das eine Zeitlang hingehn: der Kenner aber, und wer zur Erkenntniß gelangen will, muß das Bestreben fühlen, den Dichter selbst zu verstehen, d. h. die Geschichte seines Geistes, so weit dieß möglich ist, zu ergründen. Es kann dieses freylich nur ein Versuch bleiben, weil in der Kunstgeschichte nur eine Masse die andre mehr erklärt und aufhellt. Es ist nicht möglich, einen Theil für sich zu verstehen; d. h. es ist unverständig, ihn nur im Einzelnen betrachten zu wollen. Das Ganze aber ist noch nicht abgeschlossen; und also bleibt alle Kenntniß dieser Art nur Annäherung und Stückwerk. Aber ganz aufgeben dürfen und können wir das Bestreben nach ihr dennoch nicht, wenn diese Annäherung, dieses Stückwerk ein wesentlicher Bestandtheil zur Ausbildung des Künstlers ist.

Es muß diese nothwendige Unvollständigkeit um so mehr eintreten bey der Betrachtung eines Dichters, dessen Laufbahn noch nicht geendigt ist. Doch ist das keineswegs ein Grund gegen das ganze Unternehmen. Wir sollen auch den mitlebenden Künstler als Künstler zu verstehen streben, und dieß kann nur auf jene Weise geschehn; und wenn wir es wollen, so müssen wir ihn eben so beurtheilen, als ob er ein Alter wäre; ja er muß es für uns im Augenblick der Beurtheilung gewissermaßen werden. Unwürdig aber wäre es, den

Ertrag unſers redlichen Forſchens etwa deswegen nicht mittheilen zu wollen, weil wir wiſſen, daß der Unverſtand des Pöbels dieſe Mittheilung nach ſeiner alten Art auf mannichfache Weiſe misdeuten wird. Wir ſollen vielmehr vorausſetzen, daß es mehre Einzelne giebt, die mit dem gleichen Ernſt wie wir nach gründlicher Erkenntniß deſſen ſtreben, von dem ſie wiſſen, daß es das rechte ſey.

Ihr werdet nicht leicht einen andern Autor finden, deſſen früheſte und ſpätere Werke ſo auffallend verſchieden wären, wie es hier der Fall iſt. Es iſt der ganze Ungeſtüm der jugendlichen Begeiſterung und die Reife der vollendeten Ausbildung im ſchärfſten Gegenſatze. Dieſe Verſchiedenheit zeigt ſich aber nicht bloß in den Anſichten und Geſinnungen, ſondern auch in der Art der Darſtellung und in den Formen, und hat durch dieſen künſtleriſchen Charakter eine Aehnlichkeit theils mit dem was man in der Mahlerey unter den verſchiedenen Manieren eines Meiſters verſteht, theils mit dem Stufengang der durch Umbildungen und Verwandlungen fortſchreitenden Entwicklung, welchen wir in der Geſchichte der alten Kunſt und Poeſie wahrnehmen.

Wer mit den Werken des Dichters einigermaßen vertraut iſt, und ſie mit Aufmerkſamkeit auf jene beyden auffallenden Extreme überdenkt, wird leicht noch eine mittlere Periode zwiſchen jenen beyden bemerken können. Statt dieſe drey Epochen im allgemeinen zu charakteriſiren, welches doch nur ein unbeſtimmtes Bild geben würde, will ich lieber die Werke nennen,

die mir nach reiflichem Ueberlegen diejenigen zu seyn scheinen, deren jedes den Charakter seiner Periode am besten repräsentirt.

Für die erste Periode nenne ich den Götz von Berlichingen; Tasso ist es für die zweyte und für die dritte Herrmann und Dorothea. Alles dreyes Werke im vollsten Sinne des Worts, mehr und mit einem höhern Maaß von Objektivität, als viele andre aus derselben Epoche.

Ich werde sie mit Rücksicht auf den verschiedenen Styl des Künstlers kurz durchgehn, und einige Erläuterungen aus den übrigen Werken für denselben Zweck hinzufügen.

Im Werther verkündigt die reine Absonderung von allem Zufälligen in der Darstellung, die gerade und sicher auf ihr Ziel und auf das Wesentliche geht, den künftigen Künstler. Er hat bewundernswürdige Details; aber das Ganze scheint mir tief unter der Kraft, mit der im Götz die wackern Ritter der altdeutschen Zeit uns vor Augen gerückt, und mit der auch die Formlosigkeit, die denn doch zum Theil eben dadurch wieder Form wird, bis zum Uebermuth durchgesetzt ist. Dadurch bekommt selbst das Manierirte in der Darstellung einen gewissen Reiz, und das Ganze ist ungleich weniger veraltet als der Werther. Doch eines ist ewig jung auch in diesem, und ragt einzeln aus seiner Umgebung hervor. Dieses ist die große Ansicht der Natur, nicht bloß in den ruhigen sondern in den leidenschaftlichen Stellen. Es sind Andeutungen auf den Faust, und es hätte möglich seyn müssen,

aus dieſen Ergießungen des Dichters den Ernſt des Naturforſchers vorauszuſagen.

Es war nicht meine Abſicht, alle Produkte des Dichters zu claſſificiren, ſondern nur die bedeutendſten Momente im Stufengange ſeiner Kunſt anzugeben. Ich überlaſſe es daher Eurem eignen Urtheil, ob Ihr etwa den Fauſt wegen der altdeutſchen Form, welche der naiven Kraft und dem nachdrücklichen Witz einer männlichen Poeſie ſo günſtig iſt, wegen des Hanges zum Tragiſchen, und wegen andrer Spuren und Verwandtſchaften zu jener erſten Manier zählen wollt. Gewiß aber iſt es, daß dieſes große Bruchſtück nicht bloß wie die benannten drey Werke den Charakter einer Stufe repräſentirt, ſondern den ganzen Geiſt des Dichters offenbart, wie ſeitdem nicht wieder; außer auf andre Weiſe im Meiſter, deſſen Gegenſatz in dieſer Hinſicht der Fauſt iſt, von dem hier nichts weiter geſagt werden kann, als daß er zu dem Größten gehört, was die Kraft des Menſchen je gedichtet hat.

An Clavigo und andern minder wichtigen Produkten der erſten Manier iſt mir das am merkwürdigſten, daß der Dichter ſo früh ſchon einem beſtimmten Zwecke, einem einmal gewählten Gegenſtande zu gefallen, ſich genau und eng zu beſchränken wußte.

Die Iphigenia möchte ich mir als Uebergang von der erſten Manier zur zweyten denken.

Das Charakteriſche im Taſſo iſt der Geiſt der Reflexion und der Harmonie; nämlich daß alles auf ein Ideal von harmoniſchem Leben und harmoniſcher Bildung bezogen und ſelbſt die Disharmonie in har-

monischem Ton gehalten wird. Die tiefe Weichlichkeit einer durchaus musikalischen Natur ist noch nie im Modernen mit dieser sinnreichen Gründlichkeit dargestellt. Alles ist hier Antithese und Musik, und das zarteste Lächeln der feinsten Geselligkeit schwebt über dem stillen Gemählde, das sich am Anfange und Ende in seiner eignen Schönheit zu spiegeln scheint. Es mußten und sollten Unarten eines verzärtelten Virtuosen zum Vorschein kommen: aber sie zeigen sich im schönsten Blumenschmuck der Poesie beynah liebenswürdig. Das Ganze schwebt in der Atmosphäre künstlicher Verhältnisse und Misverhältnisse vornehmer Stände, und das Räthselhafte der Auflösung ist nur auf den Standpunkt berechnet, wo Verstand und Willkühr allein herrschen, und das Gefühl beinah schweigt. In allen diesen Eigenschaften finde ich den Egmont jenem Werk ähnlich oder auf eine so symmetrische Art unähnlich, daß er auch dadurch ein Pedant desselben wird. Auch Egmonts Geist ist ein Spiegel des Weltalls; die andern nur ein Wiederschein dieses Lichts. Auch hier unterliegt eine schöne Natur der ewigen Macht des Verstandes. Nur ist der Verstand im Egmont mehr ins Gehäßige nüancirt, der Egoismus des Helden hingegen ist weit edler und liebenswürdiger als der des Tasso. Das Misverhältniß liegt schon ursprünglich in diesem selbst, in seiner Empfindungsweise; die andern sind mit sich selbst Eins und werden nur durch den Fremdling aus höhern Sphären gestört. Im Egmont hingegen wird alles, was Mislaut ist, in die Nebenpersonen gelegt.

Clärchens Schickſal zerreißt uns, und von Brakenburgs Jammer — dem matten Nachhall einer Diſſonanz — möchte man ſich beynah wegwenden. Er vergeht wenigſtens, Clärchen lebt im Egmont, die andern repräſentiren nur. Egmont allein lebt ein höheres Leben in ſich ſelbſt, und in ſeiner Seele iſt alles harmoniſch. Selbſt der Schmerz verſchmilzt in Muſik, und die tragiſche Kataſtrophe giebt einen milden Eindruck.

Aus den leichteſten, friſcheſten Blumengeſtalten hervor athmet derſelbe ſchöne Geiſt jener beyden Stücke in Claudine von Villabella. Durch die merkwürdigſte Umbildung iſt darin der ſinnliche Reiz des Crugantino, in dem der Dichter ſchon früh das romantiſche Leben eines luſtigen Vagabunden mit Liebe dargeſtellt hatte, in die geiſtigſte Anmuth verklärt, und aus der gröberen Atmoſphäre in den reinſten Aether emporgehoben.

In dieſe Epoche fallen die meiſten der Skizzen und Studien für die Bühne. Eine lehrreiche Folge von dramaturgiſchen Experimenten, wo die Methode und die Maxime des künſtleriſchen Verfahrens oft wichtiger iſt, als das einzelne Reſultat. Auch der Egmont iſt nach des Dichters Ideen von Shakſpeare's Römiſchen Stücken gebildet. Und ſelbſt beym Taſſo konnte er vielleicht zuerſt an das einzige deutſche Drama gedacht haben, welches durchaus ein Werk des Verſtandes iſt (obgleich eben nicht des dramatiſchen), an Leſſings Nathan. Es wäre dieß nicht wunderbarer als daß der Meiſter, an dem alle Künſtler

ewig zu ſtudiren haben werden, in gewiſſem Sinne, der materiellen Entſtehung nach ein Studium nach Romanen iſt, die wohl vor einer ſtrengen Prüfung weder einzeln als Werke, noch zuſammen als eine Gattung gelten dürften.

Dieß iſt der Charakter der wahren Nachbildung, ohne die ein Werk kaum ein Kunſtwerk ſeyn kann! Das Vorbild iſt dem Künſtler nur Reiz und Mittel, den Gedanken von dem was er bilden will, individueller zu geſtalten. So wie Göthe dichtet, das heißt nach Ideen dichten; in demſelben Sinne, wie Plato fodert, daß man nach Ideen leben ſoll.

Auch der Triumph der Empfindſamkeit geht ſehr weit ab vom Gozzi, und in Rückſicht der Ironie weit über ihn hinaus.

Wohin Ihr Meiſters Lehrjahre ſtellen wollt, überlaſſe ich Euch. Bey der künſtlichen Geſelligkeit, bey der Ausbildung des Verſtandes, die in der zweyten Manier den Ton angiebt, fehlt es nicht an Reminiſcenzen aus der erſten, und im Hintergrunde regt ſich überall der claſſiſche Geiſt, der die dritte Periode charakteriſirt.

Dieſer claſſiſche Geiſt liegt nicht bloß im Aeußerlichen: denn wo ich nicht irre, ſo iſt ſogar im Reineke Fuchs das Eigenthümliche des Tons, was der Künſtler an das Alte angebildet hat, von derſelben Tendenz wie die Form.

Metrum, Sprache, Form, Aehnlichkeit der Wendungen und Gleichheit der Anſichten, ferner das meiſtens ſüdliche Colorit und Coſtüm, der ruhige weiche

Ton, der antike Styl, die Ironie der Reflexion, bilden die Elegien, Epigramme, Episteln, Idyllen zu einem Kreise, gleichsam zu einer Familie von Gedichten. Man würde wohl thun, sie als ein Ganzes und in gewissem Sinne wie ein Werk zu nehmen und zu betrachten.

Vieles von dem Zauber und Reiz dieser Gedichte liegt in der schönen Individualität, die sich darin äußert und zur Mittheilung gleichsam gehn läßt. Sie wird durch die classische Form nur noch pikanter.

In den Erzeugnissen der ersten Manier ist das Subjektive und das Objektive durchaus vermischt. In den Werken der zweyten Epoche ist die Ausführung im höchsten Grade objektiv. Aber das eigentlich Interessante derselben, der Geist der Harmonie und der Reflexion verräth seine Beziehung auf eine bestimmte Individualität. In der dritten Epoche ist beydes rein geschieden, und Herrmann und Dorothea durchaus objektiv. Durch das Wahre, Innige könnte es eine Rückkehr zur geistigen Jugend scheinen, eine Wiedervereinigung der letzten Stufe mit der Kraft und Wärme der ersten. Aber die Natürlichkeit ist hier nicht selbst eine natürliche Ergießung, sondern absichtliche Popularität für die Wirkung nach Außen. In diesem Gedicht finde ich ganz die idealische Haltung, die andre nur in der Iphigenia suchen.

Es konnte nicht meine Absicht seyn, in einem Schema seines Stufenganges alle Werke des Künstlers zu ordnen. Um dieß durch ein Beispiel anschaulicher zu machen, erwähne ich nur, daß Prometheus

z. B. und die Zueignung mir würdig ſcheinen, neben den größten Werken deſſelben Meiſters zu ſtehn. In den vermiſchten Gedichten überhaupt liebt jeder leicht das Intereſſante. Aber für die würdigen Geſinnungen die hier ausgeſprochen ſind, laſſen ſich kaum glücklichere Formen wünſchen, und der wahre Kenner müßte im Stande ſeyn, allein aus einem ſolchen Stück die Höhe auf der alle ſtehn, zu errathen.

Nur vom Meiſter muß ich noch einige Worte ſagen. Drey Eigenſchaften ſcheinen mir daran die wunderbarſten und die größten. Erſtlich, daß die Individualität, welche darin erſcheint, in verſchiedne Strahlen gebrochen, unter mehrere Perſonen vertheilt iſt. Dann der antike Geiſt, den man bey näherer Bekanntſchaft unter der modernen Hülle überall wiedererkennt. Dieſe große Combination eröffnet eine ganz neue endloſe Ausſicht auf das, was die höchſte Aufgabe aller Dichtkunſt zu ſeyn ſcheint, die Harmonie des Claſſiſchen und des Romantiſchen. Das dritte iſt, daß das eine untheilbare Werk in gewiſſem Sinn doch zugleich ein zwiefaches, doppeltes iſt. Ich drücke vielleicht, was ich meyne, am deutlichſten aus, wenn ich ſage: das Werk iſt zweymal gemacht, in zwey ſchöpferiſchen Momenten, aus zwey Ideen. Die erſte war bloß die eines Künſtlerromans; nun aber ward das Werk, überraſcht von der Tendenz ſeiner Gattung, plötzlich viel größer als ſeine erſte Abſicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunſt hinzu, und ward der Genius des Ganzen. Eine eben ſo auffallende Duplicität iſt ſichtbar in den beyden künſtlichſten und

Digitized by Google

verſtandvollſten Kunſtwerken im ganzen Gebiet der romantiſchen Kunſt, im Hamlet und im Don Quixote. Aber Cervantes und Shakſpeare hatten Jeder ihren Gipfel, von dem ſie zuletzt in der That ein wenig ſanken. Dadurch zwar, daß jedes ihrer Werke ein neues Individuum iſt, eine Gattung für ſich bildet, ſind ſie die einzigen, mit denen Goethe's Univerſalität eine Vergleichung zuläßt. Die Art, wie Shakſpeare den Stoff umbildet, iſt dem Verfahren nicht unähnlich, wie Goethe das Ideal einer Form behandelt. Cervantes nahm auch individuelle Formen zum Vorbilde. Nur iſt Goethe's Kunſt durchaus progreſſiv, und wenn auch ſonſt ihr Zeitalter jenen günſtiger, und es ihrer Größe nicht nachtheilig war, daß ſie von niemanden erkannt, allein blieb: ſo iſt doch das jetzige wenigſtens in dieſer Hinſicht nicht ohne Mittel und Grundlagen.

Goethe hat ſich in ſeiner langen Laufbahn von ſolchen Ergießungen des erſten Feuers, wie ſie in einer theils noch rohen theils ſchon verbildeten Zeit, überall von Proſa und von falſchen Tendenzen umgeben, nur immer möglich waren, zu einer Höhe der Kunſt heraufgearbeitet, welche zum erſtenmal die ganze Poeſie der Alten und der Modernen umfaßt, und den Keim eines ewigen Fortſchreitens enthält.

Der Geiſt, der jetzt rege iſt, muß auch dieſe Richtung nehmen, und ſo wird es, dürfen wir hoffen, nicht an Naturen fehlen, die fähig ſeyn werden zu dichten, nach Ideen zu dichten. Wenn ſie nach Goethe's Vorbilde in Verſuchen und Werken jeder Art unermüdet

nach dem Beſſern trachten; wenn ſie ſich die univerſelle Tendenz, die progreſſiven Maximen dieſes Künſtlers zu eigen machen, die noch der mannigfaltigſten Anwendung fähig ſind; wenn ſie wie er das Sichre des Verſtandes dem Schimmer des Geiſtreichen vorziehn: ſo wird jener Keim nicht verloren gehn, ſo wird Goethe nicht das Schickſal des Cervantes und des Shakſpeare haben können; ſondern der Stifter und das Haupt einer neuen Poeſie ſeyn, für uns und die Nachwelt, was Dante auf andre Weiſe im Mittelalter.

Andrea. Es freut mich, daß in dem mitgetheilten Verſuch endlich das zur Sprache gekommen iſt, was mir gerade die höchſte aller Fragen über die Kunſt der Poeſie zu ſeyn ſcheint. Nämlich die von der Vereinigung des Antiken und des Modernen; unter welchen Bedingungen ſie möglich, in wie fern ſie rathſam ſey. Laßt uns verſuchen, dieſem Problem auf den Grund zu kommen!

Ludoviko. Ich würde gegen die Einſchränkungen proteſtiren, und für die unbedingte Vereinigung ſtimmen. Der Geiſt der Poeſie iſt nur einer und überall derſelbe.

Lothario. Allerdings der Geiſt! Ich möchte hier die Eintheilung in Geiſt und Buchſtaben anwenden. Was Sie in Ihrer Rede über die Mythologie dargeſtellt oder doch angedeutet haben, iſt, wenn Sie

wollen, der Geist der Poesie. Und Sie werden gewiß nichts dagegen haben können, wenn ich Metrum und dergleichen ja sogar Charaktere, Handlung, und was dem anhängt, nur für den Buchstaben halte. Im Geist mag Ihre unbedingte Verbindung des Antiken und Modernen Statt finden; und nur auf eine solche machte unser Freund uns aufmerksam. Nicht so im Buchstaben der Poesie. Der alte Rhythmus z. B. und die gereimten Sylbenmaaße bleiben ewig entgegengesetzt. Ein drittes Mittleres zwischen beyden giebts nicht.

Andrea. So habe ich oft wahrgenommen, daß die Behandlung der Charaktere und Leidenschaften bey den Alten und den Modernen schlechthin verschieden ist. Bey jenen sind sie idealisch gedacht, und plastisch ausgeführt. Bey diesen ist der Charakter entweder wirklich historisch, oder doch so construirt als ob er es wäre; die Ausführung hingegen mehr pittoresk und nach Art des Porträts.

Antonio. So müßt Ihr die Diction, die doch eigentlich wohl das Centrum alles Buchstabens seyn sollte, wunderlich genug zum Geist der Poesie rechnen. Denn obwohl auch hier in den Extremen jener allgemeine Dualismus sich offenbart, und im Ganzen der Charakter der alten sinnlichen Sprache und unsrer abstracten entschieden entgegengesetzt ist: so finden sich doch gar viele Uebergänge aus einem Gebiete in das andre; und ich sehe nicht ein, warum es deren nicht weit mehr geben könnte, wenn gleich keine völlige Vereinigung möglich wäre.

Ludovika. Und ich sehe nicht ein, warum wir uns nur an das Wort, nur an den Buchstaben des Buchstabens halten, und ihm zu gefallen nicht anerkennen sollten, daß die Sprache dem Geist der Poesie näher steht, als andre Mittel derselben. Die Sprache, die, ursprünglich gedacht, identisch mit der Allegorie ist, das erste unmittelbare Werkzeug der Magie.

Lothario. Man wird beym Dante, bey Shakspeare und andern Großen Stellen, Ausdrücke finden, die an sich betrachtet schon das ganze Gepräge der höchsten Einzigkeit an sich tragen; sie sind dem Geist des Urhebers näher als andre Organe der Poesie es je seyn können.

Antonio. Ich habe nur das an dem Versuch über Goethe auszusetzen, daß die Urtheile darin etwas zu imperatorisch ausgedrückt sind. Es könnte doch seyn, daß noch Leute hinter dem Berge wohnten, die von einem und dem andern eine durchaus andre Ansicht hätten.

Marcus. Ich bekenne es gern, daß ich nur gesagt habe, wie es mir vorkommt. Nämlich wie es mir vorkommt, nachdem ich aufs redlichste geforscht habe, mit Hinsicht auf jene Maximen der Kunst und der Bildung, über die wir im Ganzen einig sind.

Antonio. Diese Einigkeit mag wohl nur sehr relativ seyn.

Marcus. Es sey damit wie es sey. Ein wahres Kunsturtheil, werden Sie mir eingestehen, eine

ausgebildete, durchaus fertige Ansicht eines Werks ist immer ein kritisches Factum, wenn ich so sagen darf. Aber auch nur ein Factum, und eben darum ists leere Arbeit, es motiviren zu wollen, es müßte denn das Motiv selbst ein neues Factum oder eine nähere Bestimmung des ersten enthalten. Oder auch für die Wirkung nach Außen, wo eben nichts übrig bleibt, als zu zeigen, daß wir die Wissenschaft besitzen, ohne welche das Kunsturtheil nicht möglich wäre, die es aber so wenig schon selbst ist, daß wir sie nur gar zu oft mit dem absoluten Gegentheil aller Kunst und alles Urtheils aufs vortrefflichste zusammen bestehn sehn. Unter Freunden bleibt die Probezeigung der Geschicklichkeit besser weg, und es kann doch am Ende in jeder auch noch so künstlich zubereiteten Mittheilung eines Kunsturtheils kein anderer Anspruch liegen, als die Einladung, daß jeder seinen eignen Eindruck eben so rein zu fassen und streng zu bestimmen suche, und dann den mitgetheilten der Mühe werth achte, darüber zu reflectiren, ob er damit übereinstimmen könne, um ihn in diesem Falle frey- und bereitwillig anzuerkennen.

Antonio. Und wenn wir nun nicht übereinstimmen, so heißt es am Ende: Ich liebe das Süße. Nein, sagt der andre, ganz im Gegentheil, mir schmeckt das Bittre besser.

Lothario. Es darf über manches Einzelne so heißen und dennoch bleibt ein Wissen in Dingen der Kunst sehr möglich. Und ich denke, wenn jene histo-

rische Ansicht vollendeter ausgeführt würde, und wenn es gelänge, die Principien der Poesie auf dem Wege, den unser philosophischer Freund versucht hat, aufzustellen: so würde die Dichtkunst ein Fundament haben, dem es weder an Festigkeit noch an Umfang fehlte.

Marcus. Vergessen Sie nicht das Vorbild, welches so wesentlich ist, uns in der Gegenwart zu orientiren, und uns zugleich beständig erinnert uns zur Vergangenheit zu erheben, und der bessern Zukunft entgegen zu arbeiten. Laßt wenigstens uns an jener Grundlage halten und dem Vorbilde treu bleiben.

Lotario. Ein würdiger Entschluß, gegen den sich nichts einwenden läßt. Und gewiß werden wir auf diesem Wege immer mehr lernen, uns über das Wesentliche einander zu verstehn.

Antonio. Wir dürfen also nun nichts mehr wünschen, als daß wir Ideen zu Gedichten in uns finden mögen, und dann das gerühmte Vermögen, nach Ideen zu dichten.

Ludovike. Halten Sie es etwa für unmöglich, zukünftige Gedichte a priori zu construiren?

Antonio. Geben Sie mir Ideen zu Gedichten, und ich getraue mir, Ihnen jenes Vermögen zu geben.

Lotario. Sie mögen in Ihrem Sinne Recht haben, das für unmöglich zu halten, was Sie meynen. — Doch weiß ich selbst aus eigner Erfahrung das Gegentheil. Ich darf sagen, daß einigemal der

Erfolg meinen Erwartungen von einem bestimmten Gedicht entsprochen hat, was auf diesem oder jenem Felde der Kunst nun eben zunächst nothwendig oder doch möglich seyn möchte.

Andrea. Wenn Sie dieses Talent besitzen, so werden Sie mir also auch sagen können, ob wir hoffen dürfen, jemals wieder antike Tragödien zu bekommen.

Lotario. Es ist mir im Scherz und auch im Ernst willkommen, daß Sie diese Auffoderung an mich richten, damit ich doch nicht bloß über die Meynung der andern meyne, sondern wenigstens Eins aus eigner Ansicht zum Gastmahl beytrage. — Wenn erst die Mysterien und die Mythologie durch den Geist der Physik verjüngt seyn werden, so kann es möglich seyn, Tragödien zu dichten, in denen alles antik, und die dennoch gewiß wären durch die Bedeutung den Sinn des Zeitalters zu fesseln. Es wäre dabey ein größerer Umfang und eine größere Mannichfaltigkeit der äußern Formen erlaubt ja sogar rathsam, ungefähr so wie sie in manchen Nebenarten und Abarten der alten Tragödie wirklich Statt gefunden hat.

Marcus. Trimeter lassen sich in unsrer Sprache so vortrefflich bilden wie Hexameter. Aber die chorischen Sylbenmaße sind, fürchte ich, eine unauflösliche Schwierigkeit.

Camilla. Warum sollte der Inhalt durchaus mythologisch und nicht auch historisch seyn?

Lothario. Weil wir bey einem hiſtoriſchen Süjet nun einmal die moderne Behandlungsart der Charaktere verlangen, welche dem Geiſt des Alterthums ſchlechthin widerſpricht. Der Künſtler würde da auf eine oder die andre Art gegen die antike Tragödie oder gegen die romantiſche den kürzern ziehen müſſen.

Camilla. So hoffe ich, daß Sie die Niobe zu den mythologiſchen Süjets rechnen werden.

Marcus. Ich möchte noch lieber um einen Prometheus bitten.

Antonio. Und ich würde unmaßgeblich die alte Fabel vom Apollo und Marſyas vorſchlagen. Sie ſcheint mir ſehr an der Zeit zu ſeyn. Oder eigentlicher zu reden iſt ſie wohl immer an der Zeit in jeder wohl verfaßten Litteratur.

III.

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht — mit seinen Farben, seinen Stralen und Wogen; seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag. Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut — athmet es der funkelnde, ewigruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier — vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. — Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt — in eine tiefe Gruft versenkt — wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Sayten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinunterſinken und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahndungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt — ein ernstes Antlitz seh ich froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun — wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht — deine Wiederkehr — in den Zeiten deiner Entfer-

nung. Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehn sie, als die blässesten jener zahllosen Heere — unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüths — was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltköniginn, der hohen Verkündigerinn heiliger Welten, der Pflegerinn seliger Liebe — sie sendet mir dich — zarte Geliebte — liebliche Sonne der Nacht, — nun wach ich — denn ich bin Dein und Mein — du hast die Nacht mir zum Leben verkündet — mich zum Menschen gemacht — zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währt.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf — beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich und wissen von keinem Schlafe, als den Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben — in des Mandelbaums Wunderöl, und dem braunen Safte des Mohns. Sie wissen

nicht, daß du es bist der des zarten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schoos macht — ahnden nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend entgegentrittst und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote.

3.

Einst da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg — einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben — kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch. – Wie ich da nach Hülfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verlöschten Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam aus blauen Fernen — von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer — und mit einemmale riß das Band der Geburt — des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr — zusammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt — du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels kamst über mich — die Gegend hob sich sacht empor; über der Gegend schwebte mein entbundner, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel — durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit — ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende

zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An Ihrem Halse weint ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum — und erst seitdem fühl ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wenn der letzte Morgen seyn wird — wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht — wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreutz. Die krystallene Woge, die gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkeln Schooß quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht, wer sie gekostet, wer oben stand auf dem Grenzgebürge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz — warlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten, Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht — das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt.

Noch weckst du, muntres Licht den Müden zur Arbeit — flößest fröhliches Leben mir ein — aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du mich brauchst — rühmen deines Glanzes volle Pracht — unverdroßen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang — gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang — ergründen der Kräfte Ebenmaß und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben mir wieder den zärtlichen Druck und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriß Sie geziert — oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wollust, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögst in dir selbst — in endlosen Raum zergingst du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest und flammend die Welt zeugtest. Warlich ich war, eh du warst — die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde — zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch

reiften sie nicht diese göttlichen Gedanken — Noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig — Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst wie unser einer, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl ich deiner Geschäftigkeit Ende — himmlische Freyheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn ich deine Entfernung von unsrer Heymath, deinen Widerstand gegen den alten, herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben ist vergebens. Unverbrennlich steht das Kreutz — eine Siegesfahne unsers Geschlechts.

Hinüber wall ich,
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust seyn.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir
Ich schaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz —
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! sauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entschlummern
Und lieben kann.

Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut —
Ich lebe bey Tage
Voll Glauben und Muth
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

5.

Ueber der Menschen weitverbreitete Stämme herrschte vor Zeiten ein eisernes Schicksal mit stummer Gewalt. Eine dunkle, schwere Binde lag um ihre bange Seele — Unendlich war die Erde — der Götter Aufenthalt, und ihre Heymath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Ursöhne der Mutter Erde. Ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die frölichen Menschen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den krystallenen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein von sichtbarer Jugendfülle geschenkt — ein Gott in den Trauben — eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachsend in vollen goldenen Garben — der Liebe heilger Rausch ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau —

ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin — Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme, als das höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es, Ein entsetzliches Traumbild,

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnißvoll war dieses Unholds Pfad
Des Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;
Es war der Tod, der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeschieden,
Was hier das Herz in süßer Wollust regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnsucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beschieden,
Ohnmächtiges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genusses
Am Felsen des unendlichen Verdrusses.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnenglut
Verschönte sich der Mensch die grause Larve,
Ein sanfter Jüngling löscht das Licht und ruht —
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinnerung schmilzt in kühler Schattenflut,
So sang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthselt blieb die ewge Nacht,
Das ernste Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt sich. Des jungen Geschlechts Lustgarten verwelkte — hinauf in den freyeren, wüsten Raum strebten die unkindlichen, wachsenden Menschen. Die Götter verschwanden mit ihrem Gefolge — Einsam und leblos stand die Natur. Mit eiserner Kette band sie die dürre Zahl und das strenge Maaß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüthe des Lebens. Entflohn war der beschwörende Glauben, und die allverwandelnde, allverschwisternde Himmelsgenossin, die Fantasie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur, und die erstarrte Wunderheymath verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich. Ins tiefre Heiligthum, in des Gemüths höhern Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt — zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmlisches Zeichen — den Schleyer der Nacht warfen sie über sich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schoos — in ihn kehrten die Götter zurück — schlummerten ein, um in neuen herrlichern Gestalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet zu früh reif und der seligen Unschuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erschien mit niegesehenem Angesicht die neue Welt — In der Armuth dichterischer Hütte — Ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter — Geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahndende, blütenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn — Zu des Königs demüthiger Wiege

wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blüthenkelch allmächtiger Liebe — des Vaters hohem Antlitz zugewandt und ruhend an dem ahndungsselgen Busen der lieblich ernsten Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüther von inniger Liebe wundersam ergriffen sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpfliche Worte und der Botschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Palästina und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsern Gräbern steht in tiefen Sinnen;
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit —
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen.
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ewge Leben kund,
Du bist der Tod und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan — das Herz von süßer Liebe trunken; und schüttete

in feurigen Gesängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tausend Herzen sich zu ihm neigten, und die fröliche Botschaft tausendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche Leben ein Opfer des menschlichen tiefen Verfalls — Er starb in jungen Jahren, weggerissen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen zagenden Freunden. Der unsäglichen Leiden dunkeln Kelch leerte der liebliche Mund — In entsetzlicher Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken — Schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter — da kam der ewigen Liebe lösende Hand — und er entschlief. Nur wenig Tage hing ein tiefer Schleyer über das brausende Meer, über das bebende Land — unzählige Thränen weinten die Geliebten — Entsiegelt ward das Geheimniß — himmliche Geister hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel saßen bey dem Schlummernden — aus seinen Träumen zartgebildet — Erwacht in neuer Götterherrlichkeit erstieg er die Höhe der neugebornen Welt — begrub mit eigner Hand der Alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe — sehn dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn — und sich mit dir; sehn dich weinen mit süßer Inbrunst an der Mutter seligem

Buſen, ernſt mit den Freunden wandeln, Worte ſagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; ſehen dich eilen mit voller Sehnſucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menſchheit, und der goldnen Zukunft unverſieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach — in himmliſchem Triumpf — Sie war die Erſte in der neuen Heymath bey dir. Lange Zeiten entfloſſen ſeitdem, und in immer höherm Glanze regte deine neue Schöpfung ſich — und tauſende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnſucht und Treue dir nach — wallen mit dir und der himmliſchen Jungfrau im Reiche der Liebe — dienen im Tempel des himmliſchen Todes und ſind in Ewigkeit dein.

Gehoben iſt der Stein —
Die Menſchheit iſt erſtanden —
Wir alle bleiben dein
Und fühlen keine Banden.
Der herbſte Kummer fleucht
Vor deiner goldnen Schaale,
Wenn Erd und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruft der Tod —
Die Lampen brennen helle —
Die Jungfraun ſind zur Stelle
Um Oel iſt keine Noth —
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge ſchon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menſchenzung' und Ton.

Nach dir, Maria, heben
Schon tausend Herzen sich.
In diesem Schattenleben
Verlangten sie nur dich.
Sie hoffen zu genesen
Mit ahndungsvoller Lust —
Drückst du sie, heilges Wesen,
An deine treue Brust.

So manche, die sich glühend
In bittrer Qual verzehrt,
Und dieser Welt entfliehend
Nach dir sich hingekehrt;
Die hülfreich uns erschienen
In mancher Noth und Pein —
Wir kommen nun zu ihnen
Um ewig da zu seyn.

Nun weint an keinem Grabe,
Für Schmerz, wer liebend glaubt.
Der Liebe süße Habe
Wird keinem nicht geraubt —
Die Sehnsucht ihm zu lindern,
Begeistert ihn die Nacht —
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm sein Herz bewacht.

Getrost, das Leben schreitet
Zum ewgen Leben hin;
Von innrer Glut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden sie genießen
Und lichte Sterne seyn.

Die Lieb' iſt frey gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur Eine Nacht der Wonne —
Ein ewiges Gedicht —
Und unſer aller Sonne
Iſt Gottes Angeſicht.

6.

Sehnſucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen,
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Iſt froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geſchwind am Himmelsufer an,

Gelobt ſey uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer.
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Luſt der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was ſollen wir auf dieſer Welt
Mit unſrer Lieb' und Treue.
Das Alte wird hintangeſtellt,
Was ſoll uns dann das Neue.
O! einſam ſteht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angeſicht
Die Menſchen noch erkannten.
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher ſeinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Quaal und Tod verlangten.
Und wenn auch Luſt und Leben ſprach
Doch manches Herz für Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott ſelbſt ſich kundgegeben
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht ſein ſüßes Leben.
Und Angſt und Schmerz nicht von ſich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnſucht ſehn wir ſie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieſer Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durſt geſtillet.
Wir müſſen nach der Heymath gehn,
Um dieſe heilge Zeit zu ſehn.

Was hält noch unſre Rückkehr auf,
Die Liebſten ruhn ſchon lange.
Ihr Grab ſchließt unſern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu ſuchen haben wir nichts mehr —
Das Herz iſt ſatt — die Welt iſt leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchſtrömt uns ſüßer Schauer —
Mir däucht, aus tiefen Fernen ſcholl
Ein Echo unſrer Trauer.
Die Lieben ſehnen ſich wohl auch
Und ſandten uns der Sehnſucht Hauch.

Hinunter zu der ſüßen Braut,
Zu Jeſus, dem Geliebten —
Getroſt, die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unſre Banden los
Und ſenkt uns in des Vaters Schooß.

IV.

Lebensansicht.

Es ist tröstlich, daß ich mir einbilde, als schrieb' ich an einen theuren Freund, der mich durchaus versteht, an dessen Herz ich diese Blätter niederlege, da ich doch nur für mich schreibe, weil es mir wohl thut, manche Gefühle und Gedanken meiner Seele auszusprechen! Und ist es nicht seltsam, daß der Mensch eine so eigene Oekonomie und einen so lächerlichen Stolz besitzt, daß es ihm unmöglich ist zu denken, er könne etwas ohne Zweck und Absicht thun? der edlere Mensch kann nichts für sich thun, es wird ihm alles nur etwas in Beziehung auf andere, und selbst bei jedem kleinen Aufsatz liegt im Hintergrunde der Seele der Gedanken an einen etwanigen Leser, und wenn wir es selbst so weit bis nach unserm Tode hinaus schieben sollten. Es ist eine so kindliche liebenswürdige Eitelkeit, zu glauben, daß, wenn selbst die Hand, die diese Worte schrieb, schon in Staub zerfallen ist, daß sie dann noch belehren und nützen.

Der Mensch lebt in einer ewigen Furcht vor seinem Glück. Es tritt ihm schon als Kind entgegen,

und er entzieht sich der liebenden Gewalt, er möchte gern sich selbst versuchen, und durch eigene Kraft das erringen, was ihm ein freundliches Geschick früh mit auf die Welt gab.

Nur ein höheres Wesen oder ein schlechteres als der Mensch kann für sich glücklich seyn, und darum thut man den armen Menschen Unrecht, wenn man sie Egoisten schilt. Ist's denn nicht ihr einziges Bestreben sich mitzutheilen, und giebts ein anderes Unglück als den verfehlten Gegenstand?

Liebe, die mit warmem Sonnenschein das arme Leben umgiebt, o warum ist dein Nahme jemals ausgesprochen, warum lebst du in Liedern, und wohnst nicht als allgemeine Poesie in jedes Menschen Busen? Warum springt der Mensch gewaltsam und eigenmächtig aus der Zeit heraus, die ihn umfängt? Stoßen zwei Menschen auf einander, so erinnern sie oft dessen, was man von der Liebe sagt, und meinen, das könnte für sie gelten; der Jüngling erzwingt dann eine Sehnsucht in seinen Busen, und theilt sie dem Mädchen mit; der Beschluß ist, liebst du mich? Ja, sagt sie, und er fühlt sich berauscht, und überseelig glücklich schwärmen sie eine Zeit ihres Lebens dahin, der Rausch verfliegt, sie bewundern ihre Thorheit, verspotten im Herzen, wenn sie es auch nicht aussprechen, Liebe und alle Empfindungen, und fühlen doch in sich die Leere, die etwas dem ähnliches bedarf; sie suchen in der Welt herum, sie warten nun wieder nicht bis die Zeit die Lücke in ihnen ausfüllt, sondern überreden

ſich Geld oder Ehre oder irgend etwas anderes ſey das Gut, das ſie ſich wünſchen.

Wollte der Menſch nicht der Zeit voran eilen, wäre er mit dem Worte Liebe nicht bekannt, ſo würde einen jeden die Empfindung rühren und keine einzige Stelle keines einzigen Dichters würde auf ſeine Empfindung anwendbar ſeyn; denn es würde für jeden eine eigene Liebe entſtehen, und es würde vielleicht jeder als ein eigener Dichter auftreten. Das Beiſpiel der bisherigen Dichter rechtfertigt mich. Iſt nicht jedes Liebe ſo verſchieden, daß auch nicht eine Strophe von dem Liebe des einen in das des andern hineingetragen werden könnte. Von den Dichtern, die Liebe, Wein und Braten beſingen, iſt nicht die Rede; ihnen ſchmekt keins auf die wahre, das heißt auf die ihnen natürliche Art, und darum ſprechen ſie ſo ſchlecht von allen.

So wie keine Blume ohne Farbe gedacht werden kann, ſo iſt kein Menſch ohne Poeſie und ſie mangelt nur denen, die ſie durch die Poeſie verbreiten, oder vielmehr ſie mangelt ihnen doch nicht, ſondern es iſt nur, als wenn man den Blumen die Farbe durch Scheidewaſſer auszieht. Sehr viele Blumen ſtehn nun geruchlos und in unſcheinbaren Farben da, und dies iſt die gröſſere Anzahl unter den Menſchen, möchte ich ſie diejenigen nennen, die ihre innere Poeſie nicht mittheilen können; allen iſt es nicht gegeben, durch einen ſüſſen Duft die vorübergehenden zu erfreuen.

Ein wahrer Dichter muß mich jedes Weſen, das

Digitized by Google

er mir aufstellt, ganz verstehen lassen, ich muß die kleinsten Eigenheiten der Seele kennen, und als wahrer Mensch werde ich mir nicht wünschen können, ein einziger, selbst der Edelste zu seyn; auch muß es mich als Mensch nicht hinreissen, der Nachahmer einer aufgestellten Person zu seyn; der nachahmende Mensch ist weniger als ein Mensch, und darum giebt es kein zur Besserung dienendes Beispiel.

Wohl aber kann ein Kunstwerk es hervorbringen, daß ich in mir selber vollendeter werde. Sobald mir aber der Gedanke bei einem Kunstwerk einfällt, ist es nur mein Wunsch, und der Einfluß, den es auf mich hat, nur scheinbar, ja glaube ich gar den wohlthätigen Einfluß zu bemerken, so habe ich das Kunstwerk nicht verstanden, ja nicht einmal genossen.

Es schämt sich der Mensch nur seiner Empfindungen, weil er in der heftigsten Leidenschaft fühlt, daß sie vorübergeht, und weil es oft ist, als ob ein Wesen in uns uns zuriefe: laß das Händeringen und die Verzweifelung! du wirst dich bald mit nichtswürdigen Kleinigkeiten wieder beschäftigen, ja gar dich daran erfreuen!

Die Menschen, die auf dem untersten Grad der Bildung stehen (die natürlichen Menschen nehme ich aus, sie stehen über und unter den gebildeten zugleich: sie stehen der Stelle die für sie seyn sollte, noch am nächsten, und darum stehen sie über den andern, — sie haben aber nie um sich geblickt, und die Bemerkung gemacht, daß außer dem Raum, den sie einnehmen, es noch irgend einen Weg geben könnte, wo sich der

menſchliche Geiſt hinwagen dürfte, und darum ſtehn ſie unter jenen) die Menſchen alſo die auf dem unterſten Grad der Bildung ſtehen, ſind durch etwas einmal angerührt worden, wodurch ſie auf die Vermuthung gerathen ſind, daß der Menſch innerlich ſchöne Gefühle haben könne, und alles was ſie nun empfinden, ſtellen ſie als das Höchſte auf, was das menſchliche Herz erreichen kann. — Dieſe ſprechen immer von dem Herzen, dies wollen ſie auch einzig bilden, — ſie geben auf den Geiſt nicht viel. Ueber ihnen ſtehen die, welche es eingeſehen haben, daß es mit den Empfindungen ſo gar viel nicht iſt. Sie ſind die, welche ſich ihrer Thränen ſchämen, weil ſie ſie doch wieder abtrocknen müſſen, ſie können ſich nicht zufrieden geben, daß ſie in ſich nicht einen Gott verehren können, — und betteln ſich einige Sentenzen zuſammen, die ſie Vernunft nennen, und die ſo lange glänzen und ſcheinen bis eine Gelegenheit kömmt, wo ſie anwendbar wären; in dieſem Fall muß man ſich dann mit der menſchlichen Schwachheit tröſten.

Der dritte Grad der Bildung ſcheint mir der zu ſeyn, wo ſich ein Menſch allen menſchlichen Empfindungen überläßt; wo er in einem Tage weint und ſich erfreut; es genießt wenn alle Leidenſchaften ſeine Seele in heftigen Stürmen bewegen und in ruhigen Augenblicken ſich nicht dieſer Ruhe überhebt, ſich in keinem Moment klüger ſondern nur anders als in den vorigen erkennt, deſſen Herz ſich den edelſten Empfindungen öfnet, und der nicht ſein Schickſal verwünſcht, wenn in demſelben Augenblick die Nothwendigkeit auf

ihn zutrit, durch eine trockene mechanische Beschäftigung sich die Mittel zu erwerben, um den andern Tag zu leben und zu genießen.

Vergeblich ist es, zu wünschen, daß der Freund, den wir lieben, uns ganz in unserer eigensten Eigenthümlichkeit verstehen möchte; wir wünschen es auch im Grunde nicht, sondern immer möchten wir nur die Falten unsers Herzens vor ihm auseinander schlagen, wo wir die Verwandschaft zu ihm fühlen. Das was unsere Scheidung von allen andern Wesen ausmacht, wodurch wir auch von dem geliebtesten Freunde abgesondert und einzeln stehen, suchen wir sorgfältig zu verhüllen, damit er sich nicht vor dem fremden Wesen entsetzen möge — und wäre es einem Menschen möglich, die innerste Eigenthümlichkeit seines geliebtesten Freundes aufzufassen und auszusprechen, so würde den Freund ein Schauder wie vor einem Zauberer ergreifen, der die Gewalt hätte, den Geist aus unsern Körpern zu ziehen und ihn uns selbst anschaulich hinzustellen, und wir würden auf immer entfremdet von ihm zurücktreten. Es fühlt dies auch ein jeder in sich, darum ist es uns durchaus unmöglich, manche Bemerkungen über Menschen auszusprechen; eine solche Bemerkung ist ein zufälliges Errahten der Eigenthümlichkeit des andern. — Die höchste Schönheit, die der Mensch erreichen kann, ist, daß er alle Leidenschaften in sich zu einem Kunstwerk verarbeitet, daß er wie ein Gott über allen steht und sie regiert, so daß sie nur immer von der Kraft der Seele zeigen, aber nie in widrige Verzerrung ausarten, und die höchste, ja ich

möchte ſagen, die einzige Tugend, die der Menſch beſitzen kann, iſt die Wahrheit gegen ſich und andre. Zu bedauern iſt es aber, wenn die Menſchen hier auf einen Irrthum gerathen, und meinen, ſie bearbeiten ihre Leidenſchaften und Empfindungen zu einem Kunſtwerk, wenn ſie bloß bemüht ſind, einen Roman aus ihrem Leben zu machen, in den ſie oft Empfindungen und Leidenſchaften hineinzwängen müſſen, um ſich mit ihrem Werk nur nicht nüchtern und gewöhnlich vorzukommen. Wenn ſie dann dieſes Spiels am Ende überdrüſſig werden, und die Kraft zu erfinden ihnen ausgeht: ſo glauben ſie, daß ſie wahrhaft mit ſich umgehen, wenn ſie dies zuſammengebettelte Werk wieder zerſtören. Ein ſolcher Roman kann gewöhnlich nicht ohne Liebe ſeyn; gewöhnlich ſind dann vorher alle Verhältniſſe zertreten und niedergeriſſen, um dieſer Liebe wohlgefällige Opfer zu bringen, und weil es ja auch in allen Gedichten ſteht, daß, wenn dieſe Empfindung das Herz rührt, ſie denn das ganze Heer der andern Neigungen erlegt — und nun wird der geliebte Gegenſtand ſelbſt der Wahrheit geopfert, und der, welcher alle dieſe Rollen vor ſich ſelbſt abſpielt, ſteht dann gewöhnlich und ſieht mit Ehrfurcht vor ſich ſelber in den Himmel. Denn nie glaubt der Menſch ſo ſehr die Verwandſchaft mit Gott zu fühlen, als wenn er ſich ſo kleinlich beträgt, daß er der Verwandſchaft mit den unſchuldigſten Bewohnern der Erde unwürdig iſt.

Wenn ich höre, daß jemand ſeine Meinung geändert hat, und dieſe Aenderung dadurch rechtfertigen

will, daß er sagt: damals übertrieb ich in allen meinen Empfindungen, ich bin jetzt zu einer grössern Aufrichtigkeit mit mir selber gekommen, so bin ich geneigt, seine erste Meinung anzunehmen, wenigstens lieber, als die er jetzt hat, und die sich so vornehm vor jener brüstet. Denn ich glaube immer noch mehr an die Wahrheit der frühern Empfindung als an die der spätern Betrachtung. Ueberhaupt sollten nur die Menschen einsehen, daß sie sich nie herzhafter betrügen, als wenn sie sich ihre ehemalige Lügen vorrücken.

Wie viel Schaden thun die Menschen, welche die Moral lehren, der höhern Moral. Ist es nicht betrübt und verächtlich, der ganzen Welt zu sagen: es ist etwas großes und edles eine Summe Geld wegzuschenken? oder sich seiner Eltern nicht zu schämen, oder wenn sie alt und schwach sind, für sie zu sorgen, oder wenn sich eine bequeme Gelegenheit darbietet, und man auch noch so sicher ist, doch nicht zu stehlen? — und doch ist dies beinah alles, was von einem modernen Edelmüthigen gefordert wird; lauter Dinge, die sich von selbst verstehen, so daß gar kein einziger Mensch darauf kommen sollte, sie zu verletzen. Und doch wird es nicht nur gewagt diese Dinge als bewundernswürdige Tugenden aufzustellen, sondern was noch schlimmer ist, wer diese Lehren verbreitet, wird von dem allergrößten Haufen als ein grosser Mann, oder wenn er ihnen eine poetische Form giebt, als ein großer Dichter verehrt. Und was nun den Menschen am allermeisten betrüben sollte, die Wenigen, denen die Erkenntniß gekommen ist, überheben sich ihrer bessern

Mei-

Meinung, daß sie nemlich an diesen Edelmuth nicht glauben, ihnen erscheint diese Einsicht, die ihnen nur natürlich vorkommen sollte, so wichtig, sie messen sich ewig nach dem, was leider die Menschen sind, nie nach dem, was sie seyn sollen, so daß durch diese Eitelkeit auch die bessern Gemüther in sich verderben. Sie werden so schwach, sich von der Verehrung derer, die sie verachten, emporgehoben zu fühlen und stoßen sich nicht einmal an die Lächerlichkeit des Widerspruchs, daß sie die Achtung, die sie zu erkaufen wünschen, nach ihrer eigenen Einsicht verachten müssen.

Es ist zu beklagen, daß wir den Menschen immer nur in Beziehung auf andere, nie in Beziehung auf uns verstehen können. Selten wird uns sein Betragen gegen andere so ungerecht, so zweideutig vorkommen, als die kleinen Verletzungen gegen uns, nicht aus dem gemeinen Egoismus, wie es oft erklärt ist, dem jeder unterworfen seyn soll, sondern weil wir den Menschen in Beziehung auf uns nicht wie ein Kunstwerk betrachten können, da wir, indem er sich durch diese Beziehung erklärt, selbst ein Rad der Maschine sind, und also den Gang derselben nicht beobachten können.

Es giebt keine durchaus wahre Wahrheit und keinen durchaus falschen Irrthum, man sollte überhaupt keine Sache mit einem von beiden Nahmen stempeln; denn beide werden es nur durch die Anwendung, und so ist es sehr möglich, daß das was in der Seele des einen der abgeschmackteste Irrthum ist, in eines andern Gemüth eine ehrwürdige Wahrheit wird.

Es ist nichts großes das Feld zu bauen, und in

einer glücklichen Beschränktheit einen Tag wie den andern zu leben, nichts wunderbares in sich und in der Welt zu ahnden, und am Ende von der Welt zu scheiden, wie tausende vorher und wie tausende in der Zukunft. Aber etwas großes ist es, wenn einer das Drängen des Herzens nach allem Großen und Erhabenen empfunden hat, wenn er den Kreis aller Gedanken, Empfindungen und Handlungen durchlaufen ist, dem Glücke, das sein Herz beständig fordert, und doch nicht nennen kann, rastlos nachgejagt ist, wenn dieser dann einsieht, er kann nur in einem Kreise umherirren, freiwillig dann stehn bleibt, wo er zuerst auslief, und mit Lächeln bemerkt, daß der größte Held doch im Grunde nichts wichtigeres thut, als wenn er sein Feld baut, damit es ihn ernährt, und in seinen kleinen Garten Blumen pflanzt, damit sie ihn erfreun, und Unkraut hinauswirft, das ihn ärgert. Der Mensch ist wie ein Kind im Besitz einer schönen nakten Statue, womit es spielt und mit Mühe beständig Blumen und bunte und goldene Zierrathen zusammenträgt, um sie zu schmücken; leider bleiben nun die meisten Menschen immer Kinder, denen ihr Spielwerk ewig mißfällt, sie reissen es von dem schönen Bilde oft herunter, sie mögen es aber nakt nicht sehen, sondern tragen von ihrer Armuth immer neue Lumpen zusammen, um es zu bekleiden; sie meinen sie verschönern durch Poesie ihr Leben. Glücklich ist, der die Blumen und Flittern, womit er es behängt, bald herabwirft, über sein kindisches Thun lächelt, höchstens einige Blumen herumhängt, und die edle einfache Schönheit fähig ist zu genießen.

Vieles liegt noch in mir was ich ſagen möchte, und wenn ich es alles niederſchreiben könnte, ſo würde es manchen alles das, was ich geſagt habe, aufzuheben ſcheinen, und doch iſt es nicht ſo; alle Widerſprüche im Leben und im Menſchen ſind nur ſcheinbar, und könnten wir wie ein Gott auf alle herunterſehen und ſie alle verſtehen, ſo würden wir unſere Augen von keinem mit Widerwillen wenden.

Lebe wohl, mein theurer Freund, möcht' ich ſagen, und kann nicht einmal über dieſe Thorheit lächeln, in Gedanken habe ich doch alles an ein Weſen gerichtet, das mich verſteht und mich liebt, und darum reiche ich dieſe Blätter öffentlich in die Welt, und wer meine Worte mit Liebe lieſet, für den ſind ſie geſchrieben.

V.

Idyllen aus dem Griechischen.

Die Spindel.

Anmerkung. Dieses Sylbenmaß wird vom Hephaestion zu den antispastischen gerechnet, und nach vier Takten von einem Epitrit, zwey Antispasten und einem Dijambus gemessen. Spätere betrachten es als choriambisch, und lassen es dem gemäß aus einem Spondeen, drey Choriamben und einem Jamben bestehn. Die Art wie Horaz es zweymal gebraucht hat, kann hiezu veranlaßt haben, denn die Worte theilen sich bey ihm immer choriambisch ab. Die griechischen Dichter hingegen beobachten diesen Abschnitt gar nicht oder vermeiden ihn vielmehr, und die deutsche Sprache, die eine Menge antispastischer und palimbacchischer Wörter hat, darf sich hierin dem griechischen Vorbilde ungescheut nähern. Es entsteht dadurch ein reizender Gegensatz zwischen den antispastischen Wortfüßen und der Schwungbewegung des Rhythmus, die zum Coriamben hinzieht, welches einem beständigen Auflösen von Dissonanzen gleicht. Wenn dieß dem ungeübten Leser schwer zu lesen fällt, so hat er sich eben so wenig zu verwundern oder zu beklagen, als ein Anfänger in der Musik, wenn er eine Bachsche Sonate nicht sogleich fertig spielen kann. — Voß hat dieß Stück im Musenalmanach von 1798 in Hexameter übersetzt.

Spindel, hold dem Geſpinſt, Gabe der blauäugigen Pallas du,
Arbeit ſchaffend dem hauswirthlichen Weib, welche dich lenken kann:
Sey zur glänzenden Stadt Nileus getroſt meine Begleiterin,
Wo der Kypris, mit Schilfrohre bedeckt, grünet das Heiligthum.
Dorthin über die See bitt' ich um leichtwallende Fahrt den Zeus,
Daß ich fröhlich dem Gaſtfreunde mich nah', wiedergeliebt von ihm,
Meinem Nikias, Luſtgarten der ſüßſtimmigen Chariten.
Und dich, welche geſchnitzt wurde vom mühſeligen Elfenbein,
Reich' ich dann in die Hand, als ein Geſchenk, Nikias Gattin dar,
Mit der mancherley Werk enden du wirſt: Männergewande bald,
Bald, dergleichen die Fraun tragen, der durchſichtigen Hüllen Stoff.
Denn wohl zweymal im Jahr möchte man Schafmüttern ihr weiches Fell
Scheeren, nimmer zur Laſt fiel' es der ſchlankfüß'gen Theogenis;
So viel fördert ihr Fleiß: aber ſie liebt, was die Verſtändigen.
Wahrlich möcht' ich auch nicht wüſten noch unfleißigen Häuſern dich
Geben, weil dich zur Welt brachte mit mir einerley Vaterland.

Heimath ist dir, die einst Ephyra's Held, Archios gründete,
Vom Trinakrischen Eilande das Mark, rühmlicher Männer Stadt.
Nun gehegt in des Manns Hause, der Heilmittel mit weiser Kunst
Viel erfand, so die trübselige Qual wenden den Sterblichen,
Wirst du wohnen im lustreichen Milet bey den Joniern,
Daß Theogenis sey Spindelgeziert unter den Frauen dort,
Ins Gedächtniß ihr stets du den Gesangliebenden Fremdling bringst.
Jemand saget, dich anschauend wohl dieß: Wahrlich, in großer Gunst
Steht das kleine Geschenk; alles ist werth, was von den Lieben kommt.

Liebesgespräch.

Mädchen.

Raubte ja Helena selbst, die verständige, Paris der Hirte.

Daphnis.

Mehr ist Helena diese, die mich, den Hirten, geküßt hat.

Mädchen.

Rühme dich nicht, Satyriske, denn eitel nennt man den Kuß ja.

Daphnis.

Ist doch auch in den Küssen, den eitelen, süßes Ergötzen.

Mädchen.

Sieh, ich wasche den Mund, und reinigend spey' ich den Kuß weg.

Daphnis.

Wäschst du die Lippen dir ab? Gieb wieder sie, daß ich sie küsse.

Mädchen.

Kälber zu küssen, das stehet dir an; kein jüngferlich Mädchen.

Daphnis.

Rühme dich nicht: wie ein Traum geht flüchtige Jugend vorüber.

Mädchen.

Wird doch die Traube Rosin', und die trockene Rose noch duftet.

Daphnis.

Komm in den Oelwald hier, damit ich ein Wörtchen dir sage.

Mädchen.

Nein, ich will nicht; auch erst betrogst du mit schmeichelndem Wort mich.

Daphnis.

Komm dort unter die Ulmen, und höre da meine Syringe.

Mädchen.

Labe dein eignes Gemüth, des Kläglichen freuet sich niemand.

Daphnis.

Ey! ey! fürchte den Zorn der Paphia, Mädchen, doch endlich.

Mädchen.

Paphia lebe mir wohl, nur Artemis bleibe gewogen.

Daphnis.

Rede nicht, daß sie nicht trifft und ein unauflösliches Netz wirft.

Mädchen.

Treffe sie, wie sie nur will: denn Artemis schirmet uns wieder.

Daphnis.

Nicht entfliehst du dem Eros, dem nie noch ein Mädchen entflohn ist.

Mädchen.

Ja, ich entfliehe, beym Pan! Du trage sein Joch nur beständig.

Daphnis.

Sieh, ich besorg', er möchte dem schlechteren Manne dich geben.

Mädchen.

Viele schon freyten um mich, doch keiner gewann mein Gemüth noch.

Daphnis.

Ich lauch, einer von vielen, bin her, dein Freyer, gekommen.

Mädchen.

Sage mir, Lieber, was thu' ich? Die Eh' ist voll der Beschwerde.

Daphnis.

Weder Kummer noch Leid hat die Eh', nein, fröhliche Reigen.

Mädchen.

Sagen sie doch, daß die Weiber vor ihren Genossen erzittern.

Daphnis.

Nein, sie herrschen beständig: vor wem wohl zittern die Weiber?

Mädchen.

Vor den Wehen zittr' ich, denn streng ist der Pfeil Eilithyiens.

Daphnis.

Kreißenden hülfreich ist ja Artemis, deine Gebietrin.

Mädchen.

Und zu gebähren zittr' ich, es möchte den Leib mir entstellen.

Daphnis.

Wenn du Kinder gebierst, scheint neu dir ein Licht in den Söhnen.

Mädchen.

Bringst du ein Brautgeschenk, ein würdiges, wenn ich bejahe?

Daphnis.

Alle das Vieh, das Gehölz, die Weiden auch, will ich dir geben.

Mädchen.

Schwöre, du wollst nach dem Lager mir nicht, der betrübten, davon gehn.

Daphnis.

Nein, beym mächtigen Pan! und wolltest du selbst mich verjagen.

Mädchen.

Baust du dann mir Gemächer, und Haus und umgebende Höfe?

Daphnis.

Baun dir will ich Gemächer, und hüten die herrlichen Heerden.

Mädchen.

Aber dem ältlichen Vater, was soll, was soll ich ihm sagen?

Daphnis.

Loben wird er dein Lager, wenn meinen Namen er höret.

Mädchen.

Sage den Namen mir dann, oftmals erfreut auch ein Name.

Daphnis.

Daphnis heiß' ich, mein Vater ist Lykidas, Nome die Mutter.

Mädchen.

Rühmliche Eltern! allein auch ich bin geringer als du nicht.

Daphnis.

Angesehn und in Ehren, dein Vater ist ja Menalkas.

Mädchen.

Zeige mir doch dein Gehölz, und wo der Hof dir umhersteht.

Daphnis.

Komm und sieh, wie sie blühn, dort meine geschlanken Cypressen.

Mädchen.

Graset, ihr Ziegen! ich gehe, des Hirten Gewerk zu beschauen.

Daphnis.

Rinder, weidet! ich zeig' indeß die Gehölze dem Mädchen.

Mädchen.

Was, Satyriske, beginnst du? was greifst du hinein an die Brüste?

Daphnis.

Dieſe Früchte vor allen, die duftigen, will ich mir pflücken.

Mädchen.

Nein, beym Pan! ich erſtarre, du mußt die Hand da hervorziehn.

Daphnis.

Faſſe doch Muth, du Liebe! was bebeſt du? Wie du ſo ſcheu biſt!

Mädchen.

Wirfſt in den Graben mich hin, und beſchmutzeſt die ſchönen Gewänder.

Daphnis.

Aber ein weiches Fell, ſieh! breit' ich dir unter das Kleid hin.

Mädchen.

Ach! ach! ſelber den Gürtel entreißeſt du! Sage was ſoll das?

Daphnis

Weihen will ich vor allen der Paphia dieſen zur Gabe.

Mädchen.

Frevelnder, halt! Leicht nahet ſich wer, ich höre was rauſchen.

Daphnis.

Unter einander beflüſtern dein Brautbett jene Cypreſſen.

Mädchen.

Sieh, du machteſt den Mantel zur Lumpe mir, daß ich entblößt bin.

Daphnis.

Einen anderen Mantel und beſſeren will ich dir geben.

Mädchen.

Alles verheißest du jetzt, bald giebst du mir nicht das geringste.

Daphnis.

Wollten die Götter, ich könnte die eigene Seele hinzuthun.

Mädchen.

Artemis, zürne mir nicht! Die einsame Freundin verließ dich.

Daphnis.

Eros opfr' ich ein Kalb, die Kuh dann selbst Aphroditen.

Mädchen.

Jungfrau kam ich hieher, als Weib nun wandr' ich nach Hause.

Daphnis.

Weib und Mutter, von Kindern die Pflegerin, länger nicht Mädchen.

Also die beyden, sich dort an den blühenden Gliedern erquickend,
Koseten süß mit einander: das heimliche Lager erhob sich.
Sie, da sie wieder erwacht, schlich hin, die Schafe zu hüten,
Scham in den Augen, das Herz war innerlich aber erquickt ihr;
Während er zu den Rindern sich wendete, froh der Umarmung.

Achilleus und Deïdamia.

Bruchstück eines Idylls von Bion.

Myrson.

Spiele mir, Lykidas, doch Sikelische liebliche Weise,
Schmeichelnd, süß dem Gemüth und buhlerisch wie der Kyklope,
Dort am Gestade des Meers, Polyphemos, sang Galateen.

Lykidas.

Myrson, wie dich ergötzt die Syringe mich: aber was sing' ich?

Myrson.

Jenes Skyrische Lied, o Lykidas, lieblicher Liebe,
Von des Peliden geheimen Umarmungen, heimlichen Küssen;
Wie der Knabe verkleidet im Faltengewand die Gestalt barg,
Und wie unter den Mädchen vom Stamm Lykomedes ihn pflegte,
Den von keinem errathnen Achilleus, Deïdamia.

Lykidas.

Raubend entführte der Hirt einst Helena, hin zu dem Ida,
Bittren Gram für Oenone; es zürnete nun Lakedämon,

Und sie berief das Volk, das Achaeische: keiner aus Hellas,
Von den Mykenern auch, von Elis, von den Lakonen,
Blieb daheim; sie brachten Vergeltungen, schreckliche Kriegswuth.
Bey Lykomedes Töchtern versteckte sich einzig Achilleus.
Statt der Waffen erlernt' er die Wolle nur, übte mit weißer
Hand jungfräulichen Fleiß, und völlig als Mädchen erschien er.
Denn er war gleich jenen verweiblichet, eben die Blüthe
Hatt' ihm die schneeichten Wangen bepurpurt; auch mit der Jungfrau
Tritten ging er einher, und umgab mit dem Netze die Locken:
Ares Muth doch hatt' er, und hatte die Liebe des Mannes.
Von der Frühe zur Nacht nun saß er bey Deïdamia,
Küßte bald ihr die Hand, oft hob er wiederum ihren
Schönen Leib in die Höh, es entflossen ihm zärtliche Thränen.
Nimmer aß er mit andern Gespielinnen; alles ersann er,
Suchend gemeinsamen Schlaf; so redet' er dieses zu ihr auch:
Alle die übrigen Schwestern, sie schlummern neben einander,
Ich nur muß allein, allein du, Nymphe, nur schlafen.
Beyde Gespielinnen wir, jungfräuliche, beyde die schönen,

Schlafen doch auf dem Lager allein wir: jene verhaßte
Und argliſtige Wand, ſie ſcheidet böslich von dir mich.
Denn ich könnte ja nicht . . . . . .

Nachdem die großen Formen der alten Poeſie aufgehört hatten, zeigte ſich die neue zierliche Kunſt gelehrter Dichter in mancherley geiſtreichen Verſuchen neu erſonnener oder neu gewendeter Dichtungsarten, unter denen die Idylle noch früher blühte oder doch gleich früh mit der ſpätern Elegie, der Hellenen, von welcher einige der merkwürdigſten und berühmteſten Ueberbleibſel im erſten Stücke des Athenaeums mitgetheilt worden ſind.

Idyllen ſind in der urſprünglichſten Bedeutung, was wir vermiſchte Gedichte, Darſtellungen nach dem Leben nennen würden; der Name Bildchen iſt unbeſtimmt und allgemein genug für ſolchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maaß derſelben. Jede Sammlung ſolcher Werkchen wird mehr oder minder zur lyriſchen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogiſche und ſelbſt die lehrende Form in einem gewiſſen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Weſen zu verlieren. Denn die Einheit einer ſolchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, ſondern in ihrem geſelligen Zuſammenhange, im Ganzen, im Dichter ſelbſt und in dem Eigenthümlichen

seiner Ansicht; und diese subjektive Einheit, ist ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengesetzt, und eben das unterscheidende Merkmal der lyrischen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen in der Darstellung ist die Liebe und die eigne Gestalt, die sie in jedem annimmt. Daher der ursprünglich erotische Geist der Idylle, und da diese nicht bloß Selbstbetrachtungeu oder gesellige Ergießungen enthält, wie andre Unterarten der lyrischen Gattung, sondern kleine liebliche Darstellungen, so ist ihr die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemessen und beynah wesentlich; so daß sogar Helden und Götter, die sie auch etwa zur Abwechslung wählt, unter ihrem zierlichen Pinsel nun auch einen bukolischen Anstrich bekommen.

Der älteste unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beste Meister der Idylle war Bion. Von ihm ist das unvergleichliche Bruchstück aus der Liebesgeschichte des Achilles und der Deidamia; es wäre allein hinreichend meine Vorliebe zu rechtfertigen. Das Liebesgespräch dürfte gleichfalls von ihm seyn. Es steht mit seiner Naivität und Schalkheit in der schönsten Mitte zwischen der unverschönerten und oft widrigen Naturwahrheit, die man beym Theokritos findet, und der faden Idealität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt sich in dem gemessen wechselnden Dialog mit anmuthi-

thiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Ueberbleibsel, die glaubwürdig mit Bions Namen auf uns gekommen sind, athmen eine süße Innigkeit, sind überaus lieblich und liebevoll. Derselbe Geist lebte allem Anschein nach in seinen andern Gedichten, die nun verloren sind. Sie gehören zu denen, die mit den Gesängen der Sappho auf Anstiften der Geistlichen zu Constantinopel vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, ist nicht selten pikant genug in kräftiger Darstellung üppiger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er suchte weit mehr das Lokale, wobey ihn Sophrons Mimen begünstigten, deren Nachahmung für seine Manier entscheidend gewesen seyn mag.

Wegen der gerühmten Simplicität, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen aber nichts weniger als unschuldigen Natur, die er darstellt, liegt, nicht in der Art, wie er darstellt, könnte es bey dem ersten unreifen Nachdenken scheinen, Theokritos sey der ältere, hie und da noch harte und herbe Künstler seiner Gattung. Forscht man weiter, so wird das allgemeine Gesetz der natürlichen Ausbildung für die künstliche der gelehrten Epoche hellenischer Poesie näher bestimmt, und wir wundern uns nicht den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu sehn, da ja auch in der Elegie dieses Zeitalters Hermesianax, dessen feine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als

Kallimachos, dem freylich die oft bis zum Aberglauben geglaubte Entscheidung der Kritiker den classischen Gipfel seiner Gattung zusprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedichte auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter denen des Moschos steht, in zwey Handschriften aber und von der Eudocia dem Theokritos beygelegt wird, woraus folgt, daß der 1cote Vers ehemals ohne Punkt gelesen worden. Der Scholiast meldet in der Notiz vom Theokritos, nach einigen sey Moschos sein Name gewesen, Theokritos (der Gottgewählte) sein Beyname. So dürfte also wohl der bukolische Moschos mit dem Theokritos Eine Person, und er von diesem nur durch ein Misverständniß abgesondert worden seyn, welchem die Existenz eines andern nicht sehr viel spätern Moschos nachhalf, der nach Suidas, wo die Verwechslung schon Statt findet, ein Schüler des Aristarchos war, und also doch nicht Zeitgenosse des Philetas und Verfasser des Gedichts auf Bion seyn konnte. In den Lebensumständen spricht nichts dagegen, und es begreift sich, warum auch Moschos ein Syrakuser war. Auch in den dem Moschos beygelegten Gedichten und Bruchstücken ist nichts, was die eingebildete Verschiedenheit des Charakters begründen könnte. Man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wissen, daß er sich in manchen andern Arten versucht hat, und die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt schon ziemlich fern von seiner

bukolischen Darstellungsart. Der kleine Gegenstand ist darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechselverhältniß der verschiednen Stämme bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitre ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von selbst zu Vermuthungen der Art geführt, bey einer Sammlung von Werkchen und Bruchstücken, in die offenbar so viel fremdartiges eingeflossen ist, wie in die bukolische.

Warum ich der Meynung beystimme, welche die drey in ihr befindliche Bruchstücke aus der Sage des Herkules dem Pisandros zuspricht, habe ich in der Geschichte der alten Poesie gemeldet. Ich wage es bey der gegenwärtigen Gelegenheit den Freunden und Kennern der Kunstgeschichte einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dafür halte, von keinem der Bukoliker seyn; es ist ein Bruchstück aus Metamorphosen irgend eines gelehrten Dichters dieser Zeit; welches etwa, behalte ich mir vor, weiter nachzuforschen. Ein Bruchstück wie dieses, zusammengenommen mit der allgemeinen Thatsache, daß Ovidius Metamorphosen Alexandrinischer Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So könnten auch die Βακχαι Bruchstück eines epischen Gedichts seyn. In dem unzusammenhängenden Gesang an Hieron ist der 76te — 100te Vers ein vortreffliches Siegeslied, so schön man es nur irgend aus dieser Zeit erwarten darf, weit über

Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die Αἶτης und Παιδικα überschrieben sind; doch geben mir diese zu keiner so bestimmten Vermuthung Raum wie die Europa.

Da die Sammlung so beschaffen ist, darf es nicht überflüßig und muß sehr erlaubt scheinen, manche Stücke derselben von neuem zu prüfen, ob sie auch dem Theokritos angehören, und ob sich nicht eins oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wobey der erotische Geist des letzten und der mimische des ersten, die festen Punkte sind, welche die Untersuchung leiten müssen.

VI.

Sonette.

Von

A. W. Schlegel.

An

Ludwig Tieck.

Einſt war die heil'ge Schrift ſamt den Legenden
Der Thespis-Karrn der rohen neuern Bühnen;
Dem Volk und Spielern, gleich an Einfalt, ſchienen
Die Poſſen nicht das heiligſte zu ſchänden.

Doch als die Kunſt entwuchs den frommen Händen,
Da wollt' im Schauſpiel niemand Gott mehr dienen,
Und ſtolze Geiſter mochten ſich erkühnen
Spott über jene Wunder auszuſenden.

Du, in der Dichterbildung reichſten Blüthe,
Bringſt uns verwandelt wieder jene Zeiten,
Wo Adam auf der Bühn' erſchien und Eva.

Ja, Dank ſey deinem liebenden Gemüthe,
Heiligſt die Kunſt, verſchönerſt Heiligkeiten,
Und machſt zum Lied das Leid der Genoveva.

Von Friedrich Schlegel.

I.

Die Reden über die Religion.

Es sieht der Musen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels sich auf Säulen heben,
Und wo Pilaster ruhn und Kuppeln streben,
Naht er getrost dem kunstgeweihten Orte.

Drin tönt Musik dem Frager Zauberworte,
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im schönen Kreise ewig schweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich scheints, als wollten Geister gerne
Den schon Geweihten höhre Weihe zeigen,
Getäuscht die Fremden lassen in der Blöße;

Der Vorhang reißt und die Musik muß schweigen,
Der Tempel auch verschwand und in der Ferne
Zeigt sich die alte Sphinx in Riesengröße.

2.

Schellings Weltseele.

Vom trüben Schlaf erwacht zu lichtem Denken,
Hat sich der Mensch zum Himmel aufgerichtet,
Kann nun, wo träge Furcht ihn sonst vernichtet,
Die Wunder des Bewußtseyns schaffend denken.

Zum ersten Lohn, den ihm die Götter schenken,
Daß innre Kraft den innern Streit geschlichtet,
Vernimmt er was vom Aether sie gedichtet,
Und will mit Liebe sich ins Lichtmeer senken.

Wie dennoch Eins die Kraft in allen Schranken,
Und leichter Aether mächtger als die Masse;
Das lebt und brennt in deinem kühnen Streben!

Es sinnt der Geist, wie er die Ewge fasse;
In todter Bildung sieht er Täuschung schwanken,
Das innre Wesen blitzt im freyen Leben.

3.

Das Athenaeum.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen,
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,
Bestrebten wir uns treu in freyem Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlassen:

Nach alter Weise konnt' ich nie es lassen,
So sicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen stets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beschränkt mir schien, zu hassen.

Nun schreyt und schreibt in Ohnmacht sehr geschäftig,
Als wärs im tiefsten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unsern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr; es hats die That beeidigt,
Daß unsre Ansicht allgemein und kräftig.

4.

Zerbino.

Gemaßlen und gewalkt mit munterm Spiele
Schau hier des Volkes negative Dichter;
Verſteh nur erſt den tiefen Sinn der Mühle,
So fühlſt Du Leſer! bald im Haupt dich lichter.

Dem Garten gleicht dieß Buch im Feſtgewühle:
Maſkirt erſcheinen neu die armen Wichter
Warm haucht die Luft, Fontänen plätſchern kühle,
Und ferne ſchimmern künſtlich bunte Lichter.

Verkehrt iſt alles in den ſüßen Poſſen,
Statt Ya ſagt das Eſlein ſelber Ay;
Ergötzlich ſpielen drein mit Narrenſchwänzen
Theater, Aufklärung und Nikolai.
So mahl denn Tieck! mahl ferner unverdroſſen
der Schriftenſteller albernſte Tendenzen.

VII.

Notizen.

Moraliſche Erzählungen von Ramdohr.

In der erſten der zahlreichen Vorreden, die dieſe Erzählungen wie eine Bruſtwehr gegen üble Nachreden ſchützen ſollen, wird uns ausführlich dargethan, warum ſie für moraliſch ſollen gehalten werden. Sie machen nemlich nicht den mindeſten Anſpruch auf poetiſchen Werth: ganz proſaiſch und mit ſorgfältiger Vermeidung aller blühenden oder gar glühenden Fantaſie, gegen welche Jugendſünde der Verfaſſer nicht genug zu warnen weiß, begnügen ſie ſich „gebildeten Menſchen in verwickelten und ſeltnen Lagen eindringenden Rath zu ertheilen“ und „einen anſchaulichen und ſehr ſpeciellen Unterricht zur beſſern Einrichtung der Denk- und Handlungsweiſe im gemeinen Leben zu geben.“ Neben der Belehrung ſollen ſie auch beyläufig unterhalten, ſo wie „die Poeſie beyläufig zur Veredlung der Sitten mitwirkt.“ — Ob ſie nun am Unterhalten durch das Belehrende, oder am Belehren durch das Unterhaltende verhindert werden, kann man

ſo eigentlich nicht wiſſen: gewiß iſt es aber, ſie thun weder das eine noch das andere. Uns kommt dieſe Zwittergattung wohl eigentlich von den Franzoſen, die ſie Moral nennen, weil ſie es überhaupt nicht ſehr genau mit den philoſophiſchen Benennungen nehmen: denn dies Zergliedern der Charaktere, und dies haarfeine Ausſpinnen und beängſtigende widerſprechende Zerren der unergründlichen Motive gehört ja eher zu dem, was man Pſychologie nennt, wofür aber die Franzoſen keine Benennung haben; ihre Contes nennen ſie moraux, weil ſie nicht physiques ſind. Aus demſelben Grunde ſind denn auch dieſe Erzählungen wohl moraliſch zu nennen, oder auch per antiphrasin, weil alle darin handelnde Perſonen eben nichts von Moralität wiſſen.

Eitelkeit und Untreue in der Liebe iſt gewöhnlich die Sünde dieſer Helden und Heldinnen; Langeweile, Leere des Herzens und oft der bittere Tod ihre Beſtrafung: gehen ſie aber noch zur rechten Zeit in ſich und beſſern ſich, ſo führen ſie zur irdiſchen Belohnung ein zufriednes Leben. Eheleute beſuchen ſich friedlich einander; der Mann ſagt der Dame einige Worte ſehr delikat ins Ohr, und nikt ſie ihm dann freundlich zu, ſo geht er ſehr delikat nicht mit dem Gaſt nach Hauſe, welche Maaßregel nicht wenig beyträgt, das gute Vernehmen zu erhalten. Sie gehen auch zuſammen ins Theater; dies iſt gemeinhin der Ort, wo die ſympathetiſch fühlenden Seelen ſich begegnen, und die beſte Gelegenheit für Liebende oder für Eheleute tiefe Blicke in ihre Herzen zu thun. Was kann

man gegen so mäßige Menschen und eine so vernünftige Lebensart einwenden? — In der einen Erzählung, Signora avveduta genannt, kommt eine Dame sehr zur rechten Zeit dem Erzähler zu Hülfe, wie er eben auf einer Reise den Wagen gebrochen hat, und in Gefahr ist, sich mit einem sehr schlechten Nachtlager behelfen zu müßen. Die Dame bietet ihm sogleich äußerst gefällig einen Platz in ihrem Wagen an, und erzählt ihm, indem sie fahren, etwas unbesonnen und lebhaft ihre Geschichte, die eben so unbesonnen und lebhaft ist. Sie ist aber recht artig diese Geschichte; man weiß es der guten Dame vielen Dank, daß sie nicht langweilig ist, und man glaubt gewiß, der Aufgenommenn werde sich nicht weniger dankbar zeigen. Statt dessen giebt er ihr aber im Ton der den Fabeln angehängten Nutzanwendung eine recht derbe Lection, und endigt so die niedliche Erzählung. Wundern könnte es einen nicht, wenn die Dame den Schlag geöfnet, den Moralisten eben so artig aus dem Wagen gewiesen, und ihn auf freiem Felde hätte stehen lassen. Wer wird auf Kosten der Höflichkeit moralisiren wollen?

Herr von Rambohr besitzt nicht allein tiefe Menschenkenntniß; sondern auch eben so tiefe Götterkenntniß. In Daphne und Apollo hat dieser Kenner und Zergliederer der Leidenschaften die alten Götter haarscharf charakterisirt, und ihr gewaltiges Wollen richtig motivirt. Apollo's Hirtenleben und seine Liebe zur Daphne ist zu einer sehr delikaten Hofintrigue ausgebildet, worin Apollo die Rolle eines ziemlich

lockern Pagen, Jupiter die eines Erziehers nach den neueſten pädagogiſchen Grundſätzen ſpielt, und worin die Anekdote mit der Clytie dreiſt mit verwebt iſt. Wie in aller Welt können Perſonen, die ſich ſo bürgerlich ausnehmen, auf einmal ganz genialiſch ſich in Sonnenblume und Lorbeer verwandeln? Dieſe Erzählung ſchließt mit dem Ausruf, „o Rouſſeau! o Petrarca!“ — O Apollo! o Ramdohr! möchte man rufen. — So ſehr der moraliſche Erzähler auch bemüht iſt, die Auswüchſe ſeiner jugendlichen Fantaſie, als ungeziemend für Dichtungen dieſer Art zu unterdrücken, und ſo oft er auch gegen eine lebhafte Einbildungskraft als die Quelle vieles menſchlichen Elendes warnt, ſo kann er ihrer doch nicht immer Meiſter bleiben. Der Aufenthalt am Garigliano war urſprünglich wohl nur zum Bekanntwerden mit den vier Damen beſtimmt, welche zum Gegenſtück für Humes vier Philoſophenſekten, als Repräſentantinnen der vier weiblichen Glückſeligkeitsſyſteme auftreten: dennoch trift man hier ein Paar unartige überläſtige Paſſagiere, die zwar dem Erzähler damals viel Langeweile machten, aber mit dem Zweck in gar keiner Verbindung ſtehen, bloß als unaufhaltbare Regung der Fantaſie bei der Erinnerung an jene Langeweile. So werden die ſchrecklichen Folgen der Fantaſie beſtätigt; und was darf man nicht von ihr fürchten, wenn ſie noch an den Grenzen der Lüneburger Heide ſolche Unordnungen anrichtet? Sie war auch einigermaßen, und gewiß gegen die redliche Abſicht des Verfaſſers in den Biographien der Damen mit im Spiele! Aber

trotz ihr gehören diese vier Erzählungen zu den besten in der ganzen Sammlung. Nur muß man zu vergessen suchen, daß sie mehr als artige Erzählungen seyn, daß sie philosophische Gegensätze vorstellen sollen.

Als Anhang, und geflissentlich von den moralischen Erzählungen getrennt, erscheint: Odoardo und seine Tochter. Es wäre viel besser gewesen ihn nicht von jenen zu trennen; er ist ganz und gar nicht davon verschieden, und man hätte denn doch besser gewußt, was man von ihm denken soll. Den handelnden Personen hätten nur andere Nahmen sollen gegeben werden: denn daß sie die Nahmen des Lessingschen Trauerspiels tragen, erläutert weiter nichts, sondern es erinnert nur ohngefähr eben so daran, als ob man ganz wohlbekannte Marionetten in ein und demselben Kostüme und mit denselben Masken erst ein heroisches Stück aufführen und gleich darauf dasselbe Stück in einem pantomimischen Karikatur-Ballet vorstellen sähe. Appius und Virginia in ein bürgerliches Trauerspiel zu verwandeln, ist gewiß eine verfehlte Idee, und schon oft mit Recht getadelt worden. Auch Herr von Ramdohr hat das Unschickliche darin gefühlt: aber wie vornehm erscheint doch Lessings Einkleidung der Virginia gegen diese Travestirung der Emilia Galotti! Emilia vermählt an den elenden verhaßten Marinelli; ihr Vater durch eine Verbannung von ihr getrennt; der Fürst ein wahres Ungeheuer an Bosheit und niedriger Verderbtheit; Orsina sehr interessirt, und eifrig bemüht Emilien verführt zu sehen, und einige hinzugedichtete verwirrte und ver-

wirrende Menschen als Umgebung: dies alles macht es dem bedrängten Vater freylich nothwendig seine Tochter zu ermorden, besonders da er in dem Augenblick sieht, sie wolle ihn zu Gunsten ihres Verführers verrathen. So ist freylich die Katastrophe vortrefflich motivirt, dafür aber auch das Ganze vortrefflich entmotivirt. — Schade, daß die Mutter Claudia weggeblieben ist! sie sagt im Trauerspiele ein Paar Worte, die hier sehr gut passen würden: „O wenn das die Menschen kennen heißt, wer wollte wünschen sie zu kennen!“ —

Die bescheidene Furcht, welche der Verfasser am Ende der erwähnten Vorrede wegen des Ausspruchs der Kenner äußert, ist gewiß sehr ungegründet. Herr von Ramdohr wage sich getrost ferner an Dichtungen dieser Art! —

Wie, lieber Freund? Aus dem dritten Theil des Philosophen für die Welt soll ich ersehn, daß Engel gar wohl im Stande ist, auch jetzt noch etwas Gutes zu schreiben? Nun, das ist lustig! Ihre Widerlegung ist gewiß eben so a priori als meine Behauptung es damals noch war: denn wenn Sie das Buch gelesen hätten, würden Sie die schönste Bestätigung meines Satzes darin gefunden haben. Das Lustigste ist, daß es auf das gut oder nicht gut gar nicht einmal ankommen darf; ich habe mich lediglich an das Jetzt zu halten. Sehen Sie die einzelnen Stücke nur flüchtig an, und es wird Ihnen gleich

einleuchten, daß man keine günstigere Conjektur aufstellen kann, als die, daß fast alles ohne Veränderung aus alten Papieren genommen ist. Daß der Malteserritter zu der neuen bayrischen Zunge gehört, die nun schon zum zweiten Male neu ist, daß über den Werth der Kritik Mendelssohn noch redend eingeführt wird, und daß das junge Frauenzimmer in der „Spinne“ gar in das Sechszehnte Stück des Philosophen für die Welt zu Hause gehört — gestehen Sie, antiquirter kan man unmöglich sein: — darauf will ich mich gar nicht einmal berufen. Glauben Sie indeß nicht, daß diese Verlegungen in alte Zeit etwa nur die Form constituiren, die doch jeder Schriftsteller frei wählen kann: nein, nein! es sind höchst wesentliche und nothwendige Decorationen, ohne die das Buch auch nicht einmal einen Inhalt haben würde. Wenn man nichts als alte abgemachte Sachen vorbringt, von denen heut zu Tage gar nicht mehr die Rede sein kann, so thut man freilich wohl, auch die Scene in alte Zeiten zu verlegen. Bis auf den Gipfel des Aetna sollen wir uns bemühen, um zu erfahren, daß menschliche Glückseligkeit nicht im Besitz, sondern im Streben und Erringen besteht; Graun, Euler und Mendelssohn werden aus der Unterwelt citirt, um uns zu sagen, daß die Kritik zwar nicht Kunstwerke zu produciren lehre, aber doch an und für sich einen Werth habe und nebenbei auch noch dem Künstler nützlich sei; in ein Irrenhaus müssen wir gehen, und dort bis an die Grenzen des Ekels aushalten, um zu lernen, daß das Laster — noch dazu nach dem

dem ganz gemeinen Begrif, wo es endlich auf die Liederlichkeit hinausläuft — ein Wahnſinn ſei; und für ein Paar Stükchen Theodicee, daß nemlich am Ende auch der Unverſtand das Gute befördere, und daß die Welt ohne Tod unmöglich beſtehen könne, muß der gute Las Casas ſich zum Deismus des achtzehnten Jahrhunderts bekennen, und hintennach noch eine ganze rührende Geſchichte gedichtet werden! — Wo in aller Welt mag die Welt liegen, für die man noch jetzt über dieſe Dinge ſo philoſophiren müßte, als wüßte nicht Jedermann längſt, woran man damit iſt? Wo iſt jetzt noch die Rede von der Herbeirufung der Franzoſen zur Verbeſſerung unſerer Litteratur? — Sie kennen die alte Legende von den Schläfern? Es iſt doch nichts ſo toll erſonnen, was nicht endlich einmal wahr würde! Mir wenigſtens hat das Buch gerade den Eindruck gegeben, als ob Engel, Gott weiß wieviel Jahre, geſchlafen hätte, und nun, ohne ſich erſt die Augen zu waſchen, und ſich in der Welt ein wenig umzuſehen, gleich ſo weiter fortredete. Ich ſchwöre Ihnen, ich habe ordentlich darauf ſtudirt, wie ich ihm auf die beſte Art alle die kläglichen Ereigniſſe vorbringen wollte, von denen er doch früher oder ſpäter hören muß. So böſe ich aber auch bin, in Einer Rückſicht iſt mir das Buch unendlich viel werth. Wenn nun wieder von der Arroganz der jüngeren Schriftſtellergeneration die Rede iſt, kann ich doch alle mühſamen und gründlichen Erörterungen zur Berichtigung der Begriffe ſparen, und vermittelſt dieſes Buchs gleich zur Anſchauung bringen, wie die wahre

Arroganz ausſieht, und wo ſie anzutreffen iſt. So viel Papier zu verſchwenden, um ſo höchſt triviale Dinge zu ſagen, und dann noch die Prätenſion, daß man die alten Bände eines verlegenen Buches dazu bei der Hand haben ſoll: gröber und arroganter und ſchlechter gegen das Publikum läßt ſich nichts denken — das Eine etwa ausgenommen, wenn dieſe Gedanken ſich hätten unterſtehn wollen, allein und ohne den großen Hofſtaat von Redensarten, der ſie umgiebt, aufzutreten, als ob ſie für ſich auch etwas ſein könnten, das wäre freilich noch ärger geweſen.

Wenn Sie beim Leſen auf den „Joſeph Timm,“ die „Standrede,“ und das Geſpräch „über die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens“ kommen: ſo werden Sie vielleicht ſagen, daß Engel doch gar wohl wiſſe, was ſich ſeit kurzem in der Welt zugetragen hat. Ja freilich! und es ſcheint wirklich, als habe er nicht die ganze Zeit geſchlafen, auch nicht bloß gelebt, um zu lernen „daß in der Welt nichts unmöglich, und nichts unausbleiblich iſt;“ ſondern als habe er ſich mit vielem Nutzen darauf gelegt, ſein Talent zum Drolligen recht auszubilden. Die Specula auf der Pfarrwohnung, die gottſelige Frau, und der Idealiſt machen ſich im Joſeph Timm recht hübſch zuſammen, und Sie werden Sich ordentlich freuen, daß der Verfaſſer die gemeinen dummen Redensarten über dieſe Philoſophie — wie z. B. daß ein Menſch ſeinen eignen Vater macht, und daß Arme und Beine nicht Arme und Beine ſind — doch auch ſchon gehört hat; ſo auch die alberne und ganz falſche

Ansicht des Kant, die in der „Standrede“ verarbeitet ist. Ist es aber nicht wunderlich, daß gerade diese nicht einem andern untergelegt worden ist? Warlich, ein Philosoph für die Welt sollte doch — wäre es auch nur der im Joseph Timm so hübsch ausgeführten etymologischen Einheit zu Liebe — von der Philosophie für die Schule ein klein wenig mehr wissen; dagegen für jeden Spaßmacher dieß gerade genug gewesen wäre. Doch das gilt nur, so lange man das acht und dreißigste Stück noch nicht gelesen hat. Dieses ist der Kern und Mittelpunkt des ganzen Buchs, es macht klar was es eigentlich mit der Philosophie für die Welt zu sagen hat, und sichert den Verfasser besser als irgend eine Vor- oder Nachrede hätte thun können vor allen ungebührlichen Ansprüchen. Die Philophie besteht nemlich darin, daß es gar keine Philosophie geben soll, sondern nur eine Aufklärung; die Welt ist eine Versammlung gebildeter und unterrichteter Zuhörer, die jedoch hauptsächlich zu Tische sitzen und nur demnächst schöne Sachen hören wollen; und unser Philosoph will — wie einer der Unterredner Hr. J., nur auf eine weit uneigennützigere Art als dieser — die Ehre haben, eine solche Versammlung durch sophistische Klopffechtereyen zu unterhalten, in denen ganz offen und eingeständlich flitternde Bilder statt tüchtiger Gedanken, wie lustige Sprünge statt eines richtigen Ideenganges gelten, und ein schönes Wortgeklingel den Geist entbehrlich machen soll. Werden Sie sich nicht, wie ich, freuen, daß Ihnen nach dieser Entdeckung nichts mehr übrig bleibt, als

im letzten Stück — welches auf eine höchst komische Art das ganze Buch mit einer Hochzeit beschließt — eine Erinnerung an die in solchen Fällen höchst tröstliche Lehre von der Nothwendigkeit alles Wirklichen?

Nun sind wir freilich am Ende; aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen noch einmal von vorne anfangen, und das zur gerechten Strafe. Haben Sie doch auch das Gerücht unterhalten, daß Engel ein Meister in der Composition kleiner Aufsätze wäre! Ich versichere, es soll Ihnen schwer werden, auch in dieser Rücksicht etwas schlechteres zu finden. Wenn Jemand Reisebeschreibungen oder philosophische Abhandlungen in Briefen schreibt, die nichts weiter von Briefen haben, als daß mein Herr, oder theuerster Freund darüber steht: so ist das unstreitig eine schlechte Manier; aber man weiß doch gleich, daß auf die Form weiter kein Werth gelegt werden soll, und läßt sichs zur Noth gefallen. Eben so fordere wenigstens ich von einem Dialog weniger, wenn die Personen A und B heißen, oder ohne weiteres nur mit einem Namen eingeführt werden. Sobald man aber diese Formen individualisirt, sobald offenbar Koketterie mit ihnen getrieben wird, und die Einbildung von ihrer Vortrefflichkeit so weit geht, daß der Verfasser glaubt, die Leser in besondern Anmerkungen benachrichtigen zu müssen, diese Formen seien nur fingirt: so müssen sie doch wenigstens mit einiger Consequenz ausgeführt werden, so muß doch Brief und Dialog so beschaffen sein, daß man die Möglichkeit sieht, solche Personen könnten in solchen Verhältnissen

so geredet oder geschrieben haben. Auch diese geringe Forderung werden Sie nicht erfüllt finden! Wer in aller Welt wird sich in Catania hinsetzen, um an eine ganz artige Beschreibung einer Aetnareise so höchst gemeine, so Gott will philosophische, Betrachtungen anzuflicken? Und nun gar ein Maltheserritter! Und wie sollte der sich nicht anders charakterisirt haben, als durch eine Anspielung auf die heiligen Wallfahrten, durch die Dummheit, daß er sich für einen milden Stoiker nimmt, und — durch einige Sprachfehler? Gestehen Sie, daß das ungemein schlecht ist! Und dieses gänzliche Verfehlen der mit so vieler Prätension eingeleiteten Individualität werden Sie überall wiederfinden, beim Las Casas, bei dem jungen Frauenzimmer, beim Mäcen. Dieser aber ist bei weitem das ärgste. Einen so weitschweifigen, durch und durch modernen, unrömischen und unbrieflichen Brief soll Mäcen dem August geschrieben haben! Das Stück ist so unendlich langweilig, daß ich Ihnen gern ganz ersparen möchte es zu lesen. Hören Sie also nur Einiges, ich will ganz treu referiren, und ich hoffe Sie sollen genug haben. Mäcen redet von „Meistern die dem herrlichen Instrument der reichsten, gebildetsten, wohltönendsten Sprache seine himmlischen Wohllaute, seine bezaubernden Harmonien entlockten;“ von den „feineren und edleren Ergötzungen, die einst das Volk von Athen mit so schwärmerischer Anhänglichkeit liebte; von der „Wonne, die dem Imperator bevorsteht von so überschwenglichen Schönheiten gerührt zu werden,“ von „ersten Musterwerken des reinen ächten Ge-

ſchmacks;“ ja, in der Verlegenheit Horazens Satyren zu beſchreiben nennt er ſie „moraliſch ſatyriſche Verſuche.“ Was ſageu Sie dazu? Dabei verſichert der Verfaſſer ſehr ernſthaft: dies ſei keinesweges jene weichliche und getändelte Sprache die Mäcen gehabt haben ſoll. Iſt das jene nicht ſehr präcis? Die Geſpräche ſind wohl etwas beſſer, und das an ſich unbedeutendſte iſt der Form nach das beſte: aber auch dieſe! Wie wunderlich ſchließt das zweite von denen über den Werth der Kritik mit der Nachricht: daß ein Jude, Namens Abraham Wulff Leſſingen zu ſeinem Al Hafi geſeßen hat! Auf eine ungebührlichere Art hat wohl noch nie ein vornehmer Schriftſteller einen guten Freund unſterblich machen wollen. Was für Reden kommen im „Irrenhaus“ vor mit allen Amplifikationen, die man kaum der Kanzelberedtſamkeit verzeiht. Dieſe dominiren überhaupt ſehr; Briefe und Geſpräche müßen ſich gefallen laßen, auf eine ſolche Art rhetoriſirt zu werden. Wollen Sie das ſchön finden? Wollen Sie mich überreden, daß ein ſolcher Schriftſteller auch nur die erſten Anfangsgründe der Compoſition inne habe? Doch, was rede ich länger? Sie haben mir gewiß ſchon längſt in allem Recht gegeben, und werden es noch mehr, wenn Sie das Buch erſt leſen. Alſo genug von Ihrem Engel. — — —

Vollkommen genug freilich für den Freund, um ihn von einem alten Irrthum, von der Art die ſich ſo leicht einſaugen, zurück zu bringen: aber vielleicht noch nicht genug für Alle zur Würdigung des Buches. Man lieſt es doch nicht ohne ein gewiſſes Vergnü-

gen, wird man ſagen. Allerdings, und dies hat einen doppelten Grund. Erſtlich iſt alles darin ſehr gut, was Anekdote iſt; ſie ſind pikant erzählt, und man kann gewiſſermaßen ſagen, daß die Mimik des mündlichen Vortrags hier mit in Worte geſetzt iſt, wie Leſſing die Deklamation des Vorleſers in Worte ſetzte. Dieſe Kunſt iſt nicht zu verkennen, und ſie wäre allen in einer ähnlichen Art erzählenden Schriftſtellern zu wünſchen. Möchte ſich doch Engel dieſer Gattung widmen! und warum ſollte er gerade das nicht ſein wollen, worin er wirklich ein Virtuoſe ſein kann? Ueber den Unterſchied zwiſchen dem was ſich in dieſer Gattung nur ſagen, und dem was ſich auch druken läßt, müßte er freilich noch nachdenken. Er hat hier zweimal den Anſatz zu einem Gaſtmal genommen; will er uns wirklich eins geben, ſo ſei es ein Gaſtmal von Anekdoten, es wird ein dankenswerthes Geſchenk ſein. Nur kein philoſophiſches, bis er von den Pythagoräern etwas merkwürdigeres weiß, als daß ſie zuverſichtlich auf das Wort ihres Meiſters ſchworen, bis ihm Ariſtoteles aufhört ein hageres Geripp zu ſein, und er andere Werke dieſes Philoſophen höher ſchätzt als die Poetik; ja wenn es möglich iſt, bis er den Platon etwas anders anſieht. — Zweitens haben die einzelnen Perioden eine für das Ohr ſehr angenehme Struktur, und der Wohlklang iſt bis ins kleinſte hinein ſorgfältig herausgearbeitet. Dies findet ſich in dem Grade noch nicht häufig in unſerer Litteratur, und da es hier eben anzutreffen iſt, ſo begnügen ſich die Meiſten damit. Wie viele leſen wohl

auch mehr in einem Buche als die einzelnen Perioden und ihre Theile? Wer darüber hinausgeht, wer auch in der Art, wie verschiedene Perioden auf einander folgen und wechseln, eine gewisse Melodie, und in dem Ganzen einen Ton finden will, der dem Gegenstande und der Stimmung angemessen ist, der möchte freylich größtentheils leer ausgehn. Wenn uns also nicht einmal die Euphonie im größten Sinne dargeboten wird, und die kleine Kunst derselben mit jenem erzählenden Talent verbunden den ganzen Werth der Engelschen Schreibart ausmacht — denn, um an höhere Forderungen nicht zu denken, gegen die grammatische Correctheit möchte noch manches einzuwenden sein; — so ist wenigstens nicht zu wünschen, daß mehrere Schriftsteller sich diese Vorzüge mit ähnlicher Aufopferung der Kraft und des innern Gehaltes zu eigen machen möchten. S — r.

Nicht selten giebt man schon dadurch Anstoß, daß man an einer verrufenen Sache keinen nimmt, dieß wird nämlich auf Gleichgültigkeit bey der Anfechtung des Ehrwürdigen und Heiligen, oder wohl gar auf ein Einverständniß mit den Anfechtern gedeutet. Die welche sich nicht so leicht irre machen lassen, müssen hingegen in der entgegengesetzten Gesinnung eine übel versteckte Verführbarkeit, Kleinmuth und Mangel an Zuversicht auf die Güte der Sache und die Festigkeit des eignen Willens wahrnehmen. Sie sind also berechtigt, an dem Anstoße jener wieder An-

ſtoß zu nehmen, denen ſie unfehlbar hiedurch von neuem Anſtoß geben werden: und auf dieſe Art könnte der Anſtoß ſo lange hin und her geſtoßen werden, daß zuletzt lauter Verſtoße gegen die geſunde Vernunft und die freymüthige Mittheilung der Gedanken herauskämen. Das einfachſte und unanſtößigſte in ſolchen Fällen iſt alſo wohl: ohne alle Rückſicht auf die Schwachen ſeinen Gang zu gehen, und der beſteht hier, wo von einem als unſittlich und irreligiös berüchtigten Gedichte, Parny's Guerre des Dieux die Rede ſeyn ſoll, darin, es bloß in poetiſcher Hinſicht zu beurtheilen. In ſo fern es ein ächtes Kunſtwerk iſt, werden jene Vorwürfe es nicht treffen; denn die nothwendigen Sphären und Elemente der menſchlichen Bildung: Sittlichkeit, Religion, Philoſophie und Poeſie können niemals zerſtörend in einander eingreifen, ihr Widerſtreit kann nur ſcheinbar ſeyn. Dieſer feſte Glaube, in dem die ächte Toleranz beſtehen möchte, würde an einem Beyſpiele bewährt werden, wenn ſich fände, daß gerade aus dem poetiſch mangelhaften das in Bezug auf Religion und Sittlichkeit tadelnswürdige hervorgeht. Aber wie ſoll dieß ausgemacht werden, wenn die Ereiferung nicht erlaubt, ſich dem Eindrucke des Gedichts mit unbefangner Ruhe zu überlaſſen?

Parny's Werk hat in Frankreich viel Aufſehen gemacht, das National-Inſtitut hat ihm dafür den Preis der Poeſie gewiſſermaßen zuerkannt und ihn doch davon ausgeſchloſſen, wie Piron ehemals wegen ſeiner ausſchweifenden Verſe nicht in die Akademie

gelangen konnte. In deutschen öffentlichen Blättern ist darüber, so viel ich mich besinne, nirgends ordentlich gesprochen, sondern bloß die Verrufenheit ausgerufen worden, man hat das Buch verboten, nicht bloß wo man zu verbieten gewohnt ist, sondern sogar an den allgemeinen Stapelplätzen des Buchhandels. Ist denn hier wirklich ein so gewaltiger Titane und Himmelsstürmer aufgetreten, oder läßt ihn nur die Kleinheit der umgebenden Welt riesenhaft erscheinen?

Der Kampf der alten unb neuen Gottheiten ist, in einem ernsteren Sinne genommen, ein wahrhaft poetischer Gegenstand. Es giebt nicht leicht ein größeres und tragischeres Schauspiel in der Geschichte, als die Zerstörung eines Götterdienstes, der die gebildetste Mythologie, die Blüthe schöner Sinnlichkeit und eben darum vergänglich, darstellte, und aller daran geknüpfter Herrlichkeiten des classischen Alterthums, durch eine erhabne geistige Offenbarung, die auf Hintansetzung alles Irdischen drang, und selbst den innern Menschen zum Opfer verlangte. Auch ist diese Begebenheit schon mit dem ganzen Zubehör der Dichtung, mit Wundern aller Art umgeben, auf die Nachwelt gekommen. Freylich verherrlichten diese nur den Sieg der christlichen Religion, ihre ermattete Gegnerin konnte keine mehr hervorbringen, jedoch erscheint ein Mann wie Julian, der alle edlen Schatten des Alterthums zum Streite gegen das Christenthum heraufbeschwor, fast im Glanz der alten Heroen. Dieser Streit entschied nichts geringeres als die Trennung und völlige Entgegensetzung der alten und neuen

Welt. Ja er iſt gewiſſermaßen ewig und nothwendig, denn ſeine beyden Prinzipe: Vergötterung der Natur und des Lebens, und vernichtendes Hinausſtreben der Freyheit über beydes, ſind gleich urſprünglich im Menſchen gegründet; ſo erneuert er ſich immer noch in unſern Gemüthern, indem wir das höchſte der alten und neuen Bildung zu vereinigen ſtreben. Es begreift ſich indeſſen, warum ſich die Poeſie bis jetzt ſo ſelten an dieſen Gegenſtand gewagt hat. Jede Mythologie (und auch eine geiſtige Religion wird ſich, wo keine gewaltſame Hemmung eintritt, Mythologie als Symbolik ihrer innern Anſchauungen anbilden) iſt eine vollſtändige poetiſche Anſicht der Dinge, und ſoll ſie mit einer andern, welche ſie ausſchließt, zugleich als reell dargeſtellt werden, ſo muß entweder in der Reflexion des Dichters, oder in der Welt der Erſcheinungen ein gemeinſchaftlicher Boden gefunden werden, welches ſchon eine Erhebung über beyde vorausſetzt. Wo aber ein ſolcher Punkt berührt wird, da ſtrömt großes und ſchönes in Fülle hervor. Man erinnere ſich nur an Schillers Götter Griechenlands; auch Goethe's Braut von Korinth erhält hauptſächlich dadurch die erſchütternde Hoheit. Es laſſen ſich Tragödien und Dichtungen aller Art denken, die ſich um dieſen Angel drehten.

Daß ſich dieſer Stoff auch zu einer komiſchen Behandlung vorzüglich eigne, leuchtet daraus ein, daß das große Vorrecht des komiſchen Dichters, die Geſetze der Wirklichkeit aufzuheben, und ſeine ſcherzende Willkühr an ihre Stelle zu ſetzen, hier ſchon in der

Sache ſelbſt liegt. Indem er die unverträglichen Mythologien mit einander ſtreiten läßt, wird er ſie zugleich als reell und als nicht reell, als Geſchöpfe der Meinung und als Weltbeherrſchende Weſen vorſtellen, woraus eine umgekehrte Natur, ein luſtiges Chaos entſtehen muß, in welchem der Witz ſeine Blitze frey nach allen Seiten kann umherfahren laſſen.

Die Wahl eines ſolchen Gegenſtandes läßt alſo, beſonders bey einem franzöſiſchen Dichter, einen ausgezeichneten Grad von Genialität vermuthen. Freylich muß erſt die Ausführung zeigen, wie er ſelbſt ſeinen Gedankenbegriff, und in wiefern er wußte, was es mit ſeiner Abſicht auf ſich habe. Parny's Plan iſt im ganzen mit Verſtand angelegt, die verſchiednen Seiten bieten ſich nach einander in einer leichten Folge dar, man vermißt nichts nothwendiges, und es iſt auch nichts überflüßiges und fremdartiges herbeygezogen. Sein Werk iſt darin der Pucelle d'Orleans, dem einzigen Gedicht in franzöſiſcher Sprache womit es verglichen werden kann, und das er auch in der äußern Form unſtreitig vor Augen gehabt hat, weit vorzuziehen. Voltaire hat dabey zwiſchen ſeinem Begriff vom Arioſtiſchen Rittergedicht und der ſcherzhaften Epopöe geſchwankt, die ſchwerfälligere Erfindung geräth auf lauter epiſodiſche Abwege. Der Krieg der Götter iſt mehr aus Einem Stück, es wird einem beſtändig gegenwärtig erhalten, warum es zu thun iſt, auch ſcheint mir Ton und Schilderung im einzelnen gefälliger und weicher. Zwar fehlt es nicht an Stellen, wo die Hauptfiction um nichts vorwärts rückt,

aber sie sind dem Inhalte nach zweckmäßig ausgefüllt, wenn auch in der Herbeyführung des Eingeschalteten mehr Scharfsinn hätte aufgewandt werden können. Solche Lücken konnten nicht füglich vermieden werden: denn dergleichen allegorische Kriege sind ja eigentlich nur ein einziger Gegensatz, sie können nur scheinbar zu einer Reihe von Momenten ausgedehnt werden. Eben dieser Mangel an wahrer Handlung findet sich z. B. in des Cervantes Reise auf den Parnaß, aber mit vollem Bewußtseyn, er gehört mit zu der durch das ganze hingehenden Ironie, und der Reiz und Nachdruck ist auf ganz etwas anders gelegt.

Der Dichter erzählt, nur selten führt er seine Personen in fortgehendem Dialog ein. Offenbar hätte doch die dramatische Form hier zum großen Styl der Behandlung gehört. Die alte Komödie ist ein ganz andres Ding als das scherzhafte Heldengedicht. Im Aristophanes, namentlich in seinen Vögeln, den Elementen nach aber auch in seinen übrigen Stücken, lag das Muster zur Bearbeitung dieses Stoffes schon ganz fertig da. Wie dem ernsten Drama nichts wesentlicher ist als Verwickelung und Auflösung, so ist es hingegen absolut komisch, wenn die dargestellte Handlung in einer bloßen Spiegelfechterey besteht, und die Sache am Ende auf demselben Punkte ist wie zu Anfange. Die eben erwähnte Unwesentlichkeit der Vorfälle, die in der Erzählung doch immer eine unangenehme Leerheit fühlen läßt, wäre alsdann sehr zu Statten gekommen. Ferner: aus eben dem Grunde, weswegen Aristoteles der Tragödie das im Epos er-

laubte Wunderbare verbietet, nämlich weil jene durch die unmittelbare Darstellung bestimmt sey als wirklich zu erscheinen, darf in der reinen Komödie das Wunderbarste und Wunderlichste, ja das in sich Widersprechende und Unmögliche dem Zuschauer vor die Augen gerückt werden. Der Komiker muß überall durch die That die unbeschränkte Willkühr erklären, womit er befugt und gesonnen ist, sich über die bestehenden Ordnungen hinauszusetzen; durch die nahe Gegenwart gewinnen seine Erdichtungen einen ungleich dreisteren Charakter, und so entsteht jene unvergleichliche Tollheit der Freude und des Witzes, gegen welche die kühnsten Wagstücke des Erzählers nur nüchtern und beschränkt herauskommen.

Welchen gewaltigen Schritt vorwärts hätte die Französische Poesie gethan, wenn einer ihrer Dichter seinen Landsleuten die Möglichkeit einleuchtend zu machen wüßte, einen solchen fantastischen und durchaus komischen Stoff, ich will nicht sagen auf die Bühne zu bringen, (dazu würde die Freyheit der politischen Komödie der Athener erfordert, die in Frankreich aus bekannten Gründen noch in langen Zeiten nicht, oder vielleicht nie zu erwarten ist) aber doch für die Lesung in Form eines Schauspiels zu behandeln. Ein Dichter, der sich mit seinem Spott in das religiöse Heiligthum wagt, sollte billig nicht bange seyn für einen Ketzer in der Poetik zu gelten, noch an Vorurtheilen conventioneller Theorie hängen. Allein die dialogisirten Stellen beweisen zur Genüge, daß Parny dieser höheren Lösung der Aufgabe keines-

weges gewachsen war. Er fällt alle Augenblicke aus dem Ton und Charakter seiner Personen, und zwar nicht aus komischem Uebermuth, sondern geradezu aus Ungeschicklichkeit und Unvermögen. Wo auch das Richtigere angedeutet ist, zeigt sich doch das geringe Maaß seiner mimischen Talente. Man nehme die in der That witzige Stelle, p. 33. 34. über die psychologische Verwirrung dreyer Personen in Einem Wesen und also auch Einem Bewußtseyn. Wie viel besser hätte sich dieß benutzen, welche Trio's hätten sich anstimmen lassen, worin Grammatik, Logik und Arithmetik mit den drolligsten Sinn- und Wortspielen auf den Kopf gestellt wären! Zu welchen herrlichen Contrastirungen und Parodien Griechischer und Hebräischer Poesie wäre überhaupt Veranlassung gewesen! Die Beschaffenheit seiner Sprache entschuldigt den Dichter nur halb; denn wiewohl an eine Ummodelung derselben mit Aristophanischer Keckheit vor der Hand nicht zu denken ist, so kommt doch dabey viel auf Wollen und Wagen an, und schon mit einer herzhaften Rückkehr auf die Bahn des Rabelais ließe sich etwas bedeutendes ausrichten.

Da ich einmal den Aristophanes habe erwähnen müssen, um meine Gedanken deutlich zu machen, so mag uns der Rückblick auf ihn auch für zwey andre Stücke, nämlich die lüsternen und ausgelassenen Gemählde, und den Spott über religiöse Gegenstände den richtigen Standpunkt finden helfen. Bey der alten Komödie ist es Grundprinzip, daß die Götter Spaß verstehen, ja daß sie auch hierin göttlich, d. h.

den Menſchen unermeßlich überlegen ſind. Von gutgelaunten und liberalen Göttern ſteht dieß auch billig zu hoffen: denn da der Witz eine göttliche Gabe iſt, ſo bietet man ihnen nur wie in andern Fällen einen Theil ihrer eignen Wohlthaten zum Opfer, wenn man ſich über ſie luſtig macht. Wenn der Satz: der Menſch bilde ſeine Götter nach ſich, näher auf einzelne Nationen bezogen wird, ſo möchte Spaß verſtehen eben nicht die Stärke Deutſcher Nationalgötter ſeyn; mehr der Franzöſiſchen und noch mehr der Italiäniſchen. Was haben ſich nicht ſo viele italiäniſche Dichter vom Boccaz an, ungeachtet ihres Katholicismus erlaubt! Ueberhaupt war jene düſtre Aengſtlichkeit, die Gottheit ja nicht durch irgend ein ſcherzendes Wort zu beleidigen, die für ihre Größe vielmehr beleidigend als ehrend iſt, im ganzen Mittelalter nicht hergebracht. Man erinnre ſich nur an die poſſenhaften Aufzüge, die Eſels- und Narrenfeſte, die luſtige Darſtellungsart der Myſterien; noch bey unſerm Hans Sachs kann man faſt nicht zweifeln, daß er ſich bey aller redlichen Andacht der leiſen Parodie bewußt war, wenn er z. B. Gott den Vater die Kinder der erſten Eltern katechiſiren läßt. Die entgegengeſetzte illiberale Geſinnung iſt erſt in neuern Zeiten dem Chriſtenthum angekünſtelt worden, als die Spaltungen in der Kirche und die Angriffe der ſogenannten Freygeiſter zum Argwohn und zur wachſamen Selbſtvertheidigung nöthigten. Indeſſen hat ſie immer in umgekehrtem Verhältniſſe mit gläubiger Einfalt und kindlicher Myſtik geſtanden; je mehr

Halbheit im Glauben und anmaßliche Aufklärung, desto mehr Strenge hierin. Man kann z. B. behaupten, daß die Adiaboliſten eigentlich den gründlichſten Reſpekt vor dem Teufel bewieſen haben.

Die ernſthafte Läſterung wurde bei den Griechen eben ſo gut für ein Verbrechen gehalten wie bey uns, und dennoch durfte Ariſtophanes den Bacchus an einem ihm zu Ehren gegebenen Feſte als Karikatur von einem niederträchtigen und feigen Weichling vorſtellen. Wodurch ward er nun vor Misdeutung geſichert, und leiſtete auf der andern Seite Gewähr, daß er nichts Arges im Sinne habe? Dadurch daß er poetiſche Orgien feyerte, daß ſein ganzes Werk ein Erguß ſpielender Lebensfreude war, daß er ſich der Begeiſterung des Scherzes hingab, der eben ſo wenig daurende Wirkungen bezweckte, als im Rauſch geführte Reden zu gelten pflegen, wenn er vorüber iſt. Bey Parny iſt dieß nun gar nicht ſo, der bittre Ernſt liegt im Hinterhalte, er verfolgt den Katholicismus und das Chriſtenthum überhaupt mit wahrem Haß. Heißt es nicht ſich auf die plumpſte Art kund geben, wenn er den Engel Gabriel, der die künftigen Schickſale der neuen Religion in einer magiſchen Laterne vorſtellt, über das Unglück und die Gräuel welche ihre Verbreitung verurſacht haben ſoll, im Ton eines Encyklopädiſten declamiren läßt? Und wo bleibt die magiſche Laterne, wofür die vom Gabriel geſchilderten Motive und Geſinnungen doch gewiß keine Bilder abgeben? Wo bleibt vor allen Dingen der Spaß? Gab es denn gar kein Mittel, ſo etwas (noch dazu

ſo abgenutzte) an den Mann zu bringen, als daß er es mit beleidigender Deutlichkeit gerade herausſagt? Wie kann man nur bey ſo viel Zierlichkeit ſo ungeſchickt ſeyn!

Parny meynt es mit allen Religionen ziemlich übel, außer mit ſeiner eignen, und dieſe iſt der moraliſirende Naturalismus, Deismus, oder wie man es nennen mag; mit Einem Wort, er iſt ein Theophilanthrop. Ueber dieſen Punkt ſcheint er ſelbſt gar keinen Spaß zu verſtehen. Er ſpottet über das Chriſtenthum, weil er es haßt und verachtet, und aller Andacht dafür unfähig iſt. Das iſt in der That weder etwas kühnes, noch etwas dichteriſches. Nicht der ſchöne Muthwillen, der in göttlicher Freyheit ſchwärmend, aber eben darum unwillkührlich und abſichtslos, auch ſein heiligſtes Preis giebt, und ſich in demſelben Gemüthe mit frommer Begeiſterung verträgt, beſeelt ihn, ſondern der eitle, beſonnene Kitzel der Freydenkerey. Dieß iſt recht eine nationale Eigenheit: ſo macht es auch Voltaire, und zuweilen ſogar Diderot; um einen Pfennig werth trivialer Wahrheiten, verſcherzen ſie den wahren Scherz. Eben das alſo, wodurch ſich Parny an der Religion vergeht, verletzt die Reinheit des komiſchen Witzes: nicht die Frechheit, ſondern der Mangel daran. Wenn der Witz einer im Werk offen daliegenden Abſicht dient, ſo iſt er nicht mehr Meiſter; er gehorcht, und es iſt dann kein Grund mehr vorhanden, warum er ſich nicht den Geſetzen der Schicklichkeit, den politiſchen und religiöſen Verfaſſungen fügen ſollte. Sein poetiſches Vorrecht der univerſellen Tollheit

gründet sich darauf, daß er unbedingt frey gelassen werden muß, um zu seyn was er seyn soll: mit jeder ernsten Absicht tritt er wieder in die Schranken der prosaischen Welt.

Welche Bewandniß es mit den Thophilanthropen hat, weiß man, da wir in Deutschland längst die Sekte ohne den Namen haben. Es ist der völlig glatt und kahl geschorne Kopf der Aufklärung, dem ein äußerlicher Gottesdienst nur wie eine Perücke gegen Flüsse und Verkältungen übergestürzt wird. Unser Theophilanthrop, nachdem er sein System in der Kürze ernsthaft entwickelt und zwar seltsam genug dem heiligen Geist in den Mund gelegt hat, p. 30. fügt hinzu:

Rien de plus simple; aussi l'homme trouva
ce fond trop pâle, et soudain le broda.

Ich glaube es wohl: wer wird nicht lieber ein sinnbildliches Schauspiel aufführen sehn, als immer und ewig vor dem unbemahlten Vorhange sitzen? Es verdient bemerkt zu werden, daß die Stelle wo der Ernst in Parny's Gedicht zu Hause ist, gerade den Mittelpunkt der absoluten Unpoesie ausmacht. Man hat es dem Christenthum häufig vorgeworfen, daß darin ein für die Poesie und alle schöne Kunst feindliches Princip liege; es hat ja auch anfangs so zerstörend auf sie gewirkt, bis es allmählig mit ihren Ansprüchen eine Vermittlung einging. Allein das strengste Christenthum fodert doch nur Ertödtung des Fleisches, d. h. der Sinne und irdischen Leidenschaften: jene wollen, ihren dürftigen Begriffen zu lieb, Ertödtung

aller Fantaſie, als des Organs der ihnen ſo verhaßten Myſtik, und ſomit 'greifen ſie den Baum der Dichtung an der Wurzel an. Nach allem dieſem muß man ſich wundern, daß Parny noch ſo viel Sinn für Mythologie hat. Unter andern hat er die nordiſche der Griechiſchen ſchön angenähert und mit ihr kontraſtirt; die Einführung des Odin ſamt ſeinen Untergottheiten und ihre Theilnahme am Kampfe gehört wirklich zu den glänzendſten Partien des Gedichts.

Was die durch daſſelbe ausgeſtreuten Gemählde der Wolluſt betrifft, ſo beſchäftigt uns hier, wie ſich verſteht, bloß ihre poetiſche Statthaftigkeit; nämlich ob ſie, wenn es einmal ein Gedicht über dieſen Gegenſtand geben ſollte, mit zum Weſen der Sache gehören, oder nur um üppigen Sinnen zu ſchmeicheln, herbeygezogen ſind. Der Komiker (der abſolute Komiker, denn was ſpäterhin Komödie hieß, kommt nicht in Betracht) ſoll den Menſchen ins ſchlechte idealiſiren. Dieß kann nichts anders heißen, als daß er dem thieriſchen Theil des Menſchen über den vernünftigen die Oberhand giebt, in einem Maße und mit einer Evidenz der Erſcheinung, wie es in der gewöhnlichen Wirklichkeit nicht Statt findet. Beſteht alſo die komiſche Darſtellungsart in karikirter Sinnlichkeit, ſo wird dabey natürlich jener verwünſchte Naturtrieb ſehr laut werden, der ſo oft alle Vorkehrungen der Vernunft zu Schanden macht. Ueberhaupt bietet ſich da ein reichhaltiger Stoff zum Lächerlichen und zu witzigen Gegenſätzen dar, weil ſo viele ſittliche Begriffe, verſtändige heilſame Anſtalten und erhabne

Empfindungen an eine Sache geknüpft ſind, wo die Natur den ſich freydünkenden Menſchen als organiſches Werkzeug zur Fortpflanzung der Gattung braucht: er hat ſich daher mit der ehrwürdigen Anſtalt, wodurch er in die Welt kommt, von je und je ſelbſt zum beſten gehabt. Was bey einigen Völkern Gegenſtand religiöſer Verehrung war, wird bey andern zu Flüchen gemisbraucht; und dieß hängt in der That zuſammen: mit der Antwort, die ein Pabſt gegeben haben ſoll, als man ihm einen unanſtändigen Fluch verwies, (è però il padre di tutti li Santi!) können ſich die Anbeter der Fortpflanzungsſymbole ebenfalls rechtfertigen. Dem zufolge ſind die witzigen Unanſtändigkeiten des Ariſtophanes in künſtleriſcher Hinſicht gar nicht zu tadeln; man ſieht auch, daß er ſie, je nachdem es der Inhalt fodert, mehr oder weniger anbringt, und manchmal ganz wegläßt. Wo Götter komödirt werden ſollen, kann es ohne dergleichen nicht abgehn: menſchlich abgebildet, werden ſie beſtimmter oder verworrner unter einem Geſchlechte gedacht, ſie würden ſonſt Misgeburten oder Ungeheuer ſeyn; zur Karikatur gehören alſo auch die Poſſenſtreiche des ſich darauf beziehenden Triebes. Bey dem Kriege, den das vorliegende Gedicht ſchildert, iſt die Leichtfertigkeit der alten Götter, und der große Werth, der auf die Tugend der Keuſchheit von den Anhängern der neuen Religion gelegt ward, gerade der ſinnliche Ausdruck für die Pole des ganzen Streites: die menſchlich entſtandne Religion geht hier wie überall auf Vergötterung der Natur aus, die geoffenbarte

auf Vernichtung des Irdischen. Dazu kommt, daß in der letzten für gewisse Mysterien denn doch Bilder von der unheiligen und so viel möglich wegzuräumenden Sache entlehnt werden mußten.

Bey den meisten ausgelassenen Stellen in der Guerre des Dieux ist die angegebne Beziehung auf den Gegenstand nicht zu verkennen; indessen wenn der Muthwille einmal im Gange ist, so läßt er sich nicht nach Maß und Gewicht bestimmen, und einiges in dieser Art muß also schon als opus superrogatorium in den Kauf gehen. Die Parodie der sieben Sakramente, p. 94 u. f. ist einer der frevelhaftesten aber auch der witzigsten Einfälle. Nicht weniger komisch ist der Uebertritt der Satyren und ihre Umschaffung in Mönche. Die Geschichte eines liebenden Paares, das ein Gelübde ewiger Enthaltung gethan hat, und jedesmal wenn der schalkhafte Amor im Begriff ist, sie es vergessen zu machen, durch eine religiöse Erinnerung abgemahnt wird, ist allerliebst gedacht und ausgeführt. Charakteristisch und mit der ganzen Behandlungsart übereinstimmend, ist die Scheu des Dichters, auch da wo er über die Gränzen der Natur abschweift (wie in der Schilderung des weiblichen Klosterlebens) bis zum äußersten zu kommen, und die der Decenz so furchtbaren Worte auszusprechen: allein sie ist weder in moralischer noch poetischer Hinsicht zu loben. Denn fürs erste verhüllen diese Schleyer gar nichts (ungefähr eben so viel als die Veränderung in der neuen Ausgabe, nach der ich citire, wo die schlimmsten Stellen im Text weggelassen, und hinten angedruckt

sind) sie sind vielmehr der Begierde günstig, und dann verhindern sie den eigentlichen Zweck, das Lächerliche, das auf eine gewisse Höhe getrieben, die Fantasie schwerlich in eine wollüstige Stimmung kommen läßt, weshalb ich mich wieder auf den Aristophanes berufen darf. Wenn der Witz ein so zartes Gewissen für die gesellige Artigkeit hat, woher kommt ihm dann die Befugniß, sich kecklich und schonungslos über so viel wichtigeres hinwegzusetzen? Wollte Parny eine Folge reizender Boudoir-Bilderchen aufstellen, so hat er seine Absicht völlig erreicht. Sonst wäre ihm etwas von der großen Manier des Aretino, oder auch nur des Tassoni, oder des Rabelais zu wünschen gewesen: aber alsdann hätte auch das Ganze anders seyn müssen. Jetzt ist es, trotz seines titanischen Namens, selbst nur ein Kabinetsstück, eine Miniatur, von der niedlichsten Ausführung in ihrer Kleinheit.

Nachdem ich dieß durch alles obige, wie ich glaube hinlänglich dargethan habe, ist es nicht mein Geschäft, die vielen zierlichen und gefälligen Züge, auf die man überall trifft, die volatilen Einfälle aufzuzählen, die zum Theil nur in der französischen Sprache recht fühlbar sind; z. B. wenn es beym Sündenfall heißt:

Le diable arrive; il parlait comme un ange:

oder bey den Kreuzzügen von der im gelobten Lande eingerichteten Lehnsverfassung p. 154:

Par-tout des fiefs; de Cana le hameau,
S'ennoblissant, devient châtellenie,

Capharnaüm est titré baronnie:
Bonjour, bonjour, vicomte de Bethsem,
Comte d'Hébron, Marquis de Bethléem.

Ein paar ſolche Beyſpiele können es ſchon einleuchtend machen, daß es ein eben ſo misliches als unnützes Unternehmen wäre, das Gedicht in irgend eine andere Sprache zu überſetzen.

Was von einem Franzoſen des heutigen Zeitalters zu erwarten ſtand, hat Parny wohl ziemlich geleiſtet. Von Diderot, deſſen Geiſt in ſo vielen Stükken über den franzöſiſchen Horizont hinausging, möchte ich wohl eine Behandlung dieſes Stoffes ſehen. Was Voltaire oder ſonſt ein Franzoſe damit gemacht hätte, darauf bin ich nicht im mindeſten neugierig.

Verſtand und Erfahrung. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft von J. G. Herder. Zwei Theile. Leipzig 1799 bei Hartknoch.

Bei der Anzeige eines Buches, welches wie das gegenwärtige von halb verſtandenen, und durchaus misverſtandenen Sätzen wimmelt, würde es vergebliche Mühe ſein, hier den Irrthum aufzudecken, dort das fehlende hinzuzuſetzen; und wenn auch Raum dazu da wäre, ſo fehlt doch zu dieſem Verfahren gänzlich die Luſt; und es muß daher gnügen, es als Ganzes,

durch einige Einzelnheiten zu charakterisiren, welche Cardinal-Irrthümer und Misverständnisse enthalten.

Bei dem ersten flüchtigen Anblick, giebt die Anführung der Stellen aus Kant, und mit dessen eigenen Worten, dem Buche das Ansehen der Unpartheylichkeit; allein bei Erwägung des erbitterten Tons, der aufgestellten Ansicht, der gezogenen Resultate bemerkt man, daß diese Citationen nur Putz und Schmuck, keinesweges aber Ernst sind. Sehr naiv ist das Bekenntniß in der Vorrede: „daß die Metakritik, sich mit den bisherigen Commentatoren der kritischen Philosophie ganz unverworren gelassen, und daß der Verfasser fast keinen davon gelesen.“ So fern er unter Commentatoren jene nachsprechenden Buchstäbler versteht, welche den Geist der kritischen Philosophie, durch ein gedankenloses Memoriren der Categorientafel gefaßt zu haben glauben: so hat er daran unstreitig wohlgethan; wenn er aber hier diejenigen, welche seit Erscheinung der Kritik die Sache weiter gebracht haben, wenn er Fichte und Schelling ignorirt: so ist es eine ungemeine Eitelkeit zu glauben, daß nicht nur die eigenen Kräfte hinreichen, ein so tiefsinniges Meisterstück als die Kritik ist, zu fassen, sondern noch darneben, daß die erworbene Ansicht nun auch so unverbesserlich und durchaus vollkommen sei, daß kein anderer Geist sie abändern und modificiren kann. Hätte er sich nicht zu viel zugetraut, so würde er manche Einwürfe nicht gemacht, andere zurückgenommen haben; er würde nicht die Schmach erleben müssen, sein Kind vor

seinen Augen sterben zu sehen, ohne sich überzeugen zu können, daß es, wie das Pferd jenes σχολαστικὸ aus Mangel an Nahrung umgekommen sei. Das Einreiben mit Merkurius übrigens, welches mit diesem Spätling und Sterbling, unmittelbar nach seiner Geburt versucht ward, wird eher seinen Todeskampf vermehren, als ihm das Leben erretten.

Uebrigens ist dasjenige, was den Schriften Herders das große Publikum gewonnen hat, und was einzelne, gebildete Männer für sie interessirt leicht aufzufinden. Er geht nach Wahrheit, wie der Knabe nach Schmetterlingen. Den Hut in der Hand läuft er nach dem bunten, geflügelten Dinge, und ob es selten oder gewöhnlich, ihm gilt es gleich. Wenn er sich nahe glaubt, schlägt er den Hut auf die Erde, bisweilen fängt er etwas, bisweilen ist es etwas gewöhnliches, nur selten der Mühe werth, und sehr oft ist nichts unter demselben; ihm aber ist der aufsteigende Staub das Kriterium, daß er etwas gefangen. Dieser Anschein von Thätigkeit, dieses Haschen nach dem bunten, und die große Zuversichtlichkeit in den Behauptungen, bewog die gutmüthige Menge, sich ihm hinzugeben; während der gebildete Mann, der sehr wohl einsieht, daß nicht Vernunft, sondern Instinkt und Schimmer Herder leitet, nicht vergißt, daß Glanz nicht ein Kennzeichen des Unächten sey, sondern daß auch Gold und Edelsteine glänzen, und die vielen Winke benutzt, welche ohne Verdienst, durch bloßes Glück, und gemeiniglich dem Urheber unbewußt, durch bloße Verknüpfung des Schimmers in seinen Schrif-

ten stehen. Diese Möglichkeit, daß etwas Gutes an einer gewissen Stelle gesagt werden könne; die Ahndung einer Wahrheit an diesem oder jenem Ort, und das Gefühl der Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellung, machen daher diese Schriften in einer gewissen Rücksicht interessant; man kann viel dabei lernen, wenn sie auch wenig lehren. So ist zum Beispiel, bei den Einwürfen gegen die kantische Darstellung von Raum und Zeit, trotz aller Unbehülflichkeit, mit welcher Herder zu Werke geht, unverkennbar, daß sie daher entstanden sind, weil er durchaus mit der Fichtischen Darstellung unbekannt gewesen, welche alles dasjenige, was er für so wichtige Einwürfe hält, durch die Erklärung der Kritik sehr schnell vernichtet. Daß übrigens Kant gegen diese Erklärung Fichtes jetzt protestirt, beweist nur, daß die Kritik der reinen Vernunft, in einer Stimmung geschrieben, und daß diese nun für Kant untergegangen, mit einem Worte, daß sie systematische Ahnung eines Systems sey. In einem etwas andern Sinne und Zusammenhange sagt dieß schon Fichte, und ahnet und prophezeiht gewissermaßen, Kants letzte Erklärung gegen sich. Philos. Journal 1797. Heft 1. pag. 34. Indessen thut alles dies weder dem Ruhme noch dem Werthe des Werkes Eintrag.

Zur Charakteristik der Metakritik gehört unter andern auch die schlechte Ansicht der Sprache. Aus dem Einzelnen, Hingeworfenen, kann man am meisten für die Sprachlehre lernen, die ernsthaft aufgestellte Ansicht ist unbedeutend. So steht S. 9 folgendes:

Sprache sei ein Fundbuch der Begriffe; und in Sachen der reinen oder unreinen Vernunft müße dieser allgemeingültige und nothwendige Zeuge abgehört werden.“ Es ist eine bewundernswürdige Schiefheit der Begriffe, in diesen wenigen Worten. Sprache ist Darstellung; und das erste Object der Darstellung, ist die sinnliche Natur, wo die Sphären der einzelnen Zeichen, durch die Conformität des sinnlichen Eindrucks ganz bestimmt gegeben sind. Ueber diesem ersten Stamme bildet sich eine zweite Sprache, deren Gebiet von der Selbstthätigkeit des Geistes selbst, geschaffen, und durch ihn vermehrt wird. Es gehört dahin die Bezeichnuug des Unsinnlichen, von welcherley Art es auch sey. Es ist klar, daß die einzelnen Zeichen des letztrrn durchaus keine bestimmten Gränzen haben, allein allerdings bestimmbare. In so fern ist diese Sprache Annäherung zur Philosophie, welche so fern sie sich in Worten offenbart, vor den Richterstuhl der Sprachlehre gezogen werden kann. Die gedachten beiden Arten wollen wir Natursprache nennen. Zur Kunst wird erst die Sprache in dem Augenblick in welchem der ordnende Geist sie beherrscht; und in der sinnlichen Sprache (allenfalls durch den Gebrauch der Licenz, wo die Objecte nicht bestimmt genug bezeichnet sind) die Poesie nicht etwa erst erschafft sondern nur offenbart; und indem der Philosoph in der Sprache des Unsinnlichen, nachdem er ohne Zeichen die Objekte angeschaut hat, die Gränzen derselben durch die technische Sprache bestimmt. Daher ist es verkehrt, über

Gewalt von Dichtern und Philosophen der Sprache angethan, zu klagen. Dichten und Philosophiren sind Aeußerungen der Freiheit und die Sprache als Organ der Mittheilung muß ihnen als Unterthanin unterworfen werden; der Dichter, der Philosoph können sie in so weit beherrschen, als sie nicht dadurch zum Organ der Mittheilung unfähig wird, und dafür sichert die analogische Bildung des neuen, bey dem Dichter der Zusammenhang, bey dem Philosophen die Erklärung. Die Natursprache ist nur ein Gewebe von Ahnungen, kein Fundbuch von Begriffen, es finden sich in ihr artige Zufälle, welche die Philosophie suppliren können; aber sie ist kein allgemein gültiger, kein nothwendig abzuhörender Zeuge. Mit tiefem Sinne, und sehr sorgfältig hat Kant seine Kunstsprache gewählt, indem er bald neue, analogische Worte schuf, theils alte bestimmte. Bedarf dieses noch eines Beweises, so darf man nur die zwey von Herder angefahtenen Worte: Anschauung und a priori ansehen, von denen jenes im Kantischen Sinne gebraucht, völlig neu, dieses altes aber schärfer bestimmt ist. Wie glücklich ist das erstere Wort gewählt, wenn man es auch nicht wie Fichte, von einem thätigen Hinschauen verstehen will! Es bezieht sich auf eine Gesichtsempfindung, das Auge aber tritt mit dem betastenden Gefühl in eine berichtigende Beziehung, es vereinigt Farbe mit der Form, und leitet die einzelne Empfindung als Folge aus dem Gegenstande ab; man denkt sich eine bestimmte Form mit einer gewissen Farbe als Behälter der Empfindungen, und da

wir dieſen durchs Auge erkennen: ſo hat Kant ihn Anſchauung genannt, ob ihm gleich der hier angedeutete Grund, vielleicht nur dunkel vorſchwebte. Der zweyte von Kant näher beſtimmte Ausdruck iſt a priori, und da wir hier unvermerkt auf ein einzelnes Faktum gekommen ſind: ſo wollen wir ein wenig länger dabei verweilen.

Jeder, auch der oberflächliche Kenner der Kantiſchen Kritik weiß, von welcher Wichtigkeit zwey Begriffe in der kritiſchen Philoſophie ſind, die Begriffe a priori und ſynthetiſch mit ihren Correlaten a posteriori und analytiſch. Ueber die Wichtigkeit der Eintheilung der Urtheile in analytiſche und ſynthetiſche ſpricht Kant ſelbſt Prolog. S. 30. Nun hieß zu einer gewiſſen Zeit und in einer beſtimmten Schule auch das a priori, was ſich nothwendig aus Begriffen, ohne Zuziehung einer einzelnen Erfahrung ergab. Dieſen Sprachgebrauch hat Kant ſehr wohl gewußt, man ſehe S. 2 der Kritik. Daß er das nun ſelbſt ſagt, daß er gleich damit beginnt: „Jener Ausdruck a priori iſt noch nicht beſtimmt genug, um den ganzen Sinu, der vorgelegten Frage angemeſſen, zu bezeichnen“ — daß er fortfährt: „Wir werden alſo im Verfolg unter Erkenntniſſe a priori verſtehen“ ꝛc.; und daß er ſich alſo ſeinen Sprachgebrauch ſchafft, dies wird nirgends in der Metakritik geſagt, wohl aber S. 45 ſehr vornehm belehrend angeführt: „Erkenntniß a priori iſt ein ſolches, das ich aus mir beiwohnenden Begrif-

sen, vor einer aufzustellenden Erfahrung voraus habe.“ — Scheint es nun nicht nach dieser Darstellung, als habe Kant den alten Sprachgebrauch nicht gewußt? Müßte nicht ein argwöhnischer Mensch auf die Gedanken gerathen, das Ganze sei mit Bedacht so dargestellt. Weit entfernt dies auszusprechen, kann man sich der Bemerkung nicht enthalten, daß ein Schriftsteller, welcher zu solchen Zweydeutigkeiten Veranlaßung giebt, schlecht darstelle. — Die richtige Ansicht wäre gewesen, entweder das Wort als unnütz oder als unanalogisch anzugreifen; oder die Sache, die Erkenntniß a priori zu leugnen. Doch dies letztere geschieht ja, aber wie? es ist zum erschrecken merkwürdig. Kant nennt Erkenntniß a priori diejenige, welche schlechterdings von aller Erfahrung unabhängig ist, und beginnt sein unsterbliches Werk mit dem Satze: „Es sei kein Zweifel, daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange;“ und: „Wenn aber gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung.“ Den letztern Satz hat Herder S. 16 abdrucken lassen. Hier protestirt Kant demnach gegen alle historische Ansicht, seine Meinung und sein Sinn ist folgendes: Es ist natürlich, daß das historisch erste, äußre Gegenstände sind, welche Eindruck auf uns machen, allein dieser Eindruck wäre gar nicht möglich, wenn nicht unsere Seele eine gewisse Organisation gehabt hätte, durch welche seine Art und Weise bestimmt wird. Willst

du dir nun dieſe Sache denken, ſo biſt du freylich, weil du endlich biſt, und zum Behuf einer philoſophiſchen Darſtellung genöthigt, dich ſo auszudrücken, als wenn es eine Zeit gegeben hätte, in welcher blos du allein ohne Gegenſtände exiſtirt hätteſt; und als wenn dieſe dir hintennach erſt gekommen wären; allein dies leugne ich ja beſtimmt S. 1.: „Der Zeit nach geht keine Erkenntniß in uns vor der Erfahrung vorher, und mit dieſer fängt alle an.“ — Dies würde die Antwort ſein von dem kantiſchen Standpunkte aus, wie Fichte antworten würde; und ſeine durchaus beſtimmte Anſicht, welche gar keine Misdeutung zuläßt, gehört hier nicht her. — Trotz aller Warnung, miſcht jedoch Herder den Begriff der Zeit in den Begriff a priori; und wirklich ſteht S. 21 der Metakritik folgendes ſehr überraſchende: „Im gemeinen Gebrauche bezieht ſich das Wort a priori nur auf das was folgt, blos in Beziehung hierauf heißts a priori: denn aus dem Leeren ſchließet ſich nichts. Woher das prius ſei? — — — wird damit nicht ausgemacht. Sich von ſich ſelbſt unabhängig machen, d. i. aus aller urſprünglichen, innern und äußern Erfahrung ſich hinauszuſetzen, von allem empiriſchen frei, über ſich ſelbſt ſich hinauszudenken vermag Niemand, das wäre ein prius vor allem a priori, damit hörte ehe ſie anfing, die Menſchenvernunft auf.“ Dieſer Satz iſt darum unverſtändlich, weil nicht klar iſt: ob das

Argu-

Argument, gegen den Ausdruck, oder den Begriff a priori gerichtet sein soll. Er ist, wenn er das erstere ist, eine grammatische Spitzfündigkeit, welche sich durch den Beweis, daß der Philosoph sich seine Kunstsprache bilden könne, widerlegen läßt; und kann in so fern kein Argument gegen die Sache selbst formiren. Dennoch wird, und hier bleibt vor Erstaunen der Verstand stehen, jeder a priorische Begriff, nach der alten Bedeutung des Wortes geprüft; und natürlich auf diese Art unsinnig, leer u. s. w. befunden; dennoch wird das a priori immerfort de tempore verstanden; und daß es so verstanden werden müße, wieder aus dem Correlat, dem posterius bewiesen. S. 47. Z. B. „Wir wollen hier nicht den fremden, untergeschobenen Begriff einer Priorität vor aller Erfahrung ins Spiel bringen.“ S. 61. Synthetische Urtheile a priori giebt es nicht, denn: „Urtheile unserer Seele vor aller und ohne alle Erfahrung, da sie ganz ohne Inhalt wären, sind leere, das ist keine Urtheile.“ S. 69. „Geriethe sie (die Vernunft) endlich so weit ins Wahnreich, daß sie ihren Urtheilen von aller Erfahrung deßhalb Allgemeinheit und Nothwendigkeit zuschriebe, weil sie (nach der missverstandenen Anwendung des Wortes) a priori, d. i. vor aller und abgetrennt von aller Erfahrung waren: so ist sie im Lande vor aller Vernunft. — — — Es ist zu zweifeln, ob es einen ärgern Misbrauch der

Sprache gebe, als diesen.“ Und dies schreibt ein Mann gerade in demselben Augenblick, als er zeigt, daß er mit der Natur und Freiheit der technischen Sprache ganz unbekannt sey! Endlich Th. 2. S. 316 wird das alte Spiel mit: πρότερον und ὕστερον, prius und posterius wiederholt; und eben so jene angedichtete Bedeutung, daß a priori vor und über alle Erfahrung hinaus hieße.

Doch eben so übel wird dem Worte Synthesis mitgespielt. Kant sagt S. 10 der Kritik, einer in der Metakritik S. 27 angeführten Stelle: diese Art der Urtheile sollen synthetische Urtheile heißen — dies will sagen: „Ich finde einen realen Unterschied zwischen Urtheil und Urtheil, diesen hat bis jetzt keiner bemerkt, hierin besteht er; und so fern ich ihn für meine künftige Untersuchung brauche, stelle ich ihn durch das Wort synthetisch dar. Noch deutlicher steht dies in den Proleg: S. 25. Die ersten werden analytische, die zweiten synthetische Urtheile genannt werden können. — Mit denselben Waffen, wie Herder gegen den Begriff a priori focht, bestreitet er auch diesen Unterschied der Urtheile. So sagt er Metak. S. 49. Synthesis heißt Zusammensetzung. S. 50. An sich ist jedes Urtheil (Thesis) eine Zusammensetzung (Synthesis) des Subjects und Prädikats. — (Wer weis dies nicht? Allein die Rede ist de jure dieser Synthesis.) S. 51. Die Bestimmung, daß das Praedikat im Begriff des Subjects enthalten und ein Theil

desselben sey, — — — ist viel zu enge gedacht, denn da sich durch Nennung des Subjects, nicht sogleich alles, was in ihm liegt, oder zu ihm gehört — — — offenbart; so müssen uns, wenn wir nicht ewig Identitäten — — auflösen wollen, Urtheile vorkommen, die unsere Kenntnisse erweitern, das ist, in denen das Prädikat etwas saget, das nicht sogleich im Subjecte erscheint. Hier ist nun alles mit der größten Verwirrung durch einander geworfen. Es ist der Zweck des Urtheils und die Form desselben mit der Materie verwechselt. — Wenn das Urtheil ausgesprochen wird, A ist B: so heißt dies weiter nichts, als dem Subject A wird ein Prädikat B hinzugefügt, als mit demselben verbunden, der Grund dieser Verbindung sei, welcher er wolle. So fern nun angenommen und vorausgesetzt wird, daß bis dahin diese Verbindung noch nicht erkannt worden, so erweitert ein jedes Urtheil. Allein hievon spricht ja Kant nicht. Er sagt Proleg: S. 25. Allein Urtheile mögen nun einen Ursprung haben, welchen sie wollen, oder auch ihrer logischen Form nach beschaffen sein, wie sie wollen, so giebt es doch einen Unterschied derselben dem Inhalte nach, vermöge dessen sie entweder blos erläuternd — — — oder erweiternd sind. Ja was noch mehr ist, Kant sagt in der Kritik S. 10. kurz vorher von wo Herder S. 27 der Metakritik jene Stelle hat abdrucken lassen. Entweder das Prädikat B gehört

zum Subject A, als etwas, was in diesem Begriffe A (verdeckter Weise) enthalten ist; oder B liegt ganz außer dem Begriff A, ob es zwar mit demselben in Verknüpfung steht. Im ersten Fall nenne ich das Urtheil analytisch, in dem andern synthetisch. Hier muß man Herdern doch ganz ernstlich fragen, erstlich warum er jene Stelle der Prolegomenen nicht benutzt hat und auf den Begriff des Inhalts nicht reflektirt? die kindische Entschuldigung, daß er hier mit der Kritik nicht aber mit den Prolegomenen zu thun habe, kann er schwerlich machen, da er selbst S. 27 diese Schrift anführt. Zweitens: Warum er die eben angeführte Stelle S. 27 der Metakritik nicht mit angeführt hat? Es war ein einziges Punktum mehr und in diesem kamen die Paar Worte verdeckter Weise freilich dem Herderschen Raisonnement sehr in die Queere. Man lernt aber aus diesem Beispiele, daß in der Stelle S. XVII. der Vorrede: Die aus der Kritik der reinen Vernunft der Metakritik eingerückten Stellen, sind also ihre nothdürftige Basis: die Worte ihre nothdürftige Basis, nicht wie man wohl glauben könnte, auf die Kritik der reinen Vernunft sondern, was freilich eine unerwartete Offenherzigkeit ist, auf die Metakritik gehen; und daß sie zu dem beitragen müssen, was diese in ihrer Noth bedurfte. Drittens: Warum er in der abgedruckten Stelle, auf die Worte obgleich verworren durchaus keine Rücksicht genommen hat, welche offenbar das obige ver-

dekter Weise vor das Auge rücken, ob sie es gleich nicht ersetzen? — Uebrigens liegt dasjenige was Herder bei einem Urtheile Synthesis nennt, in den Worten: ob es gleich mit dem Subjecte in Verknüpfung steht. — Und nun wird wieder nach einer etymologischen und grammatischen Spitzfindigkeit S. 52 argumentirt: Diese Eintheilung der Urtheile sei nicht neu, und eben so wenig wesentlich. S. 54. Man werde wohlthun, wenn man auf den Unterschied der Synthesis und der Analysis bei einzelnen Urtheilen nicht achte; denn er sey ungewiß und relativ, und führe von dem Wesen des Urtheils von seiner innern, verknüpfenden Form ab; die ganze Eintheilung in erläuternde und erweiternde Urtheile heißt, Th. 2. S. 318, ein scherzhafter Reim und daher (hier haben wir das Herdersche Urtheil über Synthesis und a priori beisammen, und darum kann diese Stelle den Schluß machen) daher Th. 1. S. 62. sey eine Synthesis a priori, das heißt die Hinzufügung eines Prädikats zu einem Subject vor und außer aller Erfahrung ein o + o ein Nichts.

Es wird nichts mehr erforderlich seyn, um das Urtheil über das Ganze zu motiviren, als die bestimmte Versicherung, daß die Verdammung der einzelnen Momente der Critik, als der reinen Anschauungen, der Categorien, u. s. w. durchgängig aus ganz ähnlichen Gründen geschehe; und daß demnach das ganze Buch, ein Gewebe von grammatischen Spitzfindigkeiten, eine

grobe Verwechselung zwischen Darstellung und Sache, und eine verkehrte Beziehung beider auf einander sey; und so kann man das Buch als Ganzes, seinem Inhalte nach, mit einem Ausspruche Wielands seines Lobredners charakterisiren. Es ist

Stolze Armuth, die vom Witz
Des Reichthums Miene borgt.

Auch könnte man sich wohl das Buch unter dem Bilde eines Menschen denken, welcher immerfort ein Paar papierne Manschetten vorzeigt, sich durchaus nicht weisen laßen will, sondern behauptet: es wären die feinsten brabanter Spitzen. Der Form nach gleicht es durch das vergebliche Bestreben, mit einer strengen Methode eine zierliche Form zu verbinden, welche aber stets in das Gezierte ausartet, einem Fechtmeister, der in jedem Augenblicke in das Gebiet des Tanzmeisters streift; und anstatt den Gegner mit einem furchtbarem Stoße zu erschrecken, ihn mit einem zierlichen Pas überrascht. Mit einem Worte, die Art den Streit zu führen, erinnert an jenen römischen Kaiser, welcher dem Herkules nachahmen wollte, und zu dem Ende einen Löwen erlegte, dessen Gefährlichkeit er nicht besonders zu fürchten hatte. Suet. Nero 53. *Praeparatum* leonem, spectante populo, nudus elisit. In der That hat Herder sich die Kritik der reinen Vernunft so präparirt, daß er sich den Sieg sehr erleichtert hat; auch das nudus, mag man es nun: ohne Waffen, oder: nakt und bloß übersetzen, paßt durchaus; aber mit aller Bemühung

wird aus dem Elidiren nur ein Eludiren. Und da nicht vorauszusetzen ist, daß das Volk diesen beiden Kämpfen ohne Gelächter zugesehen habe und zusehen werde: So wäre dem Kaiser sowohl als dem Metakritiker als Präservativ, das Horazische: Populus me sibilat, at mihi plaudo, ipse domi zu empfehlen.

B.

Ob jede Philosophie, die sich als eine solche wirklich constituirt, früher oder später aus den Grenzen der Schule herauszugehen verbunden ist, und auch — sie wolle nun oder nicht — zu Folge des natürlichen Laufes der Dinge unfehlbar herausgehn wird; das kann wohl, selbst für den, welcher Philosophie und Leben mehr als billig einander entgegensetzt, keine Frage sein. Nicht nur muß jedes neue System nothwendig die Moral und die Politik umgestalten, und also allen Menschen, wie tief sie auch ins Leben verwickelt sein, etwas zu sagen haben: sondern es ergreift auch die empirischen Wissenschaften, verändert ihre Pole und wirkt also auf ihren ganzen innern Zustand und alles was sie erzeugen; ja auch die Dichter müßen mit der Zeit Notiz davon nehmen, und den Widerschein des neuen Lichtes in ihrem Kreise verbreiten. Dies alles kann nicht geschehen, ohne daß die gemeinschaftliche Ursache dieser Erscheinungen genöthigt werde, aus ihrem Dunkel hervorzutreten, und diejenige Popularität, welche auf diesem Wege zwar nur

langſam entſtehen, aber ſich deſto gleichförmiger verbreiten kann, iſt die wahre und geſunde. Allein gewöhnlich erzwingt man ſchneller eine andere, für beide Theile, die Philoſophie und die Welt weit weniger heilſame. Im Alterthum, wo die äußeren Verhältniſſe in vieler Rückſicht weniger gebietend waren, bildete ſich bald nach jedem neuen Syſtem nicht nur eine Moral, was doch auch immer nur Theorie iſt, ſondern ein wirkliches Leben, eine eigene Praxis, und die Maximen, die dieſer zum Grunde lagen, oder daraus abſtrahirt wurden, verbreiteten von dem Ganzen eine einſeitige Kenntniß, und eine unrichtige Würdigung. Bei uns entſteht aus dem entgegengeſetzten Verhältniß ein noch weit größeres Uebel, indem eben das Ausbleiben eines eigen geſtalteten Lebens den Gegnern jeder Philoſophie Raum läßt, nach ihrer Art zu fingiren, wie die Praxis derſelben, wenn ſie ſich bilden könnte, beſchaffen ſein müßte. Solche Inſinuationen mit Stillſchweigen zu übergehen, wäre ganz gegen den Beruf, weil dadurch jeder mögliche künftige Einfluß der Theorie auf die Praxis im voraus vernichtet wird, und ſo wird leider jedes Syſtem durch die Polemik ſeiner Gegner genöthigt ſich früher zu populariſiren, als dies — ich will nicht ſagen mit Nutzen für die Welt, ſondern auch nur ohne Schaden für die Philoſophie ſelbſt geſchehen kann, indem dadurch der Prozeß ihrer völligen Ausbildung alterirt, und die Kraft die innerlich thätig ſein ſollte zu früh nach außen zerſtreut wird. Es iſt noch ein Glück, und das beſte was dabei geſchehen kann, wenn die Werke, die dieſe Lage der Dinge er-

Digitized by Google

zeugt ſo eingerichtet ſind, daß ſie neben ihrer polemiſchen Zweckmäßigkeit auch noch den Keim oder die Vorbereitung zu der künftigen beßeren Popularität enthalten. In dieſem Geiſt hat Fichte gleich anfänglich ſeine Appellation geſchrieben, und ſeine Beſtimmung des Menſchen iſt unſtreitig ein weiterer und glänzender Fortſchritt auf dieſer Bahn. Daß dies der einzige Geſichtspunkt ſei, aus welchem das Buch angeſehen ſein will, leuchtet jedem Sachkundigen ein, und es iſt höchſt lächerlich, wenn ein gelehrter Beurtheiler es wenigſtens zur Hälfte als ein philoſophiſches Andachtsbuch anſieht, und ein anderer neugierig erwartet hatte, Fichte werde hier aus ſeinem Dunkel herausgehn, das heißt wohl, er werde ihm das ganze Syſtem ſo populair in die Ohren ſchreien, daß auch er es verſtehen könnte. Dieſe können dann leicht darüber reden, darüber hinweg nemlich: dahingegen derjenige, welcher das Werk für das nimmt was es iſt, in welchem Verhältniß er auch zur Philoſophie ſtehe, immer Urſach findet in ſein Urtheil Mißtrauen zu ſetzen. Der Dilettant pflegt gern die neuerworbenen oder nachgebildeten Ideen in den Gefäßen zu laſſen, in denen er ſie empfing, weil er ſich nicht getraut zu beurtheilen, was für feine chemiſche Zerſetzungen etwa eine andere Maſſe bewirken könnte, und fürchtet, es möchte ihm bei der Behandlung in fremden Worten ein Merkmal nach dem andern unvermerkt verloren gehn. Wenn dieſem die Freiheit im Gebrauch des Buchſtabens, welche der Geiſt förmlich autoriſirt, und welche hernach immer kühner wird, das Studium des Buches

ſo erſchwert, daß er ſich oft fragen muß, ob nicht der Gedanke, den er vor ſich hat ein Gedanke aus einem entgegengeſetzten Syſtem ſei; ſo muß ihm doch auf der andern Seite zweifelhaft bleiben, ob der unbefangene und unſyſtematiſche Leſer, der nie an eine Terminologie gebunden war, dieſelben Schwierigkeiten zu überwinden hat. Der Philoſoph von Profeſſion findet vieles an einem ganz andern Faden fortgehend, als an den er es anreihen würde, und ihm ſcheint jener verwickelter; er findet für ſein Intereſſe Spekulation und Poſtulate viel zu lang und oft entgegengeſetzt; er findet häufig Lücken, wo — für ihn nemlich — Folgerungen aus andern Werken des Verfaſſers angereiht, oder Vorausſetzungen ergänzt werden müßten; aber er beſcheidet ſich, daß gerade dies vielleicht für den eigentlichen Zweck des Werkes, und für die Leſer, die es ſucht, bedeutende Vorzüge ſein können. Wie man unter dieſen Umſtänden zu einer richtigen Anſicht des Buches gelangen könne, dazu giebt es ſelbſt durch ſein Vorbild die beſte Anleitung. Fichte befand ſich in der That bei dem Schreiben deſſelben in einer ähnlichen Lage, er mußte fürchten von dem unaufhaltſam ſyſtematiſchen Geiſte ſeiner Philoſophie, die aus jedem Punkt der Peripherie immer gerade gegen den Mittelpunkt gezogen wird, und von dieſem wiederum nach allen Seiten gleichförmig ausſtrömt weit über ſeinen Zweck fortgerißen zu werden. Deshalb ſetzte er ſich ganz aus ſich ſelbſt heraus, und ließ ein anderes Weſen reden, welches ſich das Syſtem ſeines Denkens über ſich nur ſo eben aus den erſten Anfän-

gen und von einem besondern Gesichtspunkt aus entwickeln will. So wird es auch wohl, um eine reine Ansicht des Buchs zu gewinnen, und nicht durch unzeitige Rücksicht auf die anderweitige Kenntniß des Systems irre geführt zu werden, am gerathensten sein, ein anderes Wesen, das weder Dilettant noch Philosoph sein will, und von dem System sonst keine direkte Kenntniß hat, aber so beschaffen ist wie das Buch sich seine Leser wünscht, über dasselbe reden zu lassen, wie es wahrscheinlich reden müßte.

I. So hätte ich also nicht etwa nur flüchtig, sondern mit aller Anstrengung das Buch, nach welchem ich so verlangte, gelesen und wieder gelesen, und frage mich nun billig, wie mir danach zu Muthe ist. Ich verehre es, das leidet keinen Zweifel, wegen des hohen Geistes ächter Sittlichkeit, der es nicht verhehlt, daß ohne sie die Speculation nur leer, ja daß alles in der Menschheit doch nur ein Werkzeug sei für die Pflicht, und nichts achtungswerth als die Tugend. Ich liebe es wegen der schönen Absicht uns zum Uebersinnlichen zu erheben, und wegen der freundlichen Art, wie es diesen Zweck zu erreichen strebt. Liebreich kehrt es bald zum Anfang zurück, bald wiederholt es anders gestellt das Gesagte, um die Ideen, die es mittheilen will, recht anschaulich und lebendig zu machen; es entäußert sich jener kräftigen stolzeren Beredtsamkeit, die dem Verfasser sonst vorzüglich eigen ist, und die auch ich an ihm kenne, und läßt sich zu einem weicheren verbreitetern Vortrage herab, um auch die zu gewinnen, die jenem schwerlich würden folgen können.

Und wie dankbar bin ich ihm für jede Befestigung meiner Grundsätze, die es mich lehrt, für alle neue Ansichten und Anwendungen, die es mir eröffnet hat! Weiß ich doch nun, so weit ich es zu wissen brauche im Allgemeinen — und auf das Einzelne, wo ich mir freilich oft mit meinen eignen Gedanken nachhelfen mußte, lege ich eben keinen Werth — wie ich zur Sinnenwelt komme, und was sie mir ist, und wie alle Herrschaft, die sie über mich auszuüben und aller Widerstand den sie mir entgegenzusetzen scheint, eben nur ein Schein ist; ist mir doch alles, was ich von Gewißheit brauche für mein Handeln und Leben, nun auf immer gesichert gegen alle Sophistereien, die ich mir selbst machen, oder die bis zu mir kommen könnten. Das ist mein Gewinn: wenn ich aber sagen wollte, daß ich den Zusammenhang alles Einzelnen, und die Gesetze nach denen es hier entwickelt und dargestellt ist, kurz daß ich das Seyn und Gewordenseyn des Buches so ganz verstände, wie ich es wünsche, so würde ich mich selbst nur betügen. Ich will mir meine Zweifel und Bedenklichkeiten noch einmal zurückrufen, vielleicht verschwinden sie mir, indem ich sie recht fest zu halten suche. — Noch kann ich immer nicht ganz von der Störung loskommen, welche die Ueberschrift mir gemacht hat, und mehr oder weniger schlingt sich diese in alles hinein, was mir sonst unklar und zweifelhaft ist. Wie kann doch einer, der an Freiheit und Selbstständigkeit glaubt, oder auch nur glauben will, nach einer Bestimmung des Menschen fragen? und was kann diese Frage noch

bedeuten, nachdem die andere vorangegangen ist: was bin ich? Soll sie auf ein Machen gehn, wozu ich da wäre, oder auf ein Werden? auf ein für mich zufälliges Werden, welches durch ein anderes Bestimmendes in mir gewirkt würde? Unmöglich! Also wenn alles Dasein nur um der Vernunft willen ist, auch ein Werden oder Machen durch die Vernunft und für die Vernunft. Aber wie kann denn diese Frage von der, „was bin ich," getrennt werden? Wenn einmal auch von der geistigen Natur, der Freiheit zu Ehren, nur als von blinder Natur geredet werden, und man also in jenem Sinne nicht nach der Natur des Menschen fragen soll, so scheint mir für die Frage nach dem einigen nothwendigen, kein Ausdruck unbefangener als der der alten Schulen: „was ist das höchste Gut?" wenn man ihn nur recht versteht. Jeder andere kommt aus dem Innern irgend eines Systems heraus, das ich doch noch nicht haben soll, und dieser hier führt mich immer entweder auf die Natur, was er nicht will, oder auf ein Bestimmendes was ich nicht will. Von vorne an bis in die schönen Irrgänge des dritten Buches begleitet mich diese Dissonanz, und wenn ich hier auf einmal durch jene neuen und unbekannten Wege in einer alten wohlbekannten Gegend angelangt zu sein scheine, wenn ich mit meinem gesunden Auge hinter diesem Schein, der mich nicht blendet, das Unendliche, als das einzige Reelle erblicke, das ihm zum Grunde liegen kann, und mir dies unvermuthet als ein Willen vorgestellt, und von seinen Planen zu mir geredet wird, und ich zu

ihm reden soll: so weiß ich nicht, soll mir dies durch das Setzen des irdischen Zweckes, der hernach für mich wie billig wieder aufgehoben wird, gekommen sein, oder soll ich es von Anfang an, als ich nach meiner Bestimmung fragte, schon gehabt haben? In dem festen und ruhigen Besitz jener Wahrheiten und Ansichten, die das letzte Resultat des Werkes sind, stört mich das nicht; es ist für diese nur ein schöner Ueberfluß: denn wenn ich nur weiß, die übersinnliche Welt von der sinnlichen, und meinen eigentlichen Zweck von dem, der mir als das Objektive dabei vorschwebt, zu unterscheiden, so habe ich zur Genüge für mein Handeln, und bedarf nun des Uebrigen nicht. In einem Kantischen Buche würde es mir sogar Vergnügen machen, so zwischen dem, was sie die Bedürfnisse der praktischen Vernunft nennen, herumgeführt zu werden; nur hier wirft es mich aus der Einheit des Ganzen heraus. Wenn nun aber auch von der Frage nach der Bestimmung ausgegangen werden sollte, wie kann man um diese zu beantworten von der äußeren Natur und ihrem Zusammenhange ausgehn? Geschieht dies um, weil von dieser Ansicht aus keine befriedigende Beantwortung derselben möglich ist, den Idealismus herbeizuführen? Es scheint nicht: denn jene Frage wird ja auch nicht aus dem Idealismus beantwortet, sondern weil dieser für sich eben so unzulänglich ist — aus der innern Stimme des Gewissens unmittelbar. Wozu also vorher jenes beides? Es scheint sogar dem angegebnen Zwecke des Buchs zu widersprechen: denn wenn der theoretische Idealis-

mus für den, der sich außer der Schule befindet, nur dient, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die realistische Spekulation seinem Gelangen zum Bewußtsein der Freiheit verursachen könnte: so ist er ihm warlich überall nicht brauchbar, weil ja jene Spekulation nur eine Verkünstelung des Verstandes ist, und außer der Schule ebenfalls nicht vorkommen kann. Sollte aber nicht Fichte seiner theoretischen Philosophie Unrecht thun unter uns Unphilosophen, oder Naturphilosophen, wenn er sie für uns nur auf diesen Gesichtspunkt stellt? Sollte man nicht vom Moralismus aus, sobald man nur über ihn denken will, auch nothwendig auf den Idealismus kommen müßen? Und sollte die Darstellung dieses Zusammenhanges, welchen ich ahnde, uns nicht brauchbar und dem übrigen Zwecke des Buches nicht angemessen gewesen seyn? — So stehen meine Zweifel noch immer und wollen sich unter einander nicht zerstören!

II. Was treibst du denn da so nachdenklich sizzend und zwischenburch schreibend"? — Ich denke über Fichte's Bestimmung, die ich gern recht gründlich verstehen möchte, und schreibe was ich denke, weil man damit doch immer etwas weiter kommt. Da lies. — „Weißt Du woran es Dir fehlt? Du hast einen kleinen Punkt in der Vorrede übersehen, der aber für das Verstehen wichtig ist, du hast Dich nicht genug zu dem Ich des Buches gemacht." — Ei, scherze nicht mit diesem kleinen Punkt! dann könnte ich es ja gar nicht verstanden haben. Ich

weiß aber sehr bestimmt, daß ich mich dazu gemacht habe: denn ich habe gethan, was Fichte fordert; ich habe durch eigne Arbeit und Nachdenken die Denkart, um die es zu thun ist in mir entwickelt. — „Nun ja, darum ist auch der Zweck des Schriftstellers an Dir erreicht. Aber um das Buch zu verstehen hättest Du auch den Charakter dieses Ichs auffassen müßen: denn darauf beruht der ganze Gang des Raisonnements.“ — So genau habe ich es mit der Form nicht genommen. Und was für einen Charakter hat es denn, dieses Ich? — „Den, welchen es haben mußte. Du findest es von einer Revision seiner Naturkenntnisse mit vieler Selbstzufriedenheit zurückkommend, also mit der Weisheit dieser Welt gesättigt. So mußte es sein, wenn das Zeitalter zu dem Fichte redet, sich in ihm spiegeln sollte. Du findest das moralische Interesse in ihm erwacht, aber noch ganz neu, und so mußte es sein, um diese Untersuchungen anzustellen.“ — Und das soll der Schlüßel sein zu Allem, was mir unverständlich war? — „Zu allem, und zu noch mehrerem. Ein solches Ich, welches gewohnt gewesen ist, Sich selbst aus Einem Standpunkt mit den Dingen anzusehn, bei denen doch immer außer ihrem Wesen noch von einer Bestimmung die Rede ist, mußte allerdings nach der Bestimmung des Menschen fragen, und gerade diese Frage brauchte Fichte, weil sie am unmittelbarsten auf das Verhältniß des endlichen Vernunftwesens zum Unendlichen führt, auf dessen Auseinandersetzung es, wie du wohl siehst, vorzüglich abgesehn war. Ein solches durfte auch die

un-

unſchulmäßige Flüchtigkeit haben, der ſchulmäßigen Einheit im Erklären zu Liebe manches zuzugeben, was nicht zuzugeben war, und ſich auch von manchen Einwürfen zurückſchrecken zu laſſen, die ſoviel nicht hinter ſich haben. Dies iſt Dir doch nicht entgangen?“ — Ich habe es öfters bemerkt, gleich im erſten Buch, wo das Syſtem der Naturnothwendigkeit von der Annahme eines Einfluſſes der äußern Gegenſtände, wie mir ſcheint, zu bereitwillig befreit wird; dann im zweiten Buch, wo das Ich auf einmal wieder alles zurücknehmen will; zu Anfang des dritten, wo es aufs neue die Speculation mit der Praxis in Streit ſetzt, und dann noch einmal, wo es über der elegiſchen Anſicht des irdiſchen Vernunftzweckes dem Sittengeſetz beinahe noch einmal den Gehorſam aufkündigt. Jetzt erſt verſtehe ich dieſe Umſchweife ihrer Entſtehung nach. Aber geſtehe, es iſt doch eine der ſchwierigſten Aufgaben, ſo aus einer ganz fremden Seele heraus zu monologiſiren, und ſie ſelbſt in die Fehltritte zu begleiten, welche ihr natürlich ſind! — „Und das mit ſolcher Kunſt zum Beſten des Ganzen zu benutzen. Es iſt warlich ein Unternehmen, an dem jeder andere geſcheitert wäre, ein ſolcher ſpekulativer Monolog in dem Zuſtande, wo man erſt mit ſich einig werden will. Dafür ſind dieſe Rückgänge und Rückfälle ſehr mäßig, und die erſtaunliche Gelehrigkeit und Agilität dieſes Ich war ein ſehr nothwendiges, und — wenn auch die Wahrheit der Fiction etwas darunter leidet — ſehr verzeihliches Gegengewicht gegen jene retardirende Tendenz der Form.“ — Du biſt ein guter Apologet.

Kannſt du mir aber auch begreiflich machen, warum dieſem Ich nicht ohne Dialog in ſeinem Monolog zu helfen war, und warum der Helfer ein Geiſt ſein mußte, ein ſo ſonderbarer Geiſt, von dem nirgends ſteht, wer er iſt, und der ſo ſehr aus allem Koſtüme herausgeht?“ — Das letztere kann doch keine üble Wirkung auf dich gemacht haben: denn die Empfindung, die dieſer Contraſt verurſacht, mildert auf eine gar angenehme Art das Erſtaunen über ſeine Erſcheinung, und die ſcheue Ehrfurcht vor ſeiner Kraft. Uebrigens bedenke nur, wie denn ein ſolches Ich auf den theoretiſchen Idealismus, ja bei ſeinen anfangs noch ziemlich unbeſtimmten moraliſchen Gefühlen auch auf den praktiſchen hätte kommen können, wenn nicht der Geiſt der wahren Philoſophie, der es auf die innere Anſchauung führt, auf eine außerordentliche Weiſe über daſſelbe gekommen wäre? und wie dies nach alter Sitte auf eine beſſere Art hätte verſinnlicht werden können, als durch die Perſonificirung dieſes Geiſtes? und wie er als das, was er iſt, ohne ſich zu nennen, beſſer hätte charakteriſirt werden können, als durch die Sprache und die ganze Behandlung? Es liegt aber noch mehr darin. Die großen Fortſchritte des Ich im dritten Buch werden nur dadurch erklärlich, daß man den Geiſt immer noch auf dem Ich ruhend denkt, wenn er ſchon nicht mehr gegenwärtig iſt. Und der religiöſe Anſtrich dieſes Buchs konnte wohl in dieſem Ich nicht beſſer vorbereitet werden; denn ein ſeiner Natur nach ſo irreligiöſes Weſen durfte ſich wohl durch nichts geringeres

religiös ſtimmen laßen, als durch ſo etwas.“ — Ich verſtehe Dich; und ich ſehe nun ein, daß dieſer Dialog, gerade ſo wie er iſt, dem Buch und dem Ich eben ſo nothwendig war, als mir unſer jetziger Dialog, ohne den ich auf dieſe Anſicht der Form und ihrer Verwicklung mit dem Inhalt wohl nicht gekommen ſein würde. — „Das iſt mir lieb; und ſo wollen wir uns denn eben nicht ſonderlich darum kümmern, wie kunſtgerecht wir ihn geführt haben. Hoffen will ich aber, daß wenn du in deinen Betrachtungen fortfährſt, man auch eben ſo darin merken möge, was du durch mich an Verſtändniß gewonnen haſt.“ —

III. Allzubeſcheiden: Ich bin ja ſo vollkommen zur Ruhe gebracht, daß ich nicht nöthig habe fortzufahren. — Hätte ich ihn doch nur noch das Eine gefragt, ob denn das Ich wirklich am Ende die ganze Denkart und das ganze Syſtem des Geiſtes ſo umfaßt und erſchöpft hat, als es von ſich rühmt! Doch warum will ich mehr wiſſen als ich ſoll? Darin will ich mich jenem Ich nicht ähnlich machen, und das Syſtem ſollte mir ja nicht gegeben werden. Aber in der Denkart, ja, da hat es allerdings unendlich gewonnen, mehr gewiß als es ſich ſelbſt deutlich bewußt iſt. Dies begreife ich erſt recht, wenn ich das Ende des Ganzen mit dem Ende des erſten Buchs vergleiche, und kann und muß dann erſt die Philoſophie recht lieben, die auch denjenigen, der es am wenigſten will, auf dieſe Höhe zu führen weiß, und auch jenen praktiſchen Schein aufhebt, an dem der Menſch am feſteſten hängt. Weshalb erſchrak es denn ſo gewaltig

vor jenem System der allgemeinen Naturnothwendigkeit? Weil seine Liebe dabei verloren gehen mußte, sein Interesse an sich selbst, an seiner Persönlichkeit als endlichem Wesen; weil es schlechterdings nichts an einem andern und für ein anderes, sondern nur etwas an und für sich selbst sein wollte. Dann weil es Zurechnung wollte, Verdienst und Schuld an seinem Werden und seinem einzelnen Handeln in der Welt. Dies wollte es eigentlich; und nun — wie fern ist es davon, es noch zu wollen! wie sind ihm alle diese schwankenden Begriffe und kleinen Tendenzen wie unter den Händen verschwunden, seitdem es die unselige Vorstellung von einem Unendlichen als Natur in sich zerstört hat, und das Unendliche nun als das ursprünglich Geistige kennt. Jetzt weiß es, daß es überall nicht giebt Verdienst und Schuld im Einzelnen, sondern nur daran, daß man ist, was man ist; es weiß, daß es auch mit dieser Anwendung dieses Begriffs in das absolut Unbegreifliche hineinfällt, und es beruhigt sich dabei. Jetzt weiß es, daß die Stimme des Gewissens, welche Jedem seinen besondern Beruf auflegt, und durch welche der unendliche Wille einfließt in das Endliche, der Strahl ist, an welchem wir aus dem Unendlichen ausgehn, und als einzelne und besondere Wesen hingestellt werden: es weiß, daß das Unendliche das einzige mögliche Medium ist unserer Gemeinschaft und Wechselwirkung mit den andern Endlichen: es weiß dies, und will nun gern etwas an einem andern und für ein anderes sein; und alle Verwirrung ist gelöst zwischen dem,

was es selbst, und dem was es am Unendlichen ist; beides weiß es jetzt zu vereinigen und zu genießen. Jetzt ist ihm seine gesammte Persönlichkeit schon längst verschwunden und untergegangen in der Anschauung des Ziels; jetzt betrachtet es sich nur, und achtet und liebt sich nur als eins der Werkzeuge des unendlichen Vernunftzwecks. In dieser Denkart allein können wir mit uns und dem Ganzen einig seyn und bleiben, und unser wahres Seyn und Wesen ergreifen, und unschätzbar ist das Verdienst auch nur Wenigen dazu verholfen, oder sie darin befestigt zu haben.

So das aufgestellte lesende und denkende Ich. Zu wünschen wäre, daß alle, welche das tiefe Werk gründlich verstehen wollen, eben so bescheiden darin forschten, und eben so sorgfältig jeder sich darbietenden Spur nachgingen; ja — um beim guten Wünschen zu bleiben — es wäre auch nicht übel, wenn man — verhältnißmäßig — mit der hier aufgestellten Ansicht desselben, in der das Meiste nur hat angedeutet werden können, eben so verfahren wollte.

S — r.

Im vierten Stücke dieser Zeitschrift war von Tiecks Uebersetzung des Don Quixote bey ihrer ersten Erscheinung die Rede; jetzt sind zwey Bände von Herrn Soltau's Uebersetzung herausgekommen, die aber nur zwey Drittel von der ersten Hälfte des Originals ausmachen, so daß das Ganze nach diesem Maßstabe sechs Bände betragen wird. Zwischen zwey

Uebersetzern eines großen Dichters sollte das freundliche Verhältniß von Männern obwalten, die nach einem gemeinschaftlichen Ziele streben, und deren Bemühungen einander zuweilen ergänzen können. Herr Soltau hat selbiges zuerst aufgehoben, indem er einiges seinem Vorgänger ertheilte Lob als eine Beeinträchtigung seiner angesehen, (Intell.-Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 27.) auch seine Uebersetzung wieder mit groben Ausfällen auf Tieck und meinen Bruder und mich begleitet hat. Sowohl mein Bruder im Athenäum, als ich bey der Anzeige in der allgemeinen Litteratur-Zeitung *), wir haben beyde mehr vom Original und dem Cervantes überhaupt gesprochen als von der Uebersetzung, weil es uns wichtig schien, bey Gelegenheit einer solchen, die im ganzen auf dem richtigen Wege ist, zu der wahreren längst aus dem Gesicht verlohrnen Ansicht von jenen zurückzuführen. Wir haben auch die Mängel der Verdeutschung unsers Freundes gar nicht verschwiegen, (S. Ath. B. II. S. 325. A. L. Z. 1799. Nr. 230 u. 231. S. 182, 185, 188, 189.) der eben weil er den Dichter ganz fühlt, weit entfernt ist seine Arbeit für tadelfrey zu halten, da man bey einem Versuch von dieser Schwie-

*) Diese ist von einem Rec. in einer gewissen bellettrischen Zeitung, die zu Gotha erscheint, ebenfalls angegriffen worden. Ich habe das Blatt gerade nicht zur Hand, und muß es daher auf eine andre Zeit versparen, dem ehrwürdigen Greise, der, wiewohl er die Spanische Sprache seit sechs und dreyßig Jahren studirt, die Spanischen Dichter immer noch nicht zum besten zu verstehen bekennt, weiter zur Selbsterkenntniß zu helfen.

rigkeit erst durch die Uebung zulernt; und wie sehr dieß bey ihm der Fall ist, beweist der Fortgang bis zu dem eben erschienenen dritten Bande zur Genüge.

Statt aller Antwort auf Herrn S s. Angriffe *) mag hier eine Beurtheilung seiner Uebersetzung stehen, die aber, bey so bewandten Umständen, und da Herr S. zu verstehen giebt, ich sey ihr nicht gewachsen, so viel möglich aus Beyspielen wird bestehen müssen, wegen deren ich meine der Spanischen nicht kundigen Leser im voraus um Entschuldigung bitte.

In Ansehung der Richtigkeit des Sinnes leistet Herrn S s. Uebersetzung noch am meisten; jedoch trifft man auf beträchtliche Fehler. Z. B. am Schluß des Prologs S. 74. „Hiemit Gott befohlen, und behalte mich in gutem Andenken.“ Olvide geht auf Dios: „Gott beschütze dich und vergesse mich nicht.“ Derselbe Fehler findet sich bey Tieck. Th. I.

*) Herr Soltau findet es (A. L. Z. D. J. Intell. Bl. Nr. 83.) besonders äußerst inurban, daß wir die Dinge so bey ihren eigentlichen Namen nennen, z. B. eine Katze eine Katze, und eine wissentliche Unwahrheit eine Lüge. Da er indessen nichts thut als seine Behauptung ohne Beweis wiederhohlen, so wird es doch wohl dabey sein Bewenden haben müssen. Erst sollten Tieck und ich in der Ankündigung unsrer Uebersetzung der Werke des Cervantes von unsern dichterischen Talenten viel gutes gerühmt haben. Nun will er diese Beschuldigung auf das Athenäum beziehen: aber dann ist wenigstens die eine Hälfte davon gewiß falsch, da Tieck nie etwas im Athenäum geschrieben; uud was mich betrifft, so fordre ich ihn auf, die Stelle im Athenäum darzulegen, wo ich „ganz beyläufiger Weise mich selbst mit hyperbolischen Lobsprüchen überströme.“

S. 19. „unser bewunderungswürdiger Abentheurer;“ nuestro flamante aventurero heißt: unser nagelneuer Abentheurer, oder wenn man diesen Ausdruck vermeiden wollte: unser frischer Abentheurer, wie Tieck übersetzt hat. S. 44. „ihm den schwarzen Orden der Ritterschaft ohne Verzug zu ertheilen,“ y darle la negra orden de caballeria luego. Die Uebersetzung giebt gar keinen Sinn; negra ist hier sprichwörtlich zu nehmen wie so häufig: den verwünschten Orden der Ritterschaft. Ebenfalls S. 44. „Backenstreich,“ pescozada ist ein Streich in den Nacken. Tieck hat beydes richtig. S. 59. „legte die Lanze ein!“ apretó la lanza heißt bloß: er faßte sie fest. S. 88 von der Diana des Montemayor: man solle daraus „die meisten großen Verse wegnehmen.“ Dieser Ausdruck giebt gar nicht den angemeßnen Sinn, versos mayores sind Gedichte in ausländischen Sylbenmaßen, die ganz oder großentheils aus eilfsylbigen Versen bestehen, als Stanzen, Terzinen, Sonette, Canzonen. In den einheimischen Formen war Montemayor berühmt, die Italiänischen, der Sprache angebildeten, wurden erst späterhin zur Vollendung gebracht. S. 89 von einem Buch des Lofraso: „Bey dem heiligen Orden, „den ich empfangen habe! rief der Pfarrer, seitdem „Apoll Apoll ist, seitdem die Musen Musen und die „Dichter Dichter sind, habe ich in keinem Buche so „viel Witz und so viel närrisches Zeug zusammen getroffen, u. s. w.“ Hier klingt das ganze Lob ernsthaft, da man doch aus dem Viage al Parnaso deutlich genug sieht, wie Cervantes es mit dem Lofraso meynte:

man konnte ſich nur über ihn, keinesweges aber mit ſeinem Witze beluſtigen. Tan gracioso y disparatado libro como ese no se ha compuesto, ſollte überſetzt ſeyn: es iſt nie ein ſo ergötzliches und tolles Buch geſchrieben worden. S. 131 ihrer Jungfrauſchaft unbeſchadet," con toda su virginidad á cuestas, ſollte heißen: mit ihrer ganzen Jungfrauſchaft bepackt. Das á cuestas iſt eine ſcherzhafte Parodie des Ausdrucks: ſeine Jahre auf dem Rücken haben. S. 173 „ſeine weite Studentenkappe," los habitos largos, que como escolas traia, ſollte heißen: ſeine weite Studententracht, oder Mantel. Kappe bedeutet in ordentlichem Deutſch nur eine Kopfbedeckung. S. 182 „die friſche Luft," el sereno, der Abendthau. S. 218 „dieſe ausführliche Erklärung," este general desengaño. Abgerechnet daß desengaño, ein Wort, das zu der poetiſchen Kunſtſprache der Liebe gehört, durch Erklärung ſehr ſchlecht gegeben iſt, heißt general nicht eine ausführliche, ſondern eine an alle gerichtete, allgemeine. Tieck hat es wie das meiſte von dem obigen richtig. S. 228 Beinbruch, quebrantamientos de huesos, heißt: zerſchlagene Knochen. S. 312 „bey dieſem Anblick zappelte Sancho wie ein Gehenkter, comenzó á temblar como un azogado. Herr S. hat vermuthlich das letzte Wort mit ahogado oder ahorcado verwechſelt; es heißt: er zitterte wie einer der die Queckſilberkur braucht, und ſollte im Deutſchen durch eine andre ſprichwörtliche Redensart überſetzt ſeyn, wie auch Tieck gethan. S. 393. „Der König, welcher die Gerechtigkeit ſelbſt iſt "

la justicia, que es el mesmo Rey; umgekehrt: die Gerichte, welche der König selbst sind, d. h. in seinem Namen handeln. Nach Herrn S 's Uebersetzung kommt Gerechtigkeit wie eine moralische Eigenschaft heraus, derentwegen der König gelobt würde. Th. II. S. 89. „Ist es dir möglich, so komm," si os cumple venir, veldo: ob es dringend für euch ist zu kommen, das erwägt. S. 124 „doch bin ich in meinen Augen nicht schlechter als du, obwohl du ein Ritter bist," en tanto me estimo yo villana y labradora, como tú señor y caballero: ich halte mich eben so hoch als Bäurin, wie du dich als Herrn und Ritter hältst. S. 149. „Trotz seinem Sparren," mal que le pesase: wie ungern er auch wollte. S. 193 Fräulein Dulcinea — die ich ehre und liebe wie eine Reliquie, obwohl sie keine ist," aunque an ella no la haya: wenn sie auch keine an sich trägt. S. 197 „ohne etwas hinzuzusetzen, um mir Vergnügen zu machen, oder davon zu thun, um mir Verdruß zu ersparen." Gerade umgekehrt: sin que añadas, ó mientas por darme gusto, ni menos te acortes por no quitarmele, heißt: ohne daß du hinzufügst oder lügst, um mir Vergnügen zu machen, noch auch etwas abkürzest, damit du mich dessen nicht beraubst. S. 203. Spezereybude, la tienda de algun curioso guantero, wörtlich: die Bude eines feinen Handschuhmachers, was wir einen Galanterieladen nennen würden; Spezereybude ist hier ganz unschicklich. S. 214. „Von dieser Art Liebe, versetzte Sancho, hab' ich wohl „in der Kirche gehört, daß man nur allein unsern

„Herrn Gott auf diese Weise um sein selbst willen „lieben soll, ohne Hoffnung des Lohns und Furcht „vor Strafe, wiewohl ich ihn auch wohl lieben und „ihm dienen möchte, es sey warum es auch wol„le.“ aunque yo le querria amar y servir por lo que pudiese: wiewohl ich lieber wegen dessen, was er vermag, ihn lieben und ihm dienen möchte. S. 295. „Als Dichter, versetzte Lothario, sagen sie nicht immer „die Wahrheit, aber als Verliebte sind sie immer „eben so wahrhaftig, als kurz und bündig in ih„ren Ausdrücken.“ Ganz falsch und noch obendrein lächerlich! en quanto enamorados, siempre quedan tan cortos como verdaderos, als Verliebte bleiben sie immer eben so sehr unter der Wahrheit, als sie ihr treu sind. — In den Gedichten finden sich auch einige Misverständnisse, wovon nachher.

Eine Uebersetzung des Don Quixote könnte freilich viel mehr und beträchtlichere Fehler enthalten, als in der des Herrn S. wirklich vorkommen, ohne daß dies den Genuß der Dichtung störte, da ja höhere Erfordernisse einer poetischen Nachbildung häufig vorsetzliche Abweichungen von dem buchstäblichen Sinne nöthig machen; allein da man von der vorliegenden Uebersetzung gerade in dieser Hinsicht so große Erwartungen erregt hat, da es auch wirklich die einzige Seite ist, von welcher man sie etwa Anfängern im Spanischen empfehlen kann, so verlohnte es sich wohl der Mühe, so bedeutende Fehler auszuheben.

Viel wichtiger ist schon der häufige Mangel an Genauigkeit in Wiedergebung des charakteristischen

Ausdrucks, die unnöthigen Abkürzungen und Auslassungen. Warum sind z. B. Th. I. S. 65 die Wunder des Mahomed, die im Texte stehn, mit dem Mährchen vom Priester Johann verwechselt? S. 160 steht sehr unbestimmt vom Schmuck der Mädchen im goldnen Zeitalter: „in grünen Blättern der Stauden und Bäume," statt des mahlerischen: de algunas hojas de verdes lampazos y yedra entretexidas. S. 329. „Sie hörten von Zeit zu Zeit abgemessene Schläge;" von Zeit zu Zeit ist ein Zusatz, der auf die schnell auf einander folgenden Schläge einer Walkmühle gar nicht paßt. Th. II. S. 125 in der Erzählung Dorothea's ist folgender zarte und rührende Zug ganz weggeblieben: Wenn du dich an nichts als hieran stößest, schönste Dorothea, (denn dieß ist der Name der Unglücklichen, die ihr hier seht) sagte der treulose Ritter, u. s. w. que este es el nombre desta desdichada. Statt der Wendung, womit eben dieselbe ihren Fall andeutet: con volverse a salir del aposento mi doncella, yo dexé de serlo, setzt Herr Soltau: „Mein Mädchen ging hinaus, und „ließ mich wieder allein mit dem Treulosen, und „— ich ward das Opfer seiner und ihrer Verrätherey." Ueberhaupt sucht er durch Gedankenstriche, häufiges Unterstreichen der Worte, und selbst verdoppelte Interpunktion, (als !? oder ?!) diesen Krücken schlechter Prosa, der seinigen aufzuhelfen; der seinigen sage ich, denn von der des Cervantes ist nichts übrig geblieben. Unverantwortlicher Weise ist S. 196 eine merkwürdige Aeußerung von Cervantes künstlerischem

Bewußtſeyn verkürzt und geſchmälert; der Dichter legt nämlich dem Cardenio einen großen Lobſpruch auf ſeine Erfindungskraft in den Mund, indem er ihn von Don Quixote's Verrücktheit ſagen läßt: Sie iſt in der That ſo ſelten und unerhört, daß ich nicht weiß, ob es einen ſo ſcharfſinnigen Geiſt gäbe, der darauf gerathen könnte, wenn man ſie als Dichtung erfinden und ausführen wollte. Dieß überſetzt Herr S.: „Ja „wohl, und ſo ſonderbar, daß ich nicht weiß, ob man „das alles ſo gut erfinden könnte, wenn man einen „ſolchen Menſchen fabelhafter Weiſe ſchildern wollte.“ Hat Herr S. gar keinen Sinn für das Charakteriſtiſche, oder wollte er die Unbeſcheidenheit des Cervantes mit dem Mantel der Liebe bedecken?

Es fehlt der Ueberſetzung auch in ſo fern an Vollſtändigkeit, daß vieles Spaniſch gelaſſen iſt, was der Verdeutſchung bedurft hätte, und hierin iſt die Sache nach Tiecks glücklichen Fortſchritten um vieles rückwärts geſtellt. Wie kann z. B. der deutſche Leſer errathen, daß unter dem Compaß zu Sevilla S. 35 eine Kirchenhalle zu verſtehen iſt? Sierra Morena kennt zwar jeder als den Namen eines Gebirges aber das Bild des ſchwarzen Gebirges geht doch verlohren. S. 83 iſt der ſprechende Name eines Bauern Haldudo nicht überſetzt und dadurch ein Scherz verdorben. S. 86 ſind die bedeutenden Namen aus dem Ritterroman Tirante dem Weißen, die ſo viel beytragen ihn komiſch zu charakteriſiren, unverändert beybehalten. Da der Name, den ſich Amadis in ſeiner Einſamkeit auf dem Armuthfelſen

gegeben, Beltenbros, den Tieck sehr gut durch Schönedunkel übersetzt, Spanisch gelassen ist, so wird das darüber gesagte Th. II. S. 13 ganz unverständlich. In Don Quixote's Schilderung ist der Name Brandabarbaran del Boliche gelassen, was Tieck nicht wörtlich aber drollig: von der Kegelbahn, giebt. Bey dieser Stelle tritt freylich die Schwierigkeit ein, daß die Namen in der Uebertragung auch sonor und fremd klingen müssen; wo dieß indessen möglich ist, da würde sie sehr vortheilhaft seyn, z. B. der Duque Alfeñique könnte ohne Bedenken Herzog Marcipano genannt werden. Die Benennungen Duque de Nerbia Espartafilardo del Bosque scheinen alle auf Attribute der Spitzbüberey hinauszulaufen! überall liegen hier noch eine Menge Scherze und Anspielungen verborgen, die ich nicht zu entziffern unternehme.

Mit den Wortspielen hat sich Herr S. zwar bemüht, (nur selten nimmt er seine Zuflucht zu einer Note wie bey Don Azote, Don Gigote und Don Quixote. Th. II. S. 179 was Tieck schon sehr gut gegeben hatte) er ist aber meistens gar nicht glücklich darin. Wenn Sancho den Namen Fierabras mit el feo Blas verwechselt, so läßt ihn Tieck dafür Fieberfraß sagen; Herr S. Federbras, was meines Wissens ganz und gar nichts ist. Wenn er aus Mambrino, Malandrino macht, so heißt es bey Tieck Schandriem; hier Mandarin, ein Wort wovon man nicht begreift, wie Sancho dazu kommt, und wobey obendrein der Spaß verlohren geht, und das zweytemal S. 371 gar Mawrin, was wieder gar nichts ist, da nur wie

im Original Martin hätte gesetzt werden dürfen. Für die Zigeuner- und Spitzbuben-Benennung der Galeeren gurapas hat Tieck sehr schicklich Wasserenten gesetzt, Hr. S. zuerst Kötherkofen und gleich darauf, wie señoras gurapas steht, Fräulein Wassergöttin. Wie paßt dieß nun zusammen? — Die Schelmerey, welche dahinter steckt, wenn der Pfarrer der Dorothea als Prinzessin Micomicona sagt: en poco menos de nueve años se podrá estar á vista de la gran laguna Meona, digo Meotides, scheint Herr S. gar nicht gewittert zu haben; Tieck hat sie ausgedrückt, ohne sie doch deutlicher zu machen. Ein anderer Scherz ist beyden entgangen. Als Don Quixote nach Verlust seiner Backenzähne vom Sancho befragt wird, wie viel er deren gehabt, heißt es: Quatro, respondio Don Quixote, fuera de la cordal, todas enteras y muy sanas; wörtlich: Vier, antwortete Don Quixote, außer dem Weisheitszahne, alle unversehrt und vollkommen gesund. Dieß kann heißen, er habe vier Zähne außer dem Weisheitszahne gehabt, und auch, der Weisheitszahn sey allein anbrüchig gewesen, welches nicht ohne eine lustige Bedeutung seyn würde.

Die obigen Wortspiele sind meist solche, die sich auf Namen und Wortverdrehungen beziehen; andre die mehr in den Sinn eingehen, und sich der Natur der Antithese nähern, hat Herr S. fast ganz vernachläßigt. Z. B. oyeron á deshora otro estruendo que les aguó el centento del agua. S. 329 „so hörten sie doch bald ein anderes Getöse, welches ihnen

die Freude über das Wasser wieder verdarb.“ Hier bot die Sprache die Nachbildung von selbst an: zu Wasser machte oder verwässerte. Eben so ist mehrmals das Spiel mit aventuras und desventuras übergangen z. B. S. 284. In der Novelle vom Curioso impertinente: comenzó Lotario a descuidarse con cuidado de las idas en casa de Anselmo, Th. II. S. 244 „begann Lothario sich der Besuche in Anselmo's Hause zu enthalten.“ Hernach: en efeto él supa tan bien fingir la necesidad, ó necedad de su ausencia, S. 273 „Kurz, er wußte die Nothwendigkeit seiner Entfernung so gut vorzustellen.“ Man sehe nur Tiecks Uebersetzung nach, wie glücklich und ohne Zwang er diese Gegensätze anzudeuten gewußt. Den bloßen Antitheſen ohne Wortspiel ist es oft nicht besser ergangen wie diesen; z. B. Otro dia recibió los quatro mil escudos, y con ellos quatro mil confusiones; Th. II. S. 276. „Er empfing die viertau„send Thaler, und befand sich nun in noch größerer „Verlegenheit, als zuvor.“ In Cardenio's Erzählung: Vivia en esta mesma tierra un cielo, donde puso el Amor toda la gloria que yo acertara á desearme; „In derselben Stadt lebte ein himmlisches Mädchen,“ u. s. w. Wie matt und platt! Der Doppelsinn, daß tierra zugleich Stadt und Erde bedeutet, konnte freylich nicht bedeutet, konnte freylich nicht ausgedrückt werden, aber was hindert uns zu setzen: In derselben Gegend der Erde lebte ein Himmel, dem die Liebe alle Glorie verliehen, die ich nur zu begehren wüßte. Oder hielt Herr S. dergleichen excentrische Ausdrücke

etwa

etwa für Fehler des Styls? Sagt man doch selbst im gemeinen Leben: ein Himmel auf Erden.

Es kann nicht zum Grundsatze gemacht werden, die vorkommenden Sprüchwörter jedesmal (was ohnedieß unmöglich seyn würde) durch wirkliche einheimische Sprüchwörter zu ersetzen: es ist genug wenn das sprüchwörtliche der Redensart und ihre Bedeutung nicht verkannt werden kann. Auf diese Art hat auch Herr S. manche Reimsprüche durch selbsterfundne zu geben versucht; allein es gilt hievon eben das wie von den Wortspielen. Z. E. Th. I. S. 396. „Gram und Kummer flieht vor Gesang und Lied;“ quien canta, sus malos espanta. Wie viel besser hat es Tieck: daß wer singt, sein Unglück bezwingt. Andre Male hat Herr S. Redensarten und Anspielungen, die ein lokales Kolorit haben, sehr unpassend mit deutschen und selbst provinziellen vertauscht, z. B. Th. II. S. 207 „aber was eine gute Gans ist, die schmeckt auch nach Martini;“ pero buenas son mangas despuer de pascua. Hier konnte sehr gut ohne Undeutlichkeit gesetzt werden: aber ein neues Kleid steht auch nach dem Osterfeste gut. Wenn vollends in der zierlichen Erzählung der Prinzessin Micomicona: porque jamas me ha pasado por el pensamiento casarme con aquel gigante, pero ni con otro alguno, por grande y desaforado que fuese, übersetzt wird: „wenn er auch der große Stoffel selbst gewesen wäre,“ so ist dieß nicht nur ganz und gar unspanisch, sondern eigentlich plattdeutsch, und obendrein eine höchst gemeine Uebertreibung. Auch die Flüche

und Verwünschungen haben nationales Gepräge; wenn also statt: que dios cohonda, Th. II. S. 7 „die ich zu allen Henkern wünsche; und statt der Anrede des Wirthes an Sancho: Feind Gottes und seiner Heiligen! Th. II. S. 336 „du tausend Sackerlot“ gesetzt ist, so gehen damit wirklich charakteristische Züge verlohren. Eben so geht die Uebertragung von la Santa Hermandad S. 143 durch Polizey, was auch nicht einmal dem Begriffe angemessen ist, gar sehr aus dem Kostum heraus; an andern Stellen ist es nach Tiecks Vorgange richtig die heilige Brüderschaft übersetzt.

Man unterscheidet im Don Quixote sehr gut die Stellen, wo die Sprache frisch und neu aus dem Zeitalter des Cervantes ist, und wo sie in den Reden des Helden oder derer, die seinen Ton annehmen, auf die veraltete Weise der Ritterbücher zurückgeht. Da es nun bey einer poetischen Nachbildung darauf ankommt, uns die ganze Welt, worin die Darstellung des Dichters zu Hause ist, so viel möglich gegenwärtig zu erhalten, so wird der Uebersetzer auch in jenen ersten alles vermeiden müssen, was zu bestimmt an Ansichten und Sitten unsers Zeitalters erinnert, in den letzten aber hat er ebenfalls jene feyerliche Alterthümlichkeit nachzuahmen. Von allem diesem ahndet Herr S. nun nichts; sogar da, wo das Veraltete nicht eine Nüance, sondern am stärksten aufgetragen ist, wie in Don Quixote's Brief an Dulcinea, Th .II. S. 38 übersetzt er in seinem gewöhnlichen Striche fort. Man vergleiche damit Tiecks Uebersetzung des-

ſelben Briefes. So verfehlt er auch ganz die meiſtens unerſchütterlich ruhige Rhetorik des Ritters durch vertrauliche und abgebrochne Redensarten, z. B. S. 52. „Kann alles wohl ſeyn,“ Bien está todo eso. S. 240 „was weiß ichs.“ In eben dieſer edlen Rede über die Buße des Amadis, wird dieſem ein Schabernack (sinsabor) von ſeiner geliebten Oriana angethan, und auf dieſe Art fällt Herr S. in Don Quixote's poetiſchen Reden, bey denen es ja eben äußerſt ſinnreich gedacht iſt, daß ſie wirklich oft ſehr ſchön ſind und die Parodie nur leiſe hineinſpielt, alle Augenblicke aus dem Tone. So kommt in einem der entzückendſten Perioden dieſer Art: bien notas, escudero fiel y legal etc. S. 331 plötzlich ſtockfinſter vor, wo im Original las tinieblas ſteht. Hernach S. 337. „Der Zeitverluſt, ſprach er, iſt mir zwar „verzweifelt ärgerlich; weil ſich aber doch Rocinante „durchaus nicht von der Stelle bewegen kann, ſo „will ich mich gedulden bis die Morgenröthe hervor„geht,“ da das Original wörtlich ſo lautet: Weil dem alſo iſt, Sancho, daß Rocinante ſich nicht bewegen kann, ſo bin ich zufrieden zu warten bis die Morgenröthe lacht, wiewohl ich weinen muß, daß ſie herankommen zögert. Um alles in der Welt, glaubt denn Herr S. daß Cervantes ſeinen Helden ohne Abſicht ſo reden läßt? oder hat er für gar nichts Sinn als für den materiellen Sinn der Worte, und iſt zwar wohl in Spanien, aber niemals weder im Cervantes noch überhaupt in der Poeſie geweſen?

Nach ſolchen Proben bin ich wohl des Beweiſes

überhoben, daß die feineren Schönheiten der Prosa, der kunstvolle Bau, die reizende Concinnität und Symmetrie, der numerose Gang und die befriedigende Rundung, endlich der zarte Hauch geistiger und alldurchdringender Anmuth, gänzlich verlöscht sind; eines Beweises, der, um ihn zu führen, da hierüber noch kein Schatten einer Theorie vorhanden ist, eine ausführliche Erörterung über die Natur der romantischen Prosa erfordern würde, weshalb ich mich jetzt nur auf das Gefühl solcher Leser berufen will, die das Original studirt haben, oder sich die Mühe nehmen wollen, Tiecks Uebersetzung in rednerischen Stellen mit der des Herrn Soltau zu vergleichen. Nur einen fast handgreiflichen Punkt will ich bemerken, daß die Schreibart des letzten viel zu zerschnitten und zu wenig periodisch ist. Wenn man auch noch nicht einsehen will, daß die langen Perioden des Plato und Cervantes wesentlich zu ihrer poetisirten Prosa gehören, so wird man doch eingestehen müssen, daß jenes abgebrochne eine Abweichung vom Charakter ist, und daß der Uebersetzer dadurch einer großen Schwierigkeit aus dem Wege geht, weil die Participien uns lange nicht so sehr zu Statten kommen, als den Griechen und Lateinern, oder selbst den Spaniern und Italiänern.

Den komischen und mimischen Bestandtheil der Darstellung hat Herr S. noch am ärgsten verfehlt. Nirgends zeigt sich die hohe Kunst des Cervantes bewundernswürdiger, als in der Art, wie er ihn mit dem Romantischen zu verschmelzen, und gerade, wo

er in die lebendigſte Nachahmung gemeiner Wirklichkeit hineingeht, z. B. wenn Sancho's Natur in Zorn oder Freude ſich losreißt und allen Reſpekt aus den Augen ſetzt, ſie durch unmerkliche Drucke auserleſener Zierlichkeit zu heben weiß. Nirgends Uebertreibung oder Verſchwendung, und beſonders werden in einem Werke, deſſen ganze Anlage unergründlich witzig iſt, die einzelnen Scherze und Einfälle nie vorlaut. Ohne Sinn für dieſen beſcheidnen Farbenauftrag hat Herr S. überall verſtärkt, vergröbert und den Ausdruck ins unedle und plebeje gelenkt, auch wo gar keine Veranlaſſung dazu da war, wie z. B. in dem Prolog, woraus ich ohne weiteres nur die erheblichſten Beyſpiele herſetzen will. Un hijo, einen Burſchen; pensamientos varios, Fünde und Einfälle; un hijo feo y sin gracia alguna, ungeſchlachter Junge, gleich darauf Bube; la corriente del uso, dem gewöhnlichen Schlendrian; disimules, zu vertuſchen; pensaba en el prologo, brütete über der Vorrede; ponerlos al principio, vor meinem Buche aufmarſchiren laſſen; maldiciente, ein Läſtermaul; la suspension y elevamiento, das Kopfbrechen und die Verlegenheit; que estais tan lexos de serlo, como lo está el cielo de la tierra, daß euch daran noch gewaltig viel fehlt; algunos pedantes y bachilleres, ein Paar Schulfüchſe von Magiſtern; cuya anotacion os dará gran credito, eine Note die ſich gewaſchen hat. So geht es nun durch das ganze Buch; auch die Reden des Don Quixote, die im Original ſelbſt, wenn er noch ſo ergrimmt iſt,

immer eine gewisse Würde behalten, sind voll von dergleichen. Z. B. S. 45 dexaria, Pardon geben würde. S. 118 Sabes poco, du verstehst nicht ein Haar; Th. II. S. 15 ni grado, ni gracias, das dank' ihm der Henker; S. 5 heißt ein auf die Zunge gelegtes Interdikt, Zungensperre; wo Don Quixote sagt, Th. I. S. 332 er wolle eine muy triste figura in seinen Schild mahlen lassen, läßt ihn Herr S. sagen: „ein wahres Ecce-homo Bild," welches erstlich herauskommt als hätte sich der Ritter wissentlich zum besten, und dann im Munde eines Katholiken ein wahrer Frevel seyn würde. In einer ernsten und pathetischen Rede, worin Don Quixote die Beschwerden des Ritterstandes schildert, S. 190 lautet es: „nicht unter trockenem Dache, sonder unter Gottes freyem Himmel, wo uns im Sommer das Hirn „im Kopfe verbrennt, und im Winter die Eiszapfen „an den Knebeln frieren;" statt: nicht unter schirmendem Dach sondern unter freyem Himmel, den unleidlichen Strahlen der Sonne im Sommer, und den starren Frösten des Winters zum Ziele bloßgestellt. Herr S. wird vielleicht einwenden, in derselben Rede komme ja doch piojoso vor; aber eben dieß piojoso, welches er vielleicht durch Ungeziefer zu verfeinern geglaubt hat, macht zwischen die übrige Erhabenheit so isolirt und demüthig hingestellt, eine unvergleichliche Wirkung. Ueberhaupt kommt alles auf die Weise, die Stellung und Verbindung an: viele von den hier getadelten Ausdrücken mögen allerdings von vortrefflichen Dichtern gebraucht worden seyn; allein man

wird es gewiſſen Leuten nie begreiflich machen, daß der poetiſche Gebrauch des Niedrigen und Rohen ganz etwas andres iſt als eigne unmittelbare Gemeinheit und Plattheit. — Eben ſo geht es wo der Dichter ſelbſt redet; aus dem caballo de Gonela wird S. 12 die Kracke des Gonela, ein meines Wiſſens gar nicht Deutſches, ſondern Niederſächſiſches oder Plattdeutſches Wort. Bey der Rede des Don Quixote S. 163 müſſen die Hirten mit aufgeſperrten Mäulern ſitzen, embobados y suspensos. Wird ein dickes Buch im Scherz eine Tonne genannt, ſo macht Herr S. einen Dickbauch daraus. Wird dem Rocinante das Sattelzeug geſprengt, ſo ſteht er in naturalibus da, und dergleichen Studentenwitz mehr. In Sancho's Reden findet man alle Augenblicke 'n Biſſel und andre ſolche übervertrauliche Verſtümmelungen, da doch die Spaniſche Sprache überhaupt nichts dem analoges hat. Wo ſie nun lebhaft werden, oder wo niedrige Szenen geſchildert ſind, da wird aus perder, vor die Hunde gehen, aus espada, Sarras, aus tizona, mein Habedudieß, molimiento, Prügelſuppe, encantamentos, Verhextſeyn, mal hada-da, vertrackte; eine Matratze, die ſo dünn war, daß ſie eine durchgenehte Decke ſchien, wird mit abgeſchmackter Uebertreibung: kaum ſo dick wie ein Meſſerrücken, u. ſ. w. Kurz, es wimmelt alsdann von Ausdrücken und Vergleichungen, womit ſich pöbelhafte Behaglichkeit eine Güte zu thun pflegt. Doch ich kann mich mit dieſem ekelhaften Wuſt nicht länger befaſſen: mir iſt dabey zu Muthe, als wenn die zarten

Melodien des Luftgeiſtes Ariel von irgend einem erdgebohrnen Kaliban nachgeſungen würden. Herr S. hat, wie jeder Ueberſetzer von bloß ſubjektivem Geſchmacke ſeinem Autor gern das beylegt was ihm das vortrefflichſte ſcheint, unverkennbar den Don Quixote in die Manier des Hudibras hinüber zu arbeiten geſucht, ſo wie der Hudibras wiederum eine verfehlte Nachahmung des auf eben die Art misverſtandnen Don Quixote iſt. Da nun Herr S. ſein Original ſo nimmt, ſo möchte ich wohl fragen: wozu er eine ganz neue Ueberſetzung noch nöthig finden konnte? Die Bertuchſche hat wenigſtens den Vorzug vor der ſeinigen, daß ſie aus einem Stücke iſt, indem ſie den poetiſchen Theil ganz wegläßt, da er ſich hingegen durch die verunglückte Prätenſion dieſen mit zu übertragen höchſt lächerlich gemacht hat.

Dieß iſt das einzige, wovon ich noch zu reden habe: die eingeſtreuten Gedichte. Es iſt nichts davon ausgelaſſen, außer ein paar kleine mit abgekniffenen Endſylben auf Sancho und Rocinante unter den voranſtehenden Verſen. Warum füllte Herr S. dieſe Lücke der Tieckſchen Ueberſetzung nicht aus? Die Gedichtchen ſind zwar merkwürdig genug um einen Philologen lebhaft zu beſchäftigen, aber doch gerade keine Oedipus-Räthſel. Die Sonette ſind zum Theil beybehalten: aber hilf Himmel was für Sonette! Die altfränkiſchen in Alexandrinern (Th. II. S. 294 und 296) möchten noch hingehen; aber Th. I. S. 85—91 finden ſie ſich mit Verſen von jeder Länge, von ſechsfüßigen bis zu dreyfüßigen durch einander. Wer ein

Digitized by Google

Ding wie S. 85 wo das erste Quartet das Sylbenmaß einer Ramlerschen Ode, und das zweyte gar keine Verschlingung der Reime hat, Sonett überschreiben kann, der muß von dieser Form, wobey alles auf der architektonischen Symmetrie beruht, gar keinen Begriff haben. Ich will doch dieß noch sonst merkwürdige Quartett hersetzen. Amadis redet den Don Quixote über seine verliebte Bußübungen, die seinen eignen glichen, an:

Du dessen Augenpaar, wie ein Paar Reben,
Des Salztranks Fülle täglich dir gegeben;
Du dem man Silber, Zinn und Messing zwar entführt,
Doch auf der Erde dich mit Erde regaliert;

Tú, á quien los ojos diéron la bebida
De abundante licor, aunque salobre,
Y alzandote la plata, estaño y cobre
Te dió la tierra en tierra la comida:

Zuerst der schöne Flickreim: wie ein Paar Reben. Die letzten Zeilen geben gar keinen Sinn, Herr S. hat sie durchaus nicht verstanden. Wie soll alzandote heißen können: dem man entführt? Wörtlich bedeutet es: und während dich Silber, Zinn und Kupfer erhöhte, d. h. deine Thaten verherrlichte. Sonst sagt man: die Thaten werden in Erz verewigt, die Nennung der drey Metalle ist eine burleske Erweiterung hievon, die durch das witzige Spiel, unpoetische Worte zu einem seltnen Reim zu vereinigen, herbeygeführt wird. Te dió la tierra en tierra la comida, die Erde gab dir auf der Erde Nahrung,

nämlich du verzehrteſt Wurzeln, und zwar auf der bloßen Erde ohne Tiſch oder ſonſtiges Geräth. Das ganze Sonett ließe ſich beynahe wörtlich etwa ſo geben:

Du, der du nachgeahmt mein jammernd Leben,
Dem ich mich einſt, abweſend und gekränket,
Aus frohem Stand in Buße tief verſenket,
Dort auf dem Armuth-Felſen hingegeben.

Du, den die Augen, bey dem bangen Streben,
Mit reichlichem doch ſalz'gem Naß getränket,
Dem Erd' auf Erde magre Koſt geſchenket,
Derweil dich Silber, Kupfer, Zinn, echeben.

Leb' im Vertraun, es werd' auf ew'ge Zeiten
So lang zum mindſten in der vierten Sphäre
Der blond' Apollo mag die Roſſe treiben,

Dein Name ſeinen Heldenruhm verbreiten,
Dein Vaterland genießen höchſter Ehre,
Dein weiſer Thatenſchreiber einzig bleiben.

Verſchiedne Sonette ſind in andre Sylbenmaße überſetzt, z. B. das von Gandalin an Sancho auf die Melodie: Ich denke dein. Das Geſpräch zwiſchen dem Pferde des Cid, Babieca, und Rocinante iſt in vierfüßige Anapäſte gebracht, und am Schluß die Art wie Tieck das Wortſpiel rocines und Rocinante giebt, durch Knappe und knapp, benutzt. Tieck hat durch Freyheiten in der Sprache und unvollkommne Reime den redenden Perſonen gleichſam ihren eigenthümlichen

Dialekt zu geben gesucht: eine zwar an sich drollige Idee, wozu aber das Original keine Veranlassung giebt. Ich habe folgende Uebersetzung versucht:

Gespräch

zwischen Babieca und Rocinante.

B. Wie seyd ihr Rocinante, schmal gemessen!
R. Man frißt ja nichts, und muß sich immer plagen.
B. Wie stehts mit Hafer und des Strohes Lagen?
R. Nicht einen Bissen läßt mein Herr mich essen.

B. Ey, Freund, ihr seyd unartig und vermessen,
Mit Eselszunge nach dem Herrn zu schlagen.
R. Er bleibt ein Esel, wars seit jungen Tagen;
Er ist verliebt, nun könnt ihr selbst ermessen.

B. Ist Lieben Thorheit? R. Doch gewiß nicht weise.
B. Ihr seyd ein Philosoph. R. Das kommt vom Fasten.
B. Beklagt euch denn bey eures Ritters Knappen.

R. Was hilft mirs, daß ich meine Noth beweise,
Wenn Herr und Diener unter gleichen Lasten
In die Rappuse gehn mit ihrem Rappen?

Sehr fehlerhaft ist in das Gedicht der Oriana ganz fremde Ritter-Mythologie vom Sacripant hineingebracht, da in diesen Gedichten alles bis auf die fein-

ſten Nüancen beziehungsvoll auf die Ritterbücher iſt, worin die redenden Perſonen vorkommen. Man müßte dieſe genau kennen, um allen Witz darin zu fühlen; indeſſen läßt ſich auch ohne das einſehen, daß ſie zu den meiſterhafteſten Sonetten der feineren burlesken Art gehören, die es giebt. Mit einem ſolchen nicht zum Don Quixote gehörigen Sonette, weiß ſich Cervantes im Viage ſo viel, als mit irgend einem großen Werke.

Unter den Liedern iſt das vom Antonio noch am beſten gerathen, es hat durch das dem Original nähere Sylbenmaß einen Vorzug vor Tiecks Ueberſetzung, die ich deshalb ſchon in der A. L. Z. getadelt. Doch iſt die Vertauſchung von Olalla mit dem Griechiſchen Namen Lalage unſchicklich, daß in der ſechſten Strophe „dem Endzweck ein Ziel bevorſteht,“ ein gar übler Pleonasmus, und in der fünften iſt die Anſpielung llamado und escogido auf den Spruch: viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählet, ein feiner Zug, da ein Geiſtlicher das Lied gedichtet haben ſoll, nicht gegeben. Die eignen Verſe des Don Quixote auf die Dulcinea hat Tieck weit genauer und beſſer. Das Drollige liegt im Original beſonders darin, daß Quixote immer zum Reimworte gebraucht, und dazu unedle Wörter herbeygehohlt ſind, und dann daß der Zuſatz del Toboso, der dem Ritter unentbehrlich ſchien, über das feſtgeſetzte und bekannte Maß der Copla real überfließt; das erſte iſt von Herrn S. ganz aus der Acht gelaſſen, das zweyte durch die zweckwidrige Verkürzung der Strophe verlohren gegangen. In dem

Liede des Cardenio Th. II. S. 73 lautet die letzte Strophe so:

Was reißt mich denn aus meiner Noth?
nur der Tod.
Und wem gewährt die Liebe Gewinn?
dem Leichtsinn.
Und wo ist Trost für ihre Qual?
im Narr'nspital.
Dann sind für meine Leidenschaft
Verlohren alle Mittel,
Weil nichts mir Hülf' und Rettung schafft,
Als Leichtsinn, Tod und Spittel.

Der lustige Gang der Verse macht sich vortrefflich zu der tiefen Melancholie, überhaupt scheint das Lied eher von dem Orte herzukommen, wo es Herr S. durch den Schluß hinbringen möchte. Und dieß sollten Verse seyn, denen man es anhörte, daß sie nicht von einem bäurischen Hirten sondern einem gebildeten Hofmanne herkämen! Man vergleiche nur:

Was kann lindern meine Noth?
Nur der Tod.
Und was schafft der Liebe Gut?
Wankelmuth.
Was macht ihrer Uebel frey?
Raserey.
So seh' ich, nicht weise sey
Meine Neigung wollen heilen,
Da nur Hülfe kann ertheilen
Tod, Wankelmuth, Raserey.

Oder man vergleiche vielmehr das Original, da ich nicht behaupten mag, daß es in meiner Ueberſetzung nicht an edler Zartheit eingebüßt habe.

Den Gipfel von Hrn. S's Ueberſetzerkünſten findet man aber nach allem bisherigen in der Cancion desesperada, dem erhabnen Sterbegeſange des Chryſoſtomo, den er (horresco referens) in das luſtige Romanzen-Sylbenmaß:

Wie ſelig wer ſein Liebchen hat,
Wie ſelig lebt der Mann!

übertragen hat. Die Drohung an die Geliebte wird hier gegen den Leſer gewandt:

Vom ſchrecklichen Gedicht
Soll — mir zur Lind'rung, dir zur Qual —
Bey dumpfer Leyer Ton
Das Ohr dir gällen, dieſesmahl,
Zu rächen deinen Hohn.

Wenn der Dichter alle Naturlaute des Schmerzes zu einer Symphonie der tiefſten Seelenleiden zuſammenruft, und die Schilderung eines jeden in dumpfen doch ſtarken Tönen ſich aus einem Verſe in den andern hinüberſchleift, ſo findet man hier lauter ſpringende kurze Sätze, und den Ausdruck in einem kurzen Auszuge:

Leiht eur Geheul, ihr Wölfe, mir;
Dein Brüllen, groſſer Leu;
Dein Stöhnen, du erſchlägner Stier
Ihr Raben eur Geſchrey; u. ſ. w.

Hier zu Lande möchte ein todtgeschlagner Stier wohl nicht mehr stöhnen: doch vielleicht muß man in Spanien gewesen seyn, um diese Erfahrung gemacht zu haben. Im Original:

> Del ya vencido toro el implacable
> Bramido,

ist der Ausdruck ganz des Bildes würdig, das durch die ihm zum Grunde liegende Anschauung der Stiergefechte so unmittelbar und so groß wird. Wo ein schönes Grausen durch das Gedicht zieht, ist es in nordisches Spuk- und Gespensterwesen verwandelt, z. B. „Leiht, fletschender Verdammten Heer, Eur Zähngeklapper mir; des Leichhuhns Klaggeschrey," dann „die Unke, die Drude." So sehr ich meinen Leser vorzubereiten gesucht habe, so fürchte ich doch, ihn durch das helle Posthorn der Fama und den Brummbaß des Cerberus noch zu sehr ausser Fassung zu bringen. Ja es steht wirklich da: das helle Posthorn der Fama und der Brummbaß des Cerberus. Möge denn jenes die Bemühungen unsers Uebersetzers verkündigen, und dieser den neuen Orpheus bewillkommen!

Freylich kann man sich nicht wundern, daß die Cancion desesperada so ausgefallen ist, wenn man S. 474 erfährt, daß Herr S. sie für tragikomischen verliebten Unsinn nimmt. Ein Gedicht, das den Scharfsinn der gegen sich selbst wüthenden Verzweiflung mit dieser zerreißenden Wahrheit dar-

ſtellt! *) In ſeiner Traveſtirung iſt es noch mehr als tragikomiſch, es iſt völlig burlesk und zwar von der abgeſchmackten Art geworden. Zwar iſt er nachher in ſich gegangen, und hat außer obiger Ueberſezzung, die im Texte ſteht, noch eine zweyte verfertigt. „Wie ich das Verzweiflungslied des Schäfers Chry„ſoſtomo überſetzte," ſagt er S. 474, „wählte ich zuerſt „reimfreye Verſe. Hernach glaubte ich, den Roman„zenton vorziehen zu müſſen. Jetzt däucht mich aber, „daß ich am beſten gethan hätte, die ſechzehnzeiligen „Stanzen des Originals beyzubehalten." Eine recht gute pſychologiſche Schilderung von dem Gemüthszuſtande eines ſolchen Ueberſetzers! Ich will nicht unterſuchen, wie viel Antheil Tiecks Beyſpiel und mein Urtheil darüber an dieſer Sinnesänderung haben mögen: denn in der That wir könnten uns auf unſer Werk nicht viel einbilden. Die zweyte Ueberſetzung iſt

*) Es ſey mir erlaubt, hier im Vorbeygehn den Kennern meine Vermuthung vorzulegen, daß Cervantes dieſe Canzone, wie auch die Begräbnißfeyer des Chryſoſtomo, und die Rede der Marcella urſprünglich für den zweyten Theil der Galatea beſtimmt hatte, und da er die Vollendung dieſes Gedichtes immer weiter hinausſchob, ſie für den Don Quixote benutzte. Schon im erſten Theil der Galatea bemerkt man, daß gegen das Ende deſſelben der Wechſel von Freude und Schmerz, von Tod und Leben (wie in den Exequien und dem gleich darauf folgenden ruhmathmenden Geſange der Kalliope) raſcher und entſchiedner wird; es läßt ſich alſo aus der ganzen Anlage des Werkes ſchließen, daß dieſe Gegenſätze im zweyten Theile noch höher würden geſtiegen ſeyn, und da wären folglich Stücke von dieſem ſtrengen und tragiſchen Styl durchaus erfoderlich geweſen.

ist zwar etwas weniger schlecht, aber immer noch dürftig, kümmerlich und platt genug. Z. B.

Verachtung tödtet. Argwohn (sey er nun
Gegründet, oder nicht) drückt die Geduld darnieder.
Weit schneller noch ereilt uns das Gefieder
Am Pfeil der Eifersucht; und nichts kann weher thun,
Als lange Trennung.

Auch die nordischen Bilder, das Leichhuhn, die Unke, das Zähngeklapper u. s. w. kommen wieder, und in der Unterwelt gar die Gnomen.

Du, Höllenwächter mit drey Rachen, belle
Mit allen tausen Gnomen aus der Hölle
Den Contrapunkt.

Im Spanischen steht zwar: el doloroso contrapunto; aber weiß Herr S. nicht, daß die in die Poesie aufgenommenen technischen Wörter in jeder Sprache verschieden sind? Der Contrapunkt ist hier fast eben so burlesk als oben der Brummbaß; der Spanische Ausdruck konnte sehr gut durch: die klagenden Akkorde, gegeben werden. Der Schluß krönt das Werk:

An diesem Trauerzug
Hat ein Verliebter, der von Schmach gekränket,
Sich selbst erhenket, (däucht mich) wohl genug.

Mit der Nachbildung des Sylbenmaßes ist es nichts ganzes noch halbes, weil Herr S. das Gesetz, immer männliche und weibliche Reime und zwar nur

zwey verschiedne alterniren zu lassen, nicht hat aufgeben wollen. Er verräth seine Unwissenheit in dieser Materie, wenn er bey Erklärung der Spanischen Strophe, die beyden Tercetts womit sie anfängt, Coplas, und die darauf folgenden zehn Zeilen eine Decima nennt; Namen, die ganz andern Versarten gewidmet sind. Auch ist diese Strophe gar nicht so einzig und seltsam wie er zu glauben scheint: der Anfang mit zwey Tercetts ist der gewöhnlichste bey einer Canzone, das besondre ist hier nur, daß kein einziger kürzerer Vers von sieben Sylben in der Strophe vorkommt, und dann der Schluß mit einem eingeschalteten Reime, da der gewöhnliche in zwey auf einander folgenden Reimzeilen besteht, welches beydes sich jedoch bey Dante und Petrarca findet. Herr S. meynt S 488 was er nicht nachgeahmt, „verdiene nicht einheimisch bey uns zu werden.“ „Er glaubt nicht, S. 486, daß „es einem Deutschen, der von dem Genius und „von den wahren Schönheiten seiner Muttersprache „und ihrer Dichtung einen richtigen Begriff hat, ein„fallen könne, ein langes Gedicht, wie dieses, in lau„ter elfsylbigen Versen mit weiblichen Endungen zu „übersetzen“ Da nun meinem Freunde Tieck und mir allerdings dieses und noch viel ärgere Dinge einfallen, so wissen wir, zu welcher Klasse von Deutschen wir gehören. Er belehrt uns, die Spanier und Italiäner müßten sich in Ansehung der Sylbenmaße behelfen, und erklärt somit die mit einer fast untrüglichen Feinheit des Ohres vorgenommne Wahl des Besten für Mangel und Beschränkung. In jenen Sprachen seyen

lauter weibliche Reime hinter einander noch eher zu dulden, weil da in Wörtern von weiblicher Endung die letzte Sylbe bestimmt ausgesprochen werde, im Deutschen hingegen werde sie halb verschluckt. Dieß letzte Faktum ist mir nicht bekannt, wiewohl ich in Deutschland gewesen bin; und noch weniger sehe ich ein, wie der Schluß daraus folgen soll, denn alsdann gäbe es ja eigentlich gar keine weibliche Reime, sie wären alle schon von selbst männlich, und wir hätten nur nicht recht zugehört. Die weiblichen Reime der Italiäner und Spanier haben zwar vor den unsrigen die offnen und mannichfaltigen Vokale voraus, dagegen haben wir die Verschiedenheit der Consonanten, und wenn man mittelst dieser und des Hauptvokals die weiblichen Reime gehörig kontrastirt, so kann man sie recht gut mit einander alterniren lassen; ja ich getraue mir aus einleuchtenden Gründen darzuthun, daß beym Sonett, der Canzone und dem lyrischen Gebrauch der Terzine und Oktave, die Ausschließung der männlichen Reime durchaus mit zum großen Styl gehört. Die Spanier haben fast eben so viel männliche Reime wie wir, und gebrauchen sie auch fleißig in ihren einheimischen Sylbenmaßen; bey der Einführung der Italiänischen haben Boscan und Garcilaso sie noch dann und wann gebraucht, nachher sind sie völlig ausgeschlossen worden. S. 487. „Eben so wenig „möchte es wohl einem deutschen Ohr gefallen, in einem „gereimten Gedichte im Anfange jeder Stanze „drey Zeilen nach einander ohne Reim zu hören, „und erst warten zu müssen, bis die Reime wie ein-

„zelne Soldaten aus einem Defilee einer nach dem „andern zum Vorschein kämen.“ Herrn S's. alberner Spott trifft hier gar nicht die Nachbildner, sondern die Erfinder, die Provenzalen und Italiäner, die großen metrischen Künstler unter den Neueren. Der rohe ungeübte Sinn wird den so schon starken Reiz des Reimes auf die stärkste Weise verlangen, und also ist unmittelbare Folge, und zwar mit kurzen Versen, die Naturform des Reimens. Je feiner hingegen das Gehör ausgebildet wird, desto weiter dürfen auch die Verschränkungen der Reime gehen; die Italiäner und Spanier trennen die Reime nicht selten durch fünf bis sechs Zeilen mit verschiednen Reimen. Wie muß Herrn S. dabey zu Muthe werden, da ihm schon bey dreyen das Hören vergeht! — Die Franzosen mögen bey ihren schlechten und wenig sonoren Reimen allerdings Ursache haben, das Alterniren auf zwey, und zwar dabey den Wechsel der männlichen und weiblichen Reime festzusetzen, um sie durch den Gegensatz hörbarer zu machen. Unsrer Sprache sind diese Beschränkungen durch die Nachahmung der Franzosen erst aufgedrungen (die Minnesinger entfernen die Reime oft eben so weit wie die Provenzalen, und machen auch keinen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen) und hoffentlich wird von allen solchen metrischen Vorurtheilen in einigen Jahren nicht mehr die Rede seyn.

Das unerhörte Wagestück mit drey verschiednen Reimen nach einander hat übrigens schon im vorigen Jahrhundert Harsdörfer in seiner Uebersetzung der

Diana des Gil Polo glücklich beſtanden, in welcher er überhaupt ſchon zum Theil auf dem richtigeren ſeitdem verlaßnen Wege iſt, was die Nachbildung der Spaniſchen Gedichte betrifft. Der wackre Mann äußert ſich darüber folgendermaßen, und ich kann ſeine Belehrung auf Herrn S. anwenden und dieſen damit entlaſſen: „Mir zweiffelt nicht, es werden dem Leſer „etliche Gedichte Spaniſch vorkommen, weil der„gleichen zuvor noch nicht geteutſchet. Er geruhe aber „zu bedenken, daß ſolche aus der Spaniſchen Sprache „geholmetſchet, und die Reimarten, ſo viel nur ſeyn „können, in den meiſten verblieben.“

Da ich vorhin die bellettriſtiſche Zeitung erwähnt habe, ſo will ich meinen Leſern ein Beyſpiel geben, wie viel ein Schriftſteller, der bey einem ſchwierigen Unternehmen redlich nach Vollendung ſtrebt, ſich bey unſern ſogenannten Kritikern Raths erholen kann. Im Jahr 1797 erſchien das erſte von meiner Ueberſetzung des Shakſpeare, ſechs Bände ſind nunmehr heraus, und noch ſehe ich einer gründlichen Beurtheilung vergeblich entgegen. Ein Recenſent in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (1797. Nr. 347 u. 348) glaubt mir mit ſeinem oberflächlichen Lobe mehr als Genüge geleiſtet zu haben. (Intell. Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 57. S. 477.) Er irrt ſich: mir iſt es um die Sache zu thun, und über dieſe enthielt ſeine Recenſion nichts von Bedeutung, außer etwas aus einem Aufſatze von mir abgeſchriebenes. Ein wackrer

Mann in der Oberdeutſchen Litteratur-Zeitung (vom 23ſten Auguſt 1799) zeigt viel guten Willen meine Bemühungen anzuerkennen, allein das Schickſal hat ihm ein Exemplar des Engliſchen Shakſpeare verſagt, vermuthlich iſt auch in der Provinz, worin er lebt, überhaupt keines vorhanden; er ſagt daher mit lobenswürdiger Ehrlichkeit: „So viel ſich Rec. „aus ehemaliger Lektüre des Engliſchen Originals er„innert, hat Herr Schlegel die Poeſie des Dichters“ u. ſ. w. Ein Recenſent endlich in der belletriſtiſchen Zeitung (11tes und 12tes St.) nimmt die Miene an, als wollte er wirklich auf die Sache gründlich eingehen, lobt mich mit majeſtätiſcher Unparteylichkeit, und tadelt mich hierauf mit vollkommner Gemüthsruhe. Freylich trifft der Tadel mehr den Shakſpeare als mich: es läuft auf die ſchon ſo oft widerlegten Behauptungen hinaus, Shakſpeare habe doch in einer ſehr rohen und ungeſitteten Zeit gelebt und ſey leider ſehr incorrekt, beſonders habe er viel falſchen Witz; man müſſe ihn alſo würdiger machen in einem ſo überaus feingeſponnenen und vortrefflichen Zeitalter wie das unſrige zu erſcheinen, und ihn ganz leiſe in die Popeſche Mäßigung, Artigkeit und Glätte hinüberarbeiten. Wer nicht einſieht, daß Shakſpeare auch in Handhabung der Sprache und des Versbaues Pope'n ſo weit überlegen iſt, wie alles dem gar nichts, daß alle die vermeynten Anſtöße und Abweichungen bey jenem bedeutend und ausdrucksvoll ſind und zum Weſen der Sache gehören: der verſteht noch gar nichts vom Shakſpeare, und ich darf ſagen, überhaupt

nichts von der Poesie. Wie sollte dieß auch unser Kritiker, da er eigentlich auf der Höhe jener Zeiten steht, wo man den höchsten Lobspruch ertheilte, wenn man sagte: der Mann schreibt seinen reinen und fließenden Vers. Er findet die meinigen holprig, nach der Voraussetzung daß beständig eine kurze Sylbe mit einer langen wechseln müsse, welches fürs erste strenge genommen unmöglich ist, und demnächst äußerst fehlerhaft seyn würde. Zur Nachbildung der alten Sylbenmaße ist der Rigorismus in Ansehung der Quantität durchaus erforderlich; in gereimten Versen aber (und die reimfreyen Jamben behalten völlig die Natur derselben) ist eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, sondern von accentuirten und nicht accentuirten Sylben, und den Stellen wo jene am vortheilhaftesten stehen. Ueberhaupt werden sie sehr uneigentlich Jamben genannt, man sollte sagen: zehnsylbige Verse mit männlichem Schluß, elfsylbige mit weiblichem u. s. w. Da es gar stark die Absicht ist, im dramatischen Fach besonders nach Shakspeare's Vorbilde, in andern Gattungen nach den Spaniern und Italiänern von der bisherigen seelenlosen Behandlung der sogenannten Jamben immer mehr abzuweichen, und der Anstoß, den dieß zwar nicht dem Gehör unbefangener Leser, aber der kleinen Kenntniß der korrekten Kritiker geben wird, nur durch Wegräumung jener prosodischen Vorurtheile gehoben werden kann, so werde ich mich schon einmal zu diesen bisher nur leicht berührten (Athen. B. II. S. 283 und B. III. S. 157.) Erörterungen entschließen müssen, wenn sonst niemand die trockne Mühe übernehmen will.

Doch dies alles möchte dem Rec. noch so hingehen. Allein er beschuldigt mich an vielen Stellen den Sinn des Originals ganz verfehlt zu haben. Er will dieß durch Vergleichung mit dem Englischen Text beweisen; was er aber für den Text des Dichters hält, sind die schlechten und längst verworfnen Emendationen eines Rowe, Theobald, Pope, Warburton und andrer. Er hat also gar keine Notiz davon, was seit mehr als funfzehn Jahren für die Kritik des Shakspeareschen Textes geschehen ist, denn sonst würde er, da er sich den Kopf zerbricht, was ich nur mit meiner Uebersetzung gewollt habe, unter andern Vermuthungen doch auf die Möglichkeit gerathen seyn, daß ich eine andre Lesart vor Augen gehabt haben möchte. Welche philologische Unwissenheit dieß nun wieder voraussetzt, und welche Unverschämtheit, sich dem ungeachtet an eine Beurtheilung zu wagen, leuchtet von selbst ein. Zu völliger Ueberzeugung muß ich die Beyspiele hersetzen. Aus der Rede des Bastard Faulconbridge über seine Standeserhöhung.

> Und wenn er Jürge heißt, nenn' ich ihn Peter:
> Denn neugeschaffner Rang vergißt die Namen,
> Es ist zu aufmerksam und zu gesellig
> Für die Verwandlung.

„Die letzten Zeilen," sagt Rec. „welche so wie sie da „stehen, schlechterdings keinen Sinn geben, können „nur durch das Original Licht erhalten, wo die Stelle „so heißt:

And if his name be George, I'll call him Peter;
For new-made honour doth forget men's names:
'Tis too respective and unsociable
For your conversing.

„Das it im Anfange der dritten Zeile geht offenbar „auf new-made honour in der vorhergehenden; und „man kann natürlich nicht anders übersetzen als: „Er „(der neugeschaffne Rang) ist zu vornehm (respective) „und ungesellig (unsociable, zu hochmüthig) um mit „euch zu reden for your conversing)." Wir wollen „gern zugeben, daß in den angeführten Zeilen einige „Druckfehler stehen geblieben sind, und daß statt es „ — er, und statt zugesellig — ungesellig ge„lesen werden muß. Aber dadurch ist der Stelle bey „weitem nicht geholfen; denn was soll aufmerksam „in dieser Verbindung heißen? Und was heißt für „die Verwandlung? Vermuthlich hat Herr Schl. „conversing mit converting oder conversion verwech„selt; aber wie er etwas, das doch offenbar keinen „Sinn giebt, hinschreiben konnte, ohne auf den began„genen Fehler aufmerksam zu werden, das begreift „Rec. um so weniger, da die Stelle gar keine Schwie„rigkeit hat und von Herrn Eschenburg schon richtig „übersetzt worden war." In der Maloneschen Aus„gabe (die freylich noch nicht erschienen war, als Herr Eschenburg zum ersten Male seine Uebersetzung her„ausgab) liest man:

'Tis too respective and too sociable
For your conversion.

Die undurchdringliche Dunkelheit, worüber unser Philologe klagt, beruht auf einer Auslassung, die sich von selbst versteht: „Es ist zu aufmerksam und zu gesellig," nämlich die Namen zu behalten, „Für die Verwandlung," natürlich eines geringen Mannes in einen vornehmen. Das your ist humoristisch zu nehmen, wie es oft vorkommt: Für so eine Verwandlung. Die untergeschobne Lesart verdirbt und verwirrt alles, und respective muß nach derselben etwas heißen, was es gar nicht bedeuten kann. — Ferner! „Eben so wenig „möchte (Th. V. S. 84.) für die Worte (Huberts in „der Szene mit Arthur):

— Nun du thörlicht Wasser,
Du treibst die unbarmherz'ge Marter aus!

„der deutsche Leser eine befriedigende Auskunft zu „finden im Stande seyn. — —

How now foolish rheum,
Turning dispiteous nature out of door!

„„Was wollt ihr, alberne Thränen, die mich um „„meine ganze Standhaftigkeit bringen?" Was „soll nun die unbarmherz'ge Marter? Wir wür„den vielleicht glauben, daß Marter durch einen „Druckfehler für Natur stehe, wenn nicht das Syl„benmaß dem widerspräche; aber selbst dann würde „die Stelle wenig gewinnen." Das wahre Original lautet hier:

Turning dispiteous torture out of door!

Torture und im Deutschen Marter ist aktiv genommen, für das Martern, der Vorsatz zu martern. Die

vermeyntliche Verbeſſerung nature iſt ſehr ge-zwungen und unſchicklich: die Natur im Menſchen iſt an ſich niemals unbarmherzig. — S. 40 ſteht „eine „höh're Macht als wir, ſtatt ihr, than ye: „vermuthlich ein Druckfehler!“ Die Vermuthung eines Druckfehlers, womit der Rec. ſeine chriſtliche Liebe ſo häufig bemüht, daß wenn ſie gegründet wäre, meine Ueberſetzung ſchon allein dadurch unlesbar würde, findet gar nicht Statt; in Malone's Ausgabe ſteht deutlich genug: A greater power than we.

Mit ſolchen Beyſpielen glaubt der Rec. hinreichend gezeigt zu haben, daß ich noch gar manches zu verbeſſern und zu berichtigen übrig gelaſſen, und nicht einmal die Arbeiten meiner Vorgänger überall verglichen und benutzt habe. Er könne ſie leicht noch beträchtlich vermehren; das glaube ich in der That! Ich fodre ihn auf, ſein Verſprechen zu halten, und mir wirklich eine beträchtliche Anzahl ſo grober Verſtoße gegen den Sinn des wahren Originals aufzuweiſen. Er wird aber wohl thun, ſich zuvor eine gehörige Ausgabe des Shakſpeare zu verſchaffen, und ſich um das Verſtändniß deſſelben fleißig zu bemühen, auch auf die kritiſche Geſchichte des Textes ein wenig Rückſicht zu nehmen: denn ich benachrichtige ihn, daß ich zuweilen Leſearten folge, die nicht im Texte ſtehen, weil Malone meines Bedünkens die unnützen Konjekturen immer noch nicht genug herausgeworfen hat, ſo wie er auch in ſeinen eignen ſehr unglücklich iſt. Unternimmt der Rec. aber bey gleicher Unwiſſenheit wieder den Kritiker zu ſpielen, ſo verdient er billig, daß

ihm zum Andenken für ihn selbst und zur Warnung für so viele seines Gelichters, die belettristischen Ohren ohne Umstände auf den Tisch genagelt werden.

Ich bin sonst nicht gewohnt, meine Arbeiten gegen schiefe Urtheile zu rechtfertigen: allein da unter den zahlreichen Lesern, die mir bey der Uebersetzung des Shakspeare ihr Zutrauen geschenkt haben, doch einige, die das Original nicht selbst studirt haben, sich durch die Dreistigkeit jener Behauptungen möchten irre machen lassen, so war ich ihnen diese Berichtigung schuldig. Uebrigens kann nicht leicht jemand stärker fühlen als ich, wie viel auch bey der fleißigsten Uebertragung verlohren geht, und es bedarf für mich keiner fremden Erinnerung um unablässig auf die Vervollkommnung meiner Arbeit bedacht zu seyn. Soll aber die Kritik für die poetische Uebersetzungskunst wahren Nutzen stiften, so glaube ich, muß es hier als Grundsatz festgestellt werden, was auf andre Geisteswerke nicht anwendbar ist: nämlich daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweisen hat, es besser zu machen. Denn die Aufgabe des poetischen Uebersetzers ist eine ganz bestimmte, und zwar eine solche, die ins Unendliche hin nur durch Annäherung gelöst werden kann, weil er mit ganz verschiednen Werkzeugen dasselbe ausrichten soll. Da heißt es also mit Recht:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

A. W. Schlegel.

VIII.

Ueber die Unverſtändlichkeit.

Einige Gegenſtände des menſchlichen Nachdenkens reizen, weil es ſo in ihnen liegt oder in uns, zu immer tieferem Nachdenken, und je mehr wir dieſem Reize folgen und uns in ſie verlieren, je mehr werden ſie alle zu Einem Gegenſtande, den wir, je nachdem wir ihn in uns oder außer uns ſuchen und finden, als Natur der Dinge oder als Beſtimmung des Menſchen charakteriſiren. Andre Gegenſtände würden niemals vielleicht unſre Aufmerkſamkeit erregen können, wenn wir in heiliger Abgeſchiedenheit jenem Gegenſtand aller Gegenſtände ausſchließlich und einſeitig unſre Betrachtung widmeten; wenn wir nicht mit Menſchen in Verkehr ſtänden, aus deren gegenſeitiger Mittheilung ſich erſt ſolche Verhältniſſe und Verhältnißbegriffe erzeugen, die ſich als Gegenſtände des Nachdenkens bey genauerer Reflexion immer mehr vervielfältigen und verwickeln, alſo auch hierin den entgegengeſetzten Gang befolgen.

Was kann wohl von allem, was sich auf die Mittheilung der Ideen bezieht, anziehender seyn, als die Frage, ob sie überhaupt möglich sey; und wo hätte man nähere Gelegenheit über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Sache mancherley Versuche anzustellen, als wenn man ein Journal wie das Athenäum entweder selbst schreibt, oder doch als Leser an demselben Theil nimmt?

Der gesunde Menschenverstand, der sich so gern am Leitfaden der Etymologien, wenn sie sehr nahe liegen, orientiren mag, dürfte leicht auf die Vermuthung gerathen können, der Grund des Unverständlichen liege im Unverstand. Nun ist es ganz eigen an mir, daß ich den Unverstand durchaus nicht leiden kann, auch den Unverstand der Unverständigen, noch weniger aber den Unverstand der Verständigen. Daher hatte ich schon vor langer Zeit den Entschluß gefaßt, mich mit dem Leser in ein Gespräch über diese Materie zu versetzen, und vor seinen eignen Augen, gleichsam ihm ins Gesicht, einen andern neuen Leser nach meinem Sinne zu construiren, ja wenn ich es nöthig finden sollte, denselben sogar zu deduciren. Ich meynte es ernstlich genug und nicht ohne den alten Hang zum Mystizismus. Ich wollte es einmal recht genau nehmen, wollte die ganze Kette meiner Versuche durchgehn, den oft schlechten Erfolg mit rücksichtsloser Offenheit bekennen, und so den Leser zu einer gleichen Offenheit und Redlichkeit gegen sich selbst allmählig hinleiten; ich wollte beweisen, daß alle Unverständlichkeit relativ, und darstellen, wie unver-

ſtändlich mir zum Beyſpiel Garve ſey; ich wollte zeigen, daß die Worte ſich ſelbſt oft beſſer verſtehen, als diejenigen von denen ſie gebraucht werden, wollte aufmerkſam darauf machen, daß es unter den philoſophiſchen Worten, die oft in ihren Schriften wie eine Schaar zu früh entſprungener Geiſter alles verwirren und die unſichtbare Gewalt des Weltgeiſtes auch an dem ausüben, der ſie nicht anerkennen will, geheime Ordensverbindungen geben muß; ich wollte zeigen, daß man die reinſte und gediegenſte Unverſtändlichkeit gerade aus der Wiſſenſchaft und aus der Kunſt erhält, die ganz eigentlich aufs Verſtändigen und Verſtändlichmachen ausgehn, aus der Philoſophie und Philologie; und damit das ganze Geſchäft ſich nicht in einem gar zu handgreiflichen Cirkel herumdrehen möchte, ſo hatte ich mir feſt vorgenommen, dieſes eine Mal wenigſtens gewiß verſtändlich zu ſeyn. Ich wollte auf das hindeuten was die größten Denker jeder Zeit (freylich nur ſehr dunkel) geahndet haben, bis Kant die Tafel der Kategorien entdeckte und es Licht wurde im Geiſte des Menſchen; ich meyne eine reelle Sprache, daß wir aufhören möchten mit Worten zu kramen, und ſchauen alles Wirkens Kraft und Saamen. Die große Raſerey einer ſolchen Kabbala, wo gelehrt werden ſollte, wie des Menſchen Geiſt ſich ſelbſt verwandeln und dadurch den wandelbaren ewig verwandelten Gegner endlich feſſeln möge, ein dergleichen Myſterium durfte ich nun nicht ſo naiv und nakt darſtellen, wie ich aus jugendlicher Unbeſonnenheit die Natur der Liebe in der Lucinde zur ewigen

Hieroglyphe dargestellt habe. Ich mußte demnach auf ein populäres Medium denken, um den heiligen, zarten, flüchtigen, luftigen, duftigen gleichsam imponderablen Gedanken chemisch zu binden. Wie sehr hätte er sonst misverstandeu werden können, da ja erst durch seinen wohlverstandnen Gebrauch allen verständlichen Misverständnissen endlich ein Ende gemacht werden sollte? Zugleich hatte ich mit innigem Vergnügen die Progressen unsrer Nation bemerkt; und was soll ich erst von dem Zeitalter sagen? Dasselbe Zeitalter, in welchem auch wir zu leben die Ehre haben; das Zeitalter, welches, um alles mit einem Worte zu sagen, den bescheidnen aber vielsagenden Namen des kritischen Zeitalters verdient, so daß nun bald alles kritisirt seyn wird, außer das Zeitalter selbst, und daß alles immer kritischer und kritischer wird, und die Künstler schon die gerechte Hoffnung hegen dürfen, die Menschheit werde sich endlich in Masse erheben und lesen lernen.

Nur ganz kürzlich wurde dieser Gedanke einer reellen Sprache mir von neuem erregt, und eine glorreiche Aussicht öffnete sich dem innern Auge. Im neunzehnten Jahrhundert, versichert uns Girtanner, im neunzehnten Jahrhundert wird man Gold machen können; und ist es nicht schon mehr als Vermuthung, daß das neunzehnte Jahrhundert nun bald seinen Anfang nehmen wird? Mit löblicher Sicherheit und mit einer interessanten Erhebung sagt der würdige Mann: „Jeder Chemiker, jeder Künstler wird Gold machen; das Küchengeschirr wird von Silber, von

Gold

Gold seyn.“ — Wie gern werden nun alle Künstler sich entschließen den kleinen unbedeutenden Ueberrest vom achtzehnten Jahrhundert noch zu hungern, und diese große Pflicht künftig nicht mehr mit betrübtem Herzen erfüllen; denn sie wissen, daß theils noch sie selbst in eigner Person, theils aber auch und desto gewisser ihre Nachkommen in kurzem werden Gold machen können. Daß gerade das Küchengeschirr erwähnt wird, hat zur Ursache, weil jener scharfsinnige Geist gerade das vorzüglich schön und groß an dieser Katastrophe findet, daß wir nun nicht mehr so viele verruchte Halbsäuren von gemeinen unedlen niederträchtigen Metallen wie Bley, Kupfer, Eisen und dergl. werden verschlucken dürfen. Ich sah die Sache aus einem andern Gesichtspunkte. Schon oft hatte ich die Objektivität des Goldes im Stillen bewundert, ja ich darf wohl sagen angebetet. Bey den Chinesen, dachte ich, bey den Engländern, bey den Russen, auf der Insel Japan, bey den Einwohnern von Fetz und Marokko, ja sogar bey den Kosacken, Tscheremissen, Baschkiren und Mulatten, kurz überall wo es nur einige Bildung und Aufklärung giebt, ist das Silber, das Gold verständlich und durch das Gold alles übrige. Wenn nun erst jeder Künstler diese Materien in hinreichender Quantität besitzt, so darf er ja nur seine Werke in Basrelief schreiben, mit goldnen Lettern auf silbernen Tafeln. Wer würde eine so schön gedruckte Schrift, mit der groben Aeußerung, sie sey unverständlich, zurückweisen wollen?

Aber alles das sind nur Hirngespinste oder Ideale:

denn Girtanner ist gestorben, und ist demnach für jetzt so weit davon entfernt Gold machen zu können, daß man vielmehr mit aller Kunst nur so viel Eisen aus ihm wird machen können, als nöthig wäre, sein Andenken durch eine kleine Schaumünze zu verewigen.

Ueberdem haben sich die Klagen über die Unverständlichkeit so ausschließlich gegen das Athenaeum gerichtet, es ist so oft und so vielseitig geschehen, daß die Deduction am besten eben da ihren Anfang wird nehmen können, wo uns eigentlich der Schuh drückt.

Schon hat ein scharfsinniger Kunstrichter im Berliner Archiv der Zeit das Athenaeum gegen diese Vorwürfe freundschaftlich vertheidigt, und dabey das berüchtigte Fragment von den drey Tendenzen zum Beyspiel gewählt. Ein überaus glücklicher Gedanke! Gerade so muß man die Sache angreifen. Ich werde denselben Weg einschlagen, und damit der Leser um so leichter einsehen kann, daß ich das Fragment wirklich für gut halte, so mag es hier noch einmal stehen:

„Die französische Revoluzion, Fichte's Wissenschaftslehre und Goethe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoß nimmt, wem keine Revoluzion wichtig scheinen kann, die nicht laut und materiell ist, der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben. Selbst in unsern dürftigen Culturgeschichten, die meistens einer mit fortlaufendem Commentar begleiteten Varientensamm-

lung, wozu der classische Text verloren ging, gleichen, spielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu seiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine größere Rolle als alles, was diese trieb.“

Dieses Fragment schrieb ich in der redlichsten Absicht und fast ohne alle Ironie. Die Art, wie es misverstanden worden, hat mich unaussprechlich überrascht, weil ich das Misverständniß von einer ganz andern Seite erwartet hatte. Daß ich die Kunst für den Kern der Menschheit, und die französische Revoluzion für eine vortreffliche Allegorie auf das System des transcendentalen Idealismus halte, ist allerdings nur eine von meinen äußerst subjektiven Ansichten. Ich habe es ja aber schon so oft und in so verschiednen Manieren zu erkennen gegeben, daß ich wohl hätte hoffen dürfen, der Leser würde sich endlich daran gewöhnt haben. Alles übrige ist nur Chiffernsprache. Wer Goethe's ganzen Geist nicht auch im Meister finden kann, wird ihn wohl überall vergeblich suchen. Die Poesie und der Idealismus sind die Centra der deutschen Kunst und Bildung; das weiß ja ein jeder. Aber wer es weiß, kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß er es weiß. Alle höchsten Wahrheiten jeder Art sind durchaus trivial und eben darum ist nichts nothwendiger als sie immer neu, und wo möglich immer paradoxer auszudrücken, damit es nicht vergessen wird, daß sie noch da sind, und daß sie nie eigentlich ganz ausgesprochen werden können.

Bis hieher ist nun alles ohne alle Ironie, und

durfte von Rechtswegen nicht misverstanden werden; und doch ist es so sehr geschehen, daß ein bekannter Jakobiner, der Magister Dyk in Leipzig, sogar demokratische Gesinnungen darin hat finden wollen.

Etwas andres freylich ist noch in dem Fragment, welches allerdings misverstanden werden konnte. Es liegt in dem Wort Tendenzen, und da fängt nun auch schon die Ironie an. Es kann dieses nemlich so verstanden werden, als hielte ich die Wissenschaftslehre zum Beyspiel auch nur für eine Tendenz, für einen vorläufigen Versuch wie Kants Kritik der reinen Vernunft, den ich selbst etwa besser auszuführen und endlich zu beendigen gesonnen sey, oder als wollte ich, um es in der Kunstsprache, welche für diese Vorstellungsart die gewöhnliche und auch die schicklichste ist, zu sagen, mich auf Fichte's Schultern stellen, wie dieser auf Reinholds Schultern, Reinhold auf Kants Schultern, dieser auf Leibnizens Schultern steht, und so ins unendliche fort bis zur ursprünglichen Schulter. — Ich wußte das recht gut, aber ich dachte, ich wollte es doch einmal versuchen, ob mir wohl jemand einen solchen schlechten Gedanken andichten werde. Niemand scheint es bemerkt zu haben. Warum soll ich Misverständnisse darbieten, wenn niemand sie ergreifen will? Ich lasse demnach die Ironie fahren und erkläre gerade heraus, das Wort bedeute in dem Dialekt der Fragmente, alles sey nur noch Tendenz, das Zeitalter sey das Zeitalter der Tendenzen. Ob ich nun der Meynung sey, alle diese Tendenzen würden durch mich selbst in Richtigkeit und

zum Beschluß gebracht werden, oder vielleicht durch meinen Bruder oder durch Tieck, oder durch sonst einen von unsrer Faction, oder erst durch einen Sohn von uns, durch einen Enkel, einen Urenkel, einen Enkel im sieben und zwanzigsten Gliede, oder erst am jüngsten Tage, oder niemals; das bleibt der Weisheit des Lesers, für welche diese Frage recht eigentlich gehört, anheim gestellt.

Goethe und Fichte, das bleibt die leichteste und schicklichste Formel für allen Anstoß, den das Athenaeum gegeben, und für alles Unverständniß, welches das Athenaeum erregt hat. Das beste dürfte wohl auch hier seyn, es immer ärger zu machen; wenn das Aergerniß die größte Höhe erreicht hat, so reißt es und verschwindet, und kann das Verstehen dann sogleich seinen Anfang nehmen. Noch sind wir nicht weit genug mit dem Anstoßgeben gekommen: aber was nicht ist kann noch werden. Ja auch jene Namen werden noch mehr als einmal wieder genannt werden müssen, und nur noch heute hat mein Bruder ein Sonett gemacht, welches ich mich nicht enthalten kann, dem Leser mitzutheilen, wegen der reizenden Wortspiele, die er (der Leser) fast noch mehr liebt als die Ironie:

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flötzen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Ein grosser Theil von der Unverständlichkeit des Athenaeums liegt unstreitig in der Ironie, die sich mehr oder minder überall darin äußert. Ich fange auch hier mit einem Texte an aus den Fragmenten im Lyceum:

„Die sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkührliche und durchaus besonnene Verstellung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln und sie zu verrathen. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständniß ein Räthsel. Sie soll niemand täuschen, als die, welche sie für Täuschung halten, und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären auch wohl mit gemeynt. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst seyn, alles treuherzig offen und alles tief versteckt. Sie entspringt aus der Vereinigung von

Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollständigen Mittheilung. Sie ist die freyeste aller Licenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt nothwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, den Scherz gerade für Ernst und den Ernst für Scherz halten"

Ein andres von jenen Fragmenten empfiehlt sich noch mehr durch seine Kürze:

„Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist alles was zugleich gut und groß ist."

Muß nicht jeder Leser, welcher an die Fragmente im Athenaeum gewöhnt ist, alles dieses äußerst leicht ja trivial finden? Und doch schien es damals manchem unverständlich, weil es noch eher neu war. Denn erst seitdem ist die Ironie an die Tagesordnung gekommen, nachdem in der Morgendämmerung des neuen Jahrhunderts diese Menge großer und kleiner Ironien jeder Art aufgeschossen ist, so daß ich bald werde sagen können, wie Boufflers von den verschiedenen Gattungen des menschlichen Herzens:

J'ai vu des coeurs de toutes formes,
Grands, petits, minces, gros, mediocres, énormes.

Um die Ueberſicht vom ganzen Syſtem der Ironie zu erleichtern, wollen wir einige der vorzüglichſten Arten anführen. Die erſte und vornehmſte von allen iſt die grobe Ironie; findet ſich am meiſten in der wirklichen Natur der Dinge und iſt einer ihrer allgemein verbreitetſten Stoffe; in der Geſchichte der Menſchheit iſt ſie recht eigentlich zu Hauſe. Dann kommt die feine oder die delikate Ironie; dann die extrafeine; in dieſer Manier arbeitet Skaramuz, wenn er ſich freundlich und ernſthaft mit jemand zu beſprechen ſcheint, indem er nur den Augenblick erwartet, wo er wird mit einer guten Art einen Tritt in den Hintern geben können. Dieſe Sorte wird auch wohl bey Dichtern gefunden, wie ebenfalls die redliche Ironie, welche am reinſten und urſprünglichſten in alten Gärten angebracht iſt, wo wunderbar liebliche Grotten den gefühlvollen Freund der Natur in ihren kühlen Schooß locken, um ihn dann von allen Seiten mit Waſſer reichlich zu beſprützen und ihm ſo die Zartheit zu vertreiben. Ferner die dramatiſche Ironie, wenn der Dichter drey Akte geſchrieben hat, dann wider Vermuthen ein andrer Menſch wird, und nun die beyden letzten Akte ſchreiben muß. Die doppelte Ironie, wenn zwey Linien von Ironie parallel neben einander laufen ohne ſich zu ſtören, eine fürs Parterre die andre für die Logen, wobey noch kleine Funken in die Couliſſen fahren können. Endlich die Ironie der Ironie. Im allgemeinen iſt das wohl die gründlichſte Ironie der Ironie, daß man ſie doch eben auch überdrüßig wird, wenn ſie uns überall und immer wieder geboten wird.

Was wir aber hier zunächst unter Ironie der Ironie verstanden wissen wollen, das entsteht auf mehr als einem Wege. Wenn man ohne Ironie von der Ironie redet, wie es so eben der Fall war; wenn man mit Ironie von einer Ironie redet, ohne zu merken, daß man sich zu eben der Zeit in einer andren viel auffallenderen Ironie befindet; wenn man nicht wieder aus der Ironie herauskommen kann, wie es in diesem Versuch über die Unverständlichkeit zu seyn scheint; wenn die Ironie Manier wird, und so den Dichter gleichsam wieder ironirt; wenn man Ironie zu einem überflüßigen Taschenbuche versprochen hat, ohne seinen Vorrath vorher zu überschlagen und nun wider Willen Ironie machen muß, wie ein Schauspielkünstler der Leibschmerzen hat; wenn die Ironie wild wird, und sich gar nicht mehr regieren läßt.

Welche Götter werden uns von allen diesen Ironien erretten können? das einzige wäre, wenn sich eine Ironie fände, welche die Eigenschaft hätte, alle jene großen und kleinen Ironien zu verschlucken und zu verschlingen, daß nichts mehr davon zu sehen wäre, und ich muß gestehen daß ich eben dazu in der meinigen eine merkliche Disposition fühle. Aber auch das würde nur auf kurze Zeit helfen können. Ich fürchte, wenn ich anders, was das Schicksal in Winken zu sagen scheint, richtig verstehe, es würde bald eine neue Generation von kleinen Ironien entstehn: denn wahrlich die Gestirne deuten auf fantastisch. Und gesetzt es blieb auch während eines langen Zeitraums alles ruhig, so wäre doch nicht zu trauen.

Mit der Ironie ist durchaus nicht zu scherzen. Sie kann unglaublich lange nachwirken. Einige der absichtlichsten Künstler der vorigen Zeit habe ich in Verdacht, daß sie noch Jahrhunderte nach ihrem Tode mit ihren gläubigsten Verehrern und Anhängern Ironie treiben. Shakspeare hat so unendlich viele Tiefen, Tücken, und Absichten; sollte er nicht auch die Absicht gehabt haben, verfängliche Schlingen in seine Werke für die geistreichsten Künstler der Nachwelt zu verbergen, um sie zu täuschen, daß sie ehe sie sichs versehen, glauben müssen, sie seyen auch ungefähr so wie Shakspeare? Gewiß, er dürfte wohl auch in dieser Rücksicht weit absichtlicher seyn als man vermuthet.

Ich habe es schon indirekt eingestehen müssen, daß das Athenaeum unverständlich sey, und weil es mitten im Feuer der Ironie geschehen ist, darf ich es schwerlich zurücknehmen, denn sonst müßte ich ja diese selbst verletzen.

Aber ist denn die Unverständlichkeit etwas so durchaus Verwerfliches und Schlechtes? — Mich dünkt das Heil der Familien und der Nationen beruhet auf ihr; wenn mich nicht alles trügt, Staaten und Systeme, die künstlichsten Werke der Menschen, oft so künstlich, daß man die Weisheit des Schöpfers nicht genug darin bewundern kann. Eine unglaublich kleine Portion ist zureichend, wenn sie nur unverbrüchlich treu und rein bewahrt wird, und kein frevelnder Verstand es wagen darf, sich der heiligen Gränze zu nähern. Ja das köstlichste was der Mensch

hat, die innere Zufriedenheit selbst hängt, wie jeder leicht wissen kann, irgendwo zuletzt an einem solchen Punkte, der im Dunkeln gelassen werden muß, dafür aber auch das Ganze trägt und hält, und diese Kraft in demselben Augenblicke verlieren würde, wo man ihn in Verstand auflösen wollte. Wahrlich, es würde euch bange werden, wenn die ganze Welt, wie ihr es fodert, einmal im Ernst durchaus verständlich würde. Und ist sie selbst diese unendliche Welt nicht durch den Verstand aus der Unverständlichkeit oder dem Chaos gebildet?

Ein andrer Trostgrund gegen die anerkannte Unverständlichkeit des Athenaeums liegt schon in der Anerkennung selbst, weil uns eben diese auch belehrte, das Uebel werde vorübergehend seyn. Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; die Morgenröthe hat Siebenmeilenstiefel angezogen. — Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poesie; in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt; jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehen und blitzte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren: bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede seyn, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen und dann werden euch alle eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen. Dann nimmt das neunzehnte Jahrhundert in der That seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Räthsel von der Unverständlichkeit des Athenaeums gelöst seyn. Welche Katastrophe! Dann wird es Leser geben die

lesen können. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit vielem Behagen und Vergnügen in den Verdauungsstunden genießen können, und auch zu den härtesten unverdaulichsten keinen Nußknacker bedürfen. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder Mensch, jeder Leser die Lucinde unschuldig, die Genoveva protestantisch und die Didaktischen Elegien von A. W. Schlegel fast gar zu leicht und durchsichtig finden. Es wird sich auch hier bewähren, was ich in prophetischem Geiste in den ersten Fragmenten als Maxime aufgestellt habe:

„Eine classische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr draus lernen wollen.“

Die große Scheidung des Verstandes und des Unverstandes wird immer allgemeiner, heftiger und klarer werden. Noch viel verborgne Unverständlichkeit wird ausbrechen müssen. Aber auch der Verstand wird seine Allmacht zeigen; er der das Gemüth zum Charakter, das Talent zum Genie adelt, das Gefühl und die Anschauung zur Kunst läutert; er selbst wird verstanden werden, und man wird es endlich einsehen und eingestehen müssen, daß jeder das Höchste erwerben kann und daß die Menschheit bis jetzt weder boshaft noch dumm, sondern nur ungeschickt und neu war. Ich thue mir Einhalt um die Verehrung der höchsten Gottheit nicht vor der Zeit zu entweihen. Aber die großen Grundsätze, die Gesinnungen, worauf es dabey ankommt, dürfen ohne Entweihung mitgetheilt

werden; und ich habe verſucht das weſentliche davon auszudrücken, indem ich mich an einen eben ſo tiefſinnigen als liebenswürdigen Vers des Dichters anſchloß, in derjenigen Form der Dichtung, welche die Spanier Gloſſe nennen; und es bleibt nun nichts zu wünſchen übrig, als daß einer unſrer vortrefflichen Componiſten die meinige würdig finden mag, ihr eine muſikaliſche Begleitung zu geben. Schöneres giebt es nichts auf der Erde, als wenn Poeſie und Muſik in holder Eintracht zur Veredlung der Menſchheit wirken.

Eines ſchickt ſich nicht für alle,
Sehe jeder wie ers treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht daß er nicht falle.

Dieſer weiß ſich ſehr beſcheiden
Jener bläſ't die Backen voll;
Dieſer iſt im Ernſte toll,
Jener muß ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob ſie genialiſch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergeſſen,
Was des Meiſters Kraft ermeſſen:
Eines ſchickt ſich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geiſter nöthig,
Die zu allem Dienſt erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm ſich nun vermehren,
Suche jeder wen er reibe,

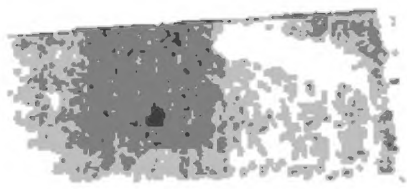
Digitized by Google

Wiſſe jeder was er ſchreibe,
Und wenn ſchrecklich alle Dummen
Aus den dunkeln Löchern brummen,
Sehe jeder wie ers treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun ſchon alleine flammen;
Doch die Menge hält zuſammen,
Viel Geſindel treu verbündet.
Wer den Unverſtand ergründet,
Hält ſich alle gern vom Leibe,
Die gebohren ſind vom Weibe.
Iſt der Bienenſchwarm erregt,
Den das neuſte Wort bewegt,
Sehe jeder wo er bleibe.

Mögen ſie geläufig ſchwatzen,
Was ſie dennoch nie begreifen.
Manche müſſen irre ſchweifen,
Viele Künſtler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen
Freuen ſich am eignen Schalle:
Reizte dieß dir je die Galle?
Laß ſie alle ſelig ſpielen,
Sorge du nur gut zu zielen,
Und wer ſteht daß er nicht falle.

Digitized by Google



Digitized by Google